





34523, VIII, G. f.
9

925
2134



Durch das Britische Reich.

Erster Band.



Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien —
Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Gübner.

Erster Band.

Mit einer Karte.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1886.

Einleitung.

Palazzo Barberini, Rom, 25. April 1883.

Indien war einer meiner Jugendträume. Mehrmals war ich im Begriff die Reise dahin zu unternehmen, aber immer traten Hindernisse dazwischen. In meinem „Spaziergang um die Welt“ hatte ich die Absicht ausgesprochen dies Land der Wunder zu besuchen. Seither sind zwölf Jahre verstrichen, und noch immer ist das mir selbst, allerdings vor Zeugen, gemachte Versprechen nicht gelöst. Dem lesenden Publikum mag dies gleichgültig sein, aber mich beschlich das Gefühl der Wortbrüchigkeit so oft ich, während meiner Winteraufenthalte in Rom, in meiner Bibliothek an einem gewissen Bücherbrette vorüberschritt. Da standen in zierlichen Einbänden die Originalausgabe und die verschiedenen Uebersetzungen der „Promenade autour du monde“. Die Eigenliebe des Verfassers mochte sich daran weiden, aber sie ward getrübt durch die Erinnerung an das unbefuchte Indien. Ich ließ daher eines Tages diese Bücher nach einer entlegenern Stelle des Saales verbannen. Heute Morgen führte mich der Zufall in ihre Nähe, und siehe, dieselbe Empfindung des Unbehagens überkam mich. Dem soll ein Ende gemacht werden. Ich gehe nach Indien.

Jeder kluge Reisende läßt, bevor er sich in Bewegung setzt, seine Koffer, und wenn es gilt dem tropischen Himmel zu trohnen, seine Person untersuchen. Die Koffer sind in guter Verfassung

und so die Gesundheit. Aesculap hat gesehen, geprüft und den Ausspruch gethan: das hohe Alter vertrage, in dem gegebenen Falle, die hohen und niedern Breitengrade.

Also nach Indien! Aber nicht auf dem banalen Wege des Suezkanals sondern um das Cap der Guten Hoffnung. Dort soll gelandet und auch Australien und Canada besucht werden. Dies gibt eine fast vollständige Reise durch das Britische Reich.

Wien, 30. Mai.

Wie lieblich ist doch die Heimat! Und nie mehr so als im Augenblicke wo man sie verläßt. Wie süß der Verkehr mit den Seinigen und den alten Freunden! Aber mein Reiseplan findet eine kühle Aufnahme. Besonders die Damen lassen es nicht an Vorstellungen fehlen. Eigentlich halten sie mich für etwas gestört. Auch mein Sohn beobachtet, wenn ich ihm von Indien und Australien spreche, ein ehrerbietiges Stillschweigen. *Le silence des peuples est la leçon des rois.* Nur fruchten diese Lectionen nicht immer.

Traveller's Club, London, 27. Juni.

Alle Vorkehrungen sind beendigt. Lord Derby und Lord Kimberley öffnen mir die officiellen Pforten der Colonien und Indiens, die Admiralität empfiehlt mich den Befehlshabern sämmtlicher Seestationen. Lord Granville und Sir Bartle Frere geben mir Briefe an Freunde; letzterer fügt ein Memorandum bei mit kostbaren Notizen über Südafrika. Die Agenten der australischen Colonien und Sir Ch. Mills, der Generalagent der Capcolonie, sorgen für eine freundliche Aufnahme in jenen fernen

Landen. Meine englischen Bekannten beneiden mich um den trip und auch um meine Thatkraft. Wenn irgendetwas diese Thatkraft schmälern könnte, so wären es diese Complimente die mich einigermaßen bedenklich machen. Im Traveller's Club sagt man mir: „What a plucky old fellow he is!“ Wenn mir ein Leid zustößt wird man sagen: „What an old fool he was!“

Southampton, 28. Juni.

Heute Morgen um 9 Uhr, also zu einer Stunde, wo die Sonne in Pallmall noch nicht aufgegangen ist, stieg der Reisende in den Wagen und sein alter Kammerdiener auf den Bock. Das Wetter war wie man es zuweilen in London im Hochsommer trifft: ein feiner rieselnder Regen, eisige Windstöße, ein grauer Himmel über welchen schwarze Wolken ziehen, die Luft feucht und kalt, das Ganze grausenhaft. Pallmall noch eine Einöde. An der Ecke des Athenäum ein Straßenkehrer, nächst der Vortreppe der Travellers zwei Policemen die mit einem betrunkenen heulenden Weibe ringen. In den obern Geschossen der nächsten Häuser, an den schleunig geöffneten Fenstern, ergößen sich Housemaids, den Staubbesen in der Hand, an dem Anblick der Scene. Da bringt das Auftreten meines armen Checco eine Wandslung hervor. Immer vorsichtig und schon jetzt bedacht den Sonnenstichen die seiner harren vorzubeugen, hat er bereits seinen indischen Helm aufgesetzt und Nacken und Schultern sorgfältig in einen weißen Schleier gehüllt. Ein geographischer Misgriff der, von den Mägden sogleich bemerkt, ihr schallendes Gelächter erregt. Dem erstaunten Großweeper entgleitet sein Instrument. Die Policemen lassen zwar ihre Beute nicht fahren, messen uns aber mit strengen und argwöhnischen Blicken. Am Strand, wo es schon seit mehrern Stunden heller Tag ist, bleiben die Leute stehen, die einen lachend, die andern

verblüfft. Dann eilen sie weiter, die Schritte verdoppelnd um die verlorene Zeit einzuholen. Am Bahnhofe allgemeine Sensation, bis, auf mein Geheiß, das Corpus delicti in seinem Futteral verschwindet.

Um 12 Uhr mittags hält der Zug auf dem Landungsplatze von Southampton wenige Schritte von unserm Dampfer. Fünf Minuten später befinde ich mich in meiner wohnlichen Kajüte. Dem Programm gemäß genau um 1 Uhr setzt sich der Steamer nach der südlichen Hemisphäre in Bewegung.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung	Seite V
----------------------	------------

Erster Theil.

G ü d a f r i k a.

I. Die Ueberfahrt. Vom 29. Juni zum 20. Juli 1883. — Die Passagiere. — Madera. — Teneriffa. — Das Cap Verde. — Die points morts.	3
II. Capstadt. Vom 20. zum 31. Juli; vom 26. August zum 15. September. — Physiognomie der Stadt. — Die Gesellschaft und die politische Welt. — Wynberg. — Constantia. — Bishops-Court. — Simons-Bay. — Die Barmherzigen Schwestern. — Die öffentliche Bibliothek. — Die Sternwarte. — Langalebaleli. — Der Drakenstein. — Paarl. — Fransh-Hoek. — Stellenbosch.	10
III. Die östlichen Provinzen. Kafferland. Vom 31. Juli zum 15. August. — Das Cap der Guten Hoffnung. — Port Elisabeth. — Eisenbahn und Elefanten. — Graham's Town. — Ankunft im Kafferland. — King William's Town und die Colonie Braunschweig. — Magistrate und Kaffern. — Die Küste von Pondoland.	36
IV. Natal. Vom 15. zum 26. August. — Durban. — Zuckerbau. — Die Arbeiter. — Delagoa-Bay. — Die Zulu. — Pieter-Maritzburg. — Bei einem Zuluhäuptling. — Politische Uebersicht. . .	62

Zweiter Theil.

Neuseeland.

	Seite
I. Die Ueberfahrten. Von Capstadt nach Melbourne, vom 15. September zum 5. October 1883. — Von Melbourne nach Bluff (Neuseeland), vom 10. zum 15. October. — Annehmlichkeiten und Unzukömmlichkeiten der Seefahrten in den australischen Gewässern. — Möven. — Passagiere. — Entfernungen.	111
II. Die Südinself. Vom 15. zum 24. October 1883. — Invercargill. — Wakatipu-See. — Dunedin. — Christchurch. — Eine „Station“ im Innern.	120
III. Die Nordinself. Vom 25. October zum 12. November 1883. — Wellington. — Picton. — New-Plymouth. — Kawhia. — Auckland. — Die heißen Seen. — Politische Uebersicht.	136

Dritter Theil.

Australien.

I. Seereise von Colombo nach Albany, Glenelg und Melbourne. Vom 9. zum 27. April 1884. — Unterseeische Vulkane. — Die Kokusinseln. — Albany. — Ein Cyklon. — Glenelg. — Ankunft in Melbourne.	177
II. Victoria. Vom 5. zum 10. October 1883; vom 27. April zum 5. Mai 1884. — Geschichtliche Notizen. — Wirkung der Entdeckung von Goldminen. — Physiognomie von Melbourne. — Die intercoloniale Eisenbahn.	183
III. New-South-Wales. Vom 17. zum 29. November 1883; vom 6. zum 20. Mai 1884. — Geschichtliche Notizen. — Die Physiognomie von Sydney. — Botany-Bay. — Die Universität. — Ausflüge nach den „Blauen Bergen“ und nach dem Hawkesbury-Fluß. — Die Arbeitslosen.	199
IV. Queensland. Vom 27. November zum 13. December 1883. — Brisbane. — Darling-Downs. — Rockhampton. — Townsville. — Thursday-Insel. — Politische Uebersicht.	215

Vierter Theil.

I n d i e n.

Seite

- I. **Java, Singapur, Ceylon.** Vom 14. December 1883 zum 16. Januar 1884. — In den niederländischen Gewässern. — Batavia. — Muselmanischer Fanatismus. — Monopol und Zwangsarbeit. — Regenten und Residenten. — Tjandjoer. — Bandoeng. — Der Vulkan Tangkoe-ban-praew. — Besuch beim Regenten. — Der Sylvesterabend. — Von Batavia nach Singapur. — Das chinesische Element. — Seereise nach Colombo. — Randy. — Ausflug in das Gebirge. — Die Singalesen. — Kaffern auf Ceylon. — Abreise nach Madras. 253
- II. **Madras.** Vom 15. Januar zum 7. Februar. — Ankunft in Madras. — Aufenthalt in Guindy-Park. — Mount St. Thomas. — Mysore. — Ein Tiger auf dem Bahnhofe. — Der Maharaja von Mysore. — Eine Revue in Bangalore. — Die indische Armee. — Ein Ball bei dem Maharaja. — Die britischen Residenten. — Mgge. Coadon. — Waffenspiele im Lager. — Die Tempel von Conjeveram. — Ankunft des Vicekönigs in Madras. — Reise nach Hyderabad. — Bolaram. — Der Staat des Nizam. — Sir Salar Jung. — Die Lehnsfürsten. — Die Armee des Nizam. — Die Durbare des Vicekönigs und des Nizam. — Feste in Hyderabad. — Eine Villa Salar Jung's. — Ein Morgen Spaziergang. — Die Stadt Hyderabad. . . . 284

Uebersichtskarte von Freiherrn von Hübnér's Reisen um die Erde (1871 und 1883—1884).

Erster Theil.

S ü d a f r i k a .

I.

Die Ueberfahrt.

Die Passagiere. — Madera. — Teneriffa. — Das Cap Verde. — Die points morts.

Plymouth, 29. Juni. — Unser Dampfer liegt, die Post erwartend, am Eingange der Rhede. Das Wetter prachtvoll. Kein Lufthauch. Die Sonne verklärt mit sanftem Lichte die ehrwürdigen Thurmspitzen der Stadt, die grünen Hügelzüge mit ihren hundertjährigen Baumgruppen, die weite Wasserfläche, jetzt blau wie der Himmel der sich in ihr spiegelt. Von Zeit zu Zeit Glockengeläute, gedämpft durch die Entfernung. Sonst allenthalben tiefe Stille, die Ruhe des Sonntags, in der Luft, am Lande, über den Wassern.

Dies ist Altengland. Aber hier an Bord fühlt man sich bereits in Afrika. Die meisten unserer dort ansässigen Passagiere haben Eile dahin zurückzukehren; die andern, welche erst ihr Glück zu machen hoffen, sind von ähnlicher Hast beiseelt. Man spricht nur von Diamanten, Schafen, Straußen. Selbst jene beiden jungen Offiziere, die sich noch gestern im Kreise ihrer Familie befanden, sind bereits im Geiste, der eine an Bord seines Schiffes in Simons-Bay, der andere bei seinem Regimente in Natal. Niemand hat ein Wort, einen Gedanken, einen stillen Seufzer für die Heimat die man verläßt für lange, vielleicht für immer. Aber so ist der Mensch, besonders der Mann der That:

er lebt in der Zukunft mehr als in der Gegenwart, niemals in der Vergangenheit. Nur das Alter blickt nach ihr zurück.

Wir haben einen Gentleman an Bord der seiner Gesundheit halber reist. Ein geistreicher Mann mit einer bunten Vergangenheit. Er selbst erzählte mir seine Biographie. Noch sehr jung verlobte er sich mit einem reizenden Mädchen. Die Braut hatte nur einen Fehler, sie war arm. Der Vater widersezte sich der Heirath und entzog dem Sohne die nöthigen Geldmittel. Dieser, um den heißersehten Augenblick zu beschleunigen, trat in eine Schauspielertruppe die damals einer gewissen Beliebtheit genoß, und spielte stumme Rollen, gewöhnlich stellte er Neger dar. Eines Abends trat er als Herzog von Richelieu auf. Er hatte nur über die Bühne zu schreiten und sich auf einen Thronfessel zu setzen; aber er erntete allgemeinen Beifall. Es war der größte aber auch der letzte Erfolg seiner theatralischen Laufbahn. Ein Brief der Braut machte ihr ein Ende. Sie benachrichtigte ihn von ihrer Vermählung mit einem andern. Den Tod im Herzen, beeilte er sich ihrem Beispiele zu folgen. Obgleich in den Hafen des ehelichen Glückes eingelaufen, begann nun für ihn ein äußerst abenteuerliches Dasein. Sein Schicksal wollte es so. Als Offizier hat er in allen Welttheilen gekämpft, als Seemann alle Meere durchsegelt und auf allen Küsten Schiffbruch gelitten; natürlich alle Gattungen wilder Thiere gejagt. Zweimal widerfuhr ihm lebendig begraben zu werden. Der Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse entspricht die Vielseitigkeit seiner Talente. Er singt, er spielt auf dem Klavier und handhabt die Guitarre. Auf der Geige thun es ihm wenige gleich. Auch verläßt ihn dies Instrument niemals, und darum nennt man ihn an Bord den Herrn mit der Geige. Ueberdies leistet er das Unglaubliche auf dem Velocipède. Er erzählt vortrefflich und schreibt Romane. In diesem Augenblicke hat er eine novel unter der Feder, betitelt das „Geheimniß von Rockorgueil Castle“. Heute hat er das erste Kapitel

beendigt, nach seinem eigenen Geständniß, ein kleines Bijou. Die einzige Schwierigkeit ist das Geheimniß seines Schlosses zu entdecken. Er sucht, er findet es nicht. Diese Ungewißheit verbittert sein Leben. Unter den Passagieren, besonders bei den Damen steht Mr. B. in großer Gunst. Wenn er abends, die Nase ein wenig hoch tragend, ein sarkastisches Lächeln auf den Lippen, die Geige unter dem Arme, in die Musikhalle tritt, erheitern sich alle Physiognomien. Die Langeweile der Seefahrt ist vergessen. Der Mann mit der Violine fühlt sich und ist der Herr der Situation.

Der Meerbusen von Biscaya liegt hinter uns, und die ersten Ansichten der semitropischen Breiten machen sich fühlbar. Die See ist ruhig, die Luft lau, noch nicht heiß.

Ein paar Stunden auf Madera. Diese Insel wäre reizend, trüge sie nicht allzu sehr den Anstrich dessen was sie ist, und immer mehr wird: ein großes Sanitarium.* Die kleine Stadt Funchal, ihre eingeborenen Bewohner, die Häuser, die Gassen welche wie in Lissabon auf- und niedersteigen, die Villen und Grotten tragen ein entschieden portugiesisches Gepräge, allerdings mit einem stark aufgelegten britischen Firnis. Hier und da sieht man Fremde, Herren und Damen mit gefärbten Wangen und leuchtenden Augen, bereits in zu vorgerücktem Stadium der Krankheit um während des Sommers nach Europa zurückzukehren. Sie reiten spazieren, oder lassen sich in dem Rete tragen oder fahren in einem Carro. Der Rete ist ein Tragsessel, der die barocken Formen des 17. Jahrhunderts bewahrt hat; der Carro ein von Ochsen gezogener Schlitten, der auf den glatten Steinplatten mit Leichtigkeit dahingleitet. Andere, zu schwach um ihre Wohnung

* Die Zahl der in Madera überwinterten Kranken ist in steter Zunahme begriffen. Seit 1879 ist sie von 120 auf 400 gestiegen.

zu verlassen, sitzen oder liegen auf chinesischen Rohrstühlen am Balkone. Ihre Blicke schweifen vergeblich nach Abwechslung suchend von Fenster zu Fenster, von Thür zu Thür, welche in dieser todten Jahreszeit fast alle verschlossen sind. Das kranke Aussehen der Fremden bildet einen peinlichen Gegensatz mit der blühenden Gesundheit und der Lebhaftigkeit der Einheimischen, mit den kühnen phantastischen Umrissen des Felsens den man Madera nennt.

Heute Morgen 9 Uhr zeigt sich vor uns am Horizont, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar, ein grauer Punkt. Um Mittag ist der graue Punkt ein hoher blauer Berg geworden. Abends dampfen wir in unmittelbarer Nähe an seinen Grundfesten vorüber: ein Labyrinth übereinandergethürmter, zerklüfteter kolossaler Felsblöcke, jetzt umflossen von violetten und rothigen Tinten. Mit andern Worten, der Pik von Teneriffa war in Sicht um 9 Uhr morgens. Um 6 Uhr abends befanden wir uns an seinem Fuße, und während dieser ganzen Zeit liefen wir $12\frac{1}{2}$ Meile die Stunde. Dank der ausnahmsweisen Durchsichtigkeit der Luft hat sich der Berggriese in der großen Entfernung von 112 Seemeilen gezeigt.

Unter den Passagieren zieht eine ältliche Dame meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich muß ihr irgendwo begegnet sein. Ja, ich sah sie in den Galerien von Amsterdam. Ein Rembrandt oder ein van Haals muß sie gemalt haben, oder irgendein anderer großer Meister jener Schule. Und dem thatkräftigen Ausdruck ihres Antlitzes, dem mächtigen Bau der hohen Gestalt scheint die geistige Beschaffenheit zu entsprechen. Sie ist Tochter und Gattin holländischer Boer. Stundenlang kann ich sie anhören wenn sie von ihren Jugendjahren erzählt, von den Einöden des Orange Free State und von Transvaal, von den noch geheimnißvollen

Ufern des Limpopo, von dem nomadischen Familienleben der Boer, ihrem Sinne für Unabhängigkeit; wie sie die Einsamkeit lieben, die Entbehrung ertragen, der Gefahr Trotz bieten — von den Wilden, der Dürre, der Tsetse, dieser Feindin des Ochsen; vom Ochsen, diesem wesentlichen Bestandtheile ihres Daseins, denn er nährt sie und schleppt ihre Wagen durch die Steppe, und der Wagen ist des Boers Wohnhaus, in dem er zur Welt kommt, in dem er lebt und stirbt.

Eines Tages gewahrte ich den Mann mit der Violine, wie er am Deck mit sorgenvollem Antlitze auf- und niederschritt. Er suchte sein Geheimniß. Aber abends waren die Wolken von seiner Stirn geschwunden. Niemals sah ich ihn glänzender. Er liebt es französisch radezubrechen, und, immer galant, ist er verschwenderisch mit dem weiblichen Geschlecht. „Was ist die See-krankheit?“ fragte man ihn. Er antwortete: „La mal de mer est la remords d'une estomac méchante.“ Die Definition fand großen Beifall. Zwei junge Mädchen, welche eben ein Pensionat in Brighton verlassen haben, beneideten ihn um die Leichtigkeit mit welcher er das gallische Idiom handhabt.

Vor uns liegt das Cap Verde. Wir können den Leuchthurm ausnehmen, und bald darauf die Sanddünen im Rücken der Stadt Dakar. Die kleine Insel Gorea ist auch in Sicht. Ich besuchte dies entsetzliche Gestade im vorigen Jahre, auf einer Reise nach Brasilien begriffen. Am Rückwege fanden wir das Gelbe Fieber in Gorea. Dakar war noch frei, und der gute Kapitän Grou des Congo (Messageries maritimes) konnte es nicht über sich gewinnen einem Sergeanten und vier Soldaten — alle fieberkrank — die Aufnahme an Bord zu verweigern. Der Schiffsarzt sagte mir: „Einer oder zwei dieser armen Jungen werden an Bord sterben beim Einlaufen in die Gironde. Die Gironde ist

der point mort der Fieberkranken aus dem Senegal; die Canarischen Inseln für die Patienten aus Brasilien und dem Rio de la Plata. Schwerkranke, die aus China und Indien kommen, unterliegen bei der Einfahrt in das Rothe Meer. Wer aber von ihnen die Ueberfahrt glücklich übersteht, wird in der Regel gerettet. Die Canarischen Inseln, die Gironde, Aden sind die drei point morts.“ Die Ursache sei unbekannt, aber die Thatsache durch eine lange Erfahrung bekräftigt. Glücklicherweise erholten sich unsere jungen Soldaten wunderbar, so auch der kränkste unter ihnen, der Sergeant.

Wir hatten die Nacht nächst der Quarantäne am Ausflusse der Gironde zugebracht. Am Morgen brachte uns ein kleiner Dampfer stromaufwärts nach Bordeaux. Auf dieser kurzen Fahrt, im Anblicke der Stadt, wenige Minuten vor der Ankunft, starb der arme Sergeant. Le point mort!

Am Sonntage herrschen regelmäßig üble Laune und Langedeweile im Rauchsalon. Keine Karten, kein Whist, kein Besigue. Sogar die Cigarre und die Pfeife gelten nicht für vollkommen orthodox. Eine im Punkte der Sonntagsruhe besonders strenge Dame ertappt den jungen honorable . . . einen Roman lesend. Sie fixirt ihn, lispelt das Wort Sonntag, entreißt ihm den Roman und drückt ihm ein Gesangbuch in die Hand.

Seit zehn Tagen sahen wir weder Land, noch Segel, noch irgendein lebendes Wesen außer einem ungeheuern Walfisch. Dieser Theil des Atlantischen Meeres ist sehr einsam. Während wir uns längs der Westküste des afrikanischen Continents bewegten, war die Hitze unausstehlich. Jetzt hat sich die Luft abgekühlt, die lange Seefahrt geht zu Ende, und die beste Laune herrscht wieder an Bord. Heute gerieth unser Schiff plötzlich in eine sturmgepeitschte See, obwol vollkommene Windstille herrschte. Die

englischen Seeleute nennen dies den southwesterly groundswell, eine sehr bedeutende Störung der Meeresruhe, hervorgebracht durch eine unterseeische Strömung die, vom Cap Horn kommend, an die Grundfesten des Vorgebirges der Guten Hoffnung prallt.

Am 19. Juli, kurz vor Sonnenuntergang war Land in Sicht. Genau um Mitternacht, bei dem herrlichsten Vollmonde, ging der Dampfer auf der Rhebe der Capstadt vor Anker. Unsere jüngern Passagiere brachen in ein infernales Freudengeheul aus. Einige zarte Damen verschmähten es nicht mit mehr oder minder melodischen Stimmen in den Chor einzufallen. Der Hexensabbat verlängerte sich bis zum Morgen. Eine starke Geduldsprobe für geregelte Staatsbürger welche gewohnt sind nachts zu schlafen. Ich tröste mich aber mit dem Gedanken daß die erste Etappe meiner Weltfahrt erreicht ist. Entfernung von Southampton 6000 Meilen.*

Heute Morgen trennten sich die Passagiere unter lauten Freudenbezeugungen. Ich sah nie einen fröhlichem Abschied. Nur der Mann mit der Geige bewahrt inmitten des Getümmels die ihn nie verlassende Ruhe. Aber sein Antlitz ist freudestrahlend. Nicht ohne Mühe bahnt er sich den Weg durch ein Chaos von Reisefäcken und Koffern, tritt zu mir, ergreift meine beiden Hände, blickt mir mit dem Ausdrucke eines Triumphators in die Augen —: Er hat das Geheimniß seines Romans gefunden.

* Seemeilen zu 60 auf den Breitengrad. Die Entfernungen zu Lande sind immer in englischen Meilen, 69,16 auf den Grad, angegeben.

II.

Capstadt.

Vom 20. zum 31. Juli; vom 26. August zum 15. September.

Physiognomie der Stadt. — Die Gesellschaft und die politische Welt. — Wynberg. — Constantia. — Bishops-Court. — Simons-Bay. — Die Barmherzigen Schwestern. — Die öffentliche Bibliothek. — Die Sternwarte. — Langa-lebaleli. — Der Drakenstein. — Paarl. — Franck-Hoef. — Stellenbosch.

Seit der ersten Besitzergreifung dieses Territoriums durch die Holländisch-Indische Gesellschaft, seit den Tagen des ersten Capcommandanten, des hierzulande noch verehrten van Riebeeck, haben zahllose Reisende diese Gegend besucht und mehrere von ihnen unternommen sie zu beschreiben. Als ob es der Feder oder dem Pinsel gestattet wäre den ergreifenden, fesselnden, berauscheidenden Eindruck dieses Panoramas wiederzugeben. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich, senkrecht emporsteigend, ein ungeheurer Block mit horizontalem Scheitel. Es ist der Tafelberg. Zu seinen Seiten zwei riesige Felsen, hier der Löwenkopf, dort die Teufelsspitze. Zusammen bilden sie den mächtigen Damm an dem sich die Stürme der südlichen Meere brechen. Ein Bild der Unbeweglichkeit trotz der Mannichfaltigkeit der stets wechselnden Farben: Blau wie der Opal am Morgen, mattes Gold nachmittags, rosig wenn die Sonne dem Horizonte naht, violett wenn sie unter ihm verschwindet. Am Fuße des Kolosses ein dunkelgrünes Band mit weißen Flecken: die Gärten und Pflanzungen, die Kirchthürme und Häuser der Capstadt; weiterhin gegen Osten, lichtgrün und gelblich, Wiesengründe und Dünen.

Und über der Ebene, nach dem Innern des Continents flüchtend die gezinnten Ketten des „Blauen Gebirges“. Wer könnte bei diefem Anblicke einem Anfalle von Begeifterung widerftehen?

Aber kaum hat der Ankömmling den Fuß an das Land gefekt als ein Umfchwung in feinen Eindrücken fühlbar wird. Er erinnert fich der ungünstigen Befchreibungen die er gelesen hat. Wie fein Guideboof, findet er die Stadt klein, und fie ift es da fie nur 30000 Einwohner zählt; feucht, und fie ift es nach jedem Regen; ohne monumentale Gebäude, keine Renaissance, kein Elifabethean — kein Queen Anna=Stil. Mir gefällt dies, aber er vermifst die breiten Straßen, die pompöfen Häuser die allerdings, von Unternehmern nach ein und demfelben Modell gebaut, fich gleichen wie zwei Tropfen Waſſer. Diefe Einförmigkeit findet eben feinen Beifall. Der Zukunftsmenſch, der Menſch des 20. Jahrhunderts, erkennt fein Ideal in den amerikaniſchen und auſtraliſchen Städten, und dies Ideal ſucht er hier vergebens. Daher fein ſtrenges Urtheil. Das alte England empfand keine beſondere Vorliebe für Straßen breit genug daß Kinder in den durch den Regen gebildeten Waſſertümpeln ertrinken, wie dies bei den Antipoden vorkommt. Der Jungengländer, der Engländer der Colonien amerikaniſirt ſich. Daher der geringe Anklang welche die gute, alte, ſympathiſche Capſtadt bei ihm findet. So wenig ſteht ſie in Gunſt daß es eines gewiſſen moralifchen Muthes bedarf um ſie zu vertheidigen. Ich beſitze dieſen Muth aber ich befehre niemanden zu meiner Anſicht, ſelbſt nicht die alten eingefeſſenen Erbbürger; denn obgleich ihrer Stadt von Herzen zugethan, beginnen ſie an der Legitimität dieſer Gefühle zu zweifeln.

Für meinen Theil, finde ich die Capſtadt reizend. Ihr Antliß erzählt ihre Geſchichte. Und ſie hat eine Geſchichte. Sie iſt kein Pilz, von geſtern auf heute emporgeſchoſſen. Ihr Wachsthum umfaßt mehr als zwei Jahrhunderte.

Wir drängen uns zuerſt durch die bunte Menge welche das Geſtade und die anliegenden Gaſſen belebt: Matroſen, Schiffer,

Fischer die ihren Fang feilbieten, Arbeiter aus St. Helena eingeführt, alle mit mehr oder weniger dunkler Hautfarbe, ein sonderbares Untereinander reiner und gemischter Rassen, Abkömmlinge der ehemaligen Herren des Bodens, der Hottentotten; Kaffern, Neger aus Namaqua- und Damaraland, Malaien. Die Vorältern der letztern wurden vor hundert Jahren durch die Holländisch-Indische Compagnie als Sklaven eingeführt; die englische Herrschaft hat den Enkeln die Freiheit gebracht.

Allmählich haben wir das Stadtviertel der Geschäftsleute erreicht. Hier herrscht der Weiße vor. Aber der Schwarze verschwindet nicht gänzlich. Nirgends und niemals verliert man ihn aus den Augen. Er ist der Herr des Continents. Ich weiß nicht ob er es weiß, oder ob er es fühlt, aber daß er es ist beweist er durch sein Dasein. Vergesst das niemals, ihr Herren Weißen; denn wenn ihr es vergessen solltet, könnte dies euch übel bekommen. Drei oder vier parallele Straßen führen zu dem Mittelpunkt der Stadt. Allenthalben Magazine, elegante Kaufbuden, eine oder zwei etwas pompös aussehende Banken. Unerachtet der in allen Theilen der Welt obwaltenden Stockung des Handels, herrscht hier doch reges Leben. Ohne die Schwarzen, die man überall sieht, würde man sich in Europa glauben. Gegen Abend leeren sich die Gassen. Jedermann, Chef und Commis, Vorstände und Untergebene, Bankiers, Kaufleute, jeder der kann, wohnt usu britannico am Lande. Um diese Stunden füllen sich die Eisenbahnzüge mit Reisenden und die Heerstraße mit Equipagen. Jedermann flüchtet in der Richtung von Wynberg, dem Paradiese des Cap. Nur die britischen Würdenträger, Civil und Militär, mit ihrem Personal werden meist zurückgehalten. Auch einige holländische Familien ziehen das Familienhaus in der Stadt der Villa am Lande vor.

Die Holländer! Sie haben diesem Centrum ihr Gepräge aufgedrückt und dies Gepräge ist noch nicht ganz verwischt. Ehemals sah man in der Hauptstraße einen von holländischen Eichen beschatteten Kanal. Zu beiden Seiten erhoben sich stattliche stei-

nerne Herrenhäuser, mit gegen die Gaffe gefehrten Giebeln. Heute find Kanal und Bäume verschwunden, die alten Gebäude abgetragen oder in Magazine verwandelt worden. Aber die Capftadt kann fich noch vieler stattlicher alter Häuser rühmen. Es find massive, wenig gefhmückte aber anfehnliche Steinbauten von mäßigem Umfange, aus dem vorigen oder dem 17. Jahrhundert: wahre Patricierhäuser, würdig ihrer wohlhändigen Befitzer. Ich habe das Vergnügen eins derselben zuweilen zu besuchen. Architekturf, innere Einrichtung, Diener und die Gefellfchaft welche man dort trifft, vor allem die liebenswürdige Hausfrau, bilden ein sympathifches Ganzes und vergegenwärtigen die holländifche Glanzepoche vergangener Zeiten.

Capftadt verändert feine Züge in dem Maße als es fich von dem Geftrade entfernt. Zuerft Seehafen, dann Handelsftadt, dann officiellcs und politifches Centrum mit dem Government-House und dem noch im Bau begriffenen Parlamentsgebäude. Ein wenig weiter, wird die Stadt zum Garten: der botanifche Garten, der Garten des Gouverneurs, der öffentliche Garten. Noch einige Schritte weiter findet man fich plötzlich und ganz unerwartet auf dem üppigen Rafen einer von Fichten eingerahmten großen Wiefe. Ringsum ländliche Einfamkeit und Stille. Hinter uns ein Vorhang von Bäumen über welche fchlanke Kirchtürme in die Luft ragen. Im Südwesten klettern die Häuser die ersten Staffeln des Löwenkopfes hinan. Diese Vorstadt ist hauptsächlich von Farbigen bewohnt. Es lohnt der Mühe die steilen Gassen zu erklettern. Da liegt die Stadt und die See zu unsern Füßen ausgebreitet, und, jenseit der Bucht, gewahren wir das „Blaue“ und das „Hottentottengebirge“, und mehr oder weniger überall den Tafelberg. Vergeblich wendet man die Augen ab. Die Mauer von Granit fesselt den Blick. „Da bin ich“, sagt sie, „da bleibe ich.“ Sie würde die Harmonie des Bildes stören ohne den vermittelnden Einfluß des Oceans, dessen unermesslicher Horizont das Gleichgewicht aufrecht erhält.

Ich wohne in einem kleinen aber sehr guten Hotel, dem besten der Capstadt, und zwar in sehr angenehmer Gesellschaft. Nur eins fehlt: Kamine. Daher bringen wir die Abende und die frühen Morgenstunden in unsern Fauteuils zu, in einen oder mehrere Shawls gehüllt. Um 10 Uhr wird der Calorifère geöffnet, nämlich das Fenster. Die Gasse ist der Wärmeleiter, die Sonne das Feuer. Aber wenn die Sonne nicht scheint, wenn der Tafelberg seine schwarze Nebelkappe aufgesetzt hat, wenn der übel beleumundete Südwest immer neue Wolkenballen aufthürmt, wenn die Häuser in ihren Grundfesten zittern und die Windstöße Miene machen die Fensterscheiben einzudrücken, während die Nacht mitten im Tage die Stadt in ihr Dunkel hüllt, bis wieder auf Augenblicke fahle, gelbliche, unheimliche Lichter die Nebel durchdringen, was dann? Ei, ein wenig Geduld und ein Plaid mehr! Desters erlebte ich nach einem furchtbaren Tage einen idealen Abend. In dieser Jahreszeit wechselt die Witterung mit wunderbarer Raschheit. Ueberdies beschränken sich diese Stürme gewöhnlich auf die Stadt, ihr Weichbild und die Bay. Während die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe sich in großer Gefahr befinden, ist weiter draußen, auf fünf oder sechs Meilen Entfernung, der Himmel rein und die See wie ein Spiegel.

Der Gouverneur Sir Hercules Robinson ist mit Urlaub abwesend, und wird durch den General honorable Sir Leicester Smyth vertreten. Sir Leicester ist Commandant der britischen Heeresmacht in Südafrika und bewohnt, als solcher, das Schloß. Das „Castle“ liegt im Osten der Stadt, hart am Strande. Dort baute van Niebeek sein Blockhaus und umgab es sodann, aus guten Gründen, mit einem starken Pfahlwerk. Die schöne Wiese, welche das Schloß von dem handeltreibenden Stadtviertel trennt, war damals ein Sumpf, gern besucht nicht nur von Rhinocerossen, Elefanten, Tigern und Leoparden, sondern auch von noch unbequemern Gästen, Hottentottenstämmen, die dort ihr Lager

auffchlugen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts, dessen Gepräge es trägt, verwandelte sich das Blockhaus in ein Castell: ein niederer Bau mit sehr dicken Mauern, den Seewinden ausgesetzt, interessant als geschichtliches Denkmal, unbequem als Wohnhaus, unbrauchbar als Festung, da es heutzutage unmöglich wäre sie zu vertheidigen. Aber an dies wenig anziehende und nicht einmal malerische Gebäude knüpfen sich für mich die angenehmsten Erinnerungen.

Lady Smyth empfängt wöchentlich einmal, nicht im Schlosse, sondern im Government-House. Letzteres ist ein geräumiges Haus mit schönen Sälen für den Empfang, mitten in der Stadt gelegen, gerade wo diese beginnt sich in Garten und Land zu verwandeln. Längs der Façade zieht sich eine Veranda hin. Man findet dort Luft, Schatten, eine liebliche Aussicht und berauschenden Blumenduft.

In dem colonialen Dasein des Engländers sind die Garden parties der Frau des Gouverneurs eine wichtige und ernste Angelegenheit. Nicht daß es schwer wäre zugelassen zu werden. Im Gegentheil, man hat nur bei Beginn der „Saison“ sich einzuschreiben und bei der Ankunft, im Vorzimmer, dem Quisier seinen Namen zu nennen. Am Cap, in Australien, in allen britischen Colonien herrscht zwischen Weißen vollkommene Gleichheit. Wenn der Gouverneur im Innern reist drückt er jedem Europäer oder Afrikaner* die Hand, was immer auch seine gefellige Stellung sein möge. Jeder weiße Reisende, aber er muß wirklich und ganz weiß sein, findet bei den Pflanzern gastfreie Aufnahme. Doch erscheinen nicht alle mit dieser privilegierten Hautfarbe gesegneten Menschen an den Donnerstagen der Lady Smyth. Commis, Leute aus dem kleinen Handelsstande und aus den Volksklassen verzichten freiwillig auf diese Ehre. Das Princip genügt ihnen. Sie sind vor allem vernünftige Leute. Sie kennen ihre

* In Afrika geborene Söhne europäischer Aeltern und ihre Nachkommen.

Gleichberechtigung mit jedermann im Staate. Um die Gleichheit im Salon kümmern sie sich wenig. Aber für die höhern Schichten ist der Garden party eine ernste Sache. Man hat dort das Gefühl sich bei der Königin zu befinden. Man athmet gewissermaßen Hofluft ein, einen feinen Wohlgeruch der anderwärts fehlt; man betrachtet mit Vergnügen die jungen Adjutanten und Secretäre, wie sie der Frau Gouverneurin ehrfurchtsvoll nahend die eintretenden Damen nennen. Diese Versammlungen erinnern an die Heimat, erregen das patriotische Gefühl und beleben die in den Herzen der Kinder Altenglands, obgleich zerstreut über den Erdball, so tief gewurzelte Anhänglichkeit an die Königin und ihre Dynastie.

Hier bieten bei schönem Wetter diese mehr feierlichen als kurzweiligen Matineés einen schönen Anblick. Die Musikbande der Highlander spielt, im Schatten einer Baumgruppe, Symphonien und Walzer. Das Scotch reel darf nicht fehlen und das God save the Queen gibt das Zeichen zum Aufbruch. Die Gäste lustwandeln in Gruppen getheilt, und, von den Frauen sprechend, kann man ohne Schmeichelei behaupten, daß die hübschen Gesichter und hübschen Toiletten die Mehrheit bilden. Hier gewahrt man neben den schönen Typen der blonden Albion, Gestalten eines Rubens oder van Dyck. Der anmuthige Wuchs, der matte Teint, das dunkle Seidenhaar anderer erinnern an das Edict von Nantes, dessen Widerruf ihre Ahnen zur Auswanderung nach Afrika bewog. Doch stille, hier nahen die Götinnen des südafrikanischen Olympos!

Die Session des Parlaments ist in vollem Zuge und das kleine Hotel Pool faßt kaum die Masse der Notabilitäten: Minister des Tages, Minister der jüngsten Vergangenheit, Minister der nächsten Zukunft; Politiker der Stadt, Politiker der Provinzen, Candidaten für alle möglichen Aemter, denn die Empleomania, wie man in den südamerikanischen Republiken sagt, ist

eine auch in den englischen Colonien herrschende Epidemie, besonders in jenen welche eine verantwortliche Regierung besitzen. Der kleine Saal, in welchem die Deputirtenkammer tagt, befindet sich auf einige Schritte vom Hotel. Die Abgeordneten verlassen die meist stürmischen Sitzungen um hier ihre Kräfte zu stärken, und eilen dann wieder nach dem Kampfplatze zurück. Glücklicherweise trüben politische Meinungsverschiedenheiten nur selten den persönlichen Verkehr. In diesem Punkte folgt man dem verständigen Beispiel des Mutterlandes.

Doch speisen die Männer der Opposition zusammen. An ihrem langen Tische kann man ihre Führer sehen: Uppington, der ein hervorragender Advokat ist, Gordon Sprigg, Premier zur Zeit Sir Bartle Frere's, einige Mitglieder der Holländischen Fraction, und andere Berufspolitiker von localer Berühmtheit. Ich vermisse unter ihnen den Obersten Schermbrucker, dem ich oft in der Welt begegne. Baier von Geburt, einer der letzten Veteranen der zur Zeit des Krimkrieges gebildeten deutsch-britischen Legion, spielt der Oberst im hiesigen Oberhause eine bedeutende Rolle, besonders wenn es der Schonung des Staatsfäckels gilt.

Aber wer ist jener junge Mann am Oppositionstische, dessen geistreicher Ausdruck, dessen ernste Haltung mir auffallen? Wie so viele andere kam er aus England hierher, jung, unbekannt, arm. Er erwarb ein Stück Landes, bebaut es, und sah sich bald gezwungen es zu verlassen. Wie so viele andere, in ähnlicher Lage, ging er nach den Diamantensfeldern. Dort lächelte ihm Fortuna. Seine Thatkraft, Thätigkeit und Ausdauer rechtfertigten ihre Gunst. Mit einer sehr bedeutenden Summe im Portefeuille kehrte er nach der Capstadt zurück. Aber da machte er eine Entdeckung, seltener als die einer Gold- oder Diamantenmine. Er entdeckte daß Gold allein nicht hinreicht damit der Mensch emporkomme. Er bedarf auch des Unterrichts und der Erziehung. Sofort ging er nach England, begann zu arbeiten, diesmal in den Schachten der Wissenschaft, eroberte einen Grad

in Oxford und kam zurück nach dem Cap als ein gebildeter Mann. Natürlich ließ er sich in die Kammer wählen, wo er alsbald einen gewissen Anhang fand. Heute gilt er für einen Candidaten für das künftige Ministerium Uppington. Aber sein Ehrgeiz blickt höher. Warum soll er sich nicht auch das englische Parlament und, eines Tages, die Pforten des obersten Rathes der Königin erschließen? Wenn es ihm gelingt, wird er nicht der erste sein, der auf diesem Wege dahin gelangt ist. Dieser Fall ließ mich einen jener Fäden gewahren die so fein sind daß sie sich dem unbewaffneten Auge entziehen, und doch stark genug um, mit andern vereint, ein festes Band zu bilden zwischen dem Mutterlande und den Colonien.

Ich, der ich nicht der Opposition angehöre, sitze an einem Tische mit Mr. Merriman einem der hervorragendsten Mitglieder des jetzigen Ministeriums, mit Mr. Graham Bower, Privatsecretär des Gouverneurs und mit ihren reizenden Gemahlinnen. Zuweilen verlängert sich die Tafel für den Premier, Mr. Scanlen und andere Politiker seiner Farbe.

In den Colonien mit verantwortlicher Regierung, wohl zu unterscheiden von den Kroncolonien in welchen der Repräsentant der Königin ein autokratisches Regiment führt, ist der Gouverneur ein constitutioneller Souverän, allerdings ohne das Prestige und ohne die Dauerhaftigkeit eines Dynasten. Er ernennt die Minister, aber er muß sie aus der Majorität des Legislativen Körpers wählen. Er hat das Recht die gewählte Kammer aufzulösen, aber er wird zu dieser äußersten Maßregel nur im äußersten Falle schreiten. Seine Vollmachten sind also sehr beschränkt und dies um so mehr als das (locale) Ministerium über Aemter und Gnaden verfügt. Nichtsdestoweniger ist der Gouverneur eine wichtige Person, denn er vertritt die Königin, und die Königin besitzt in den Colonien eine bedeutende moralische Macht. Die Anhänglichkeit an die Dynastie, an und für sich noch sehr lebendig, und in deren Schatten sich eine Menge persönlicher und öffentlicher Interessen gruppiren und zum Theil verhüllen, — diese

Anhänglichkeit, dies Gefühl der Loyalität verleiht dem Stellvertreter der Souveränin seinen Einfluß und seine Macht. Mit Takt, Geduld und Geschicklichkeit ausgerüstet kann er, trotz der beinahe republikanischen und vollkommen demokratischen Verfassung, in kritischen Augenblicken durchdringen.

Uebrigens, so ausgedehnt auch die Autonomie in solchen Colonien ist, so sind ihr doch gewisse Grenzen gezogen. Wenn die Minister Wege betreten welche nach der Ansicht des Gouverneurs zu einer Gefährdung der Interessen des Reichs führen könnten, kann und muß er hemmend einschreiten. In einem solchen Falle verweigert er der Gesetzesvorlage seine Sanction, legt sein Veto ein und berichtet an den Colonialminister. Das englische Cabinet faßt sodann die endgültige Entscheidung. Merkwürdigerweise ist der Gouverneur der Capcolonie fast immer auch zugleich Obercommissär für Südafrika und hat, als solcher, die Interessen der Eingeborenen zu wahren.

Doch der Speisesaal des Mr. Pool ist kaum der Ort um diese complicirten Verhältnisse zu erörtern. Aus dem eben Gesagten erhellt aber die Bedeutsamkeit der Thätigkeit welche dem Privatsecretär des Gouverneurs obliegt, denn er ist sein Organ für Geschäfte welche sich einer amtlichen Verhandlung entziehen.

Um auf der Höhe seiner Aufgabe zu stehen, muß dieser Beamte verschiedene Eigenschaften in sich vereinigen. Der Privatsecretär wie er sein soll besitzt das Vertrauen seines Chefs, ist vor allem imperial und ist nicht Parteimann; er weiß alles und kennt jedermann; er ist die Verschwiegenheit in Person, stets bereit die Herzensergüsse der Gewaltigen des Tages entgegenzunehmen. Ihm erzählen sie ihre Wünsche, ihre Beschwerden, ihre Befürchtungen. Er hört sie mit Wohlwollen, aber er ermuntert und entmuthigt niemand. Er versteht es, im richtigen Augenblick, einen Gedanken einfließen zu lassen, eine offene Hintertür zu zeigen, einen Ausgleich anzudeuten. Weiter geht er nicht. Er hütet sich ein Wort zu äußern welches seine Beziehungen mit den Ministern des Tages trüben, ihn mit denen der

Zukunft entzweien könnte. Sein Blick umfaßt das Ganze der Lage, aber die Einzelheiten entgehen ihm nicht. Er weiß wie wichtig sie zuweilen sind. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu unbedeutend. Er weiß daß in der Politik nichts ohne Bedeutung ist. Mit der Rechten gießt er, wenn nothwendig, einige Tropfen Del in die parlamentarische Maschine, mit der Linken hält er das Räderwerk seiner Kanzlei in Bewegung. Dies ist das Ideal eines Privatsecretärs des Gouverneurs einer Colonie mit verantwortlicher Regierung. Niemand hat es je besser verwirklicht als Mr. Bower. Dieser Wundermensch hat Zeit für alles und für jedermann, selbst für einen alten Touristen. Was wäre ich ohne Mr. Bower und Major Boyle, den Adjutanten des commandirenden Generals? Ein weißes Atom am schwarzen Continent.

Man verweilt nicht einen Monat in der Capstadt ohne mehrmals Wynberg zu besuchen. Die Gastfreundschaft der Bewohner und die reizende Gegend üben ihre Anziehungskraft. Auch dort herrscht der Tafelberg, aber er zeigt seinen südlichen Abfall. Dichter Wald umfängt seine Grundfesten, füllt die Klüfte, kriecht den Abhängen entlang, und endigt nur wo ihm senkrechte Wände Halt gebieten. Am Fuße dieses Berges beginnt eine wellenförmige zerklüftete Terrasse. Bedeckt mit ehrwürdigen Eichen, mit alten Fichten, einst aus Holland eingeführt, steigt sie in sanfter Neigung zur Ebene hinab. Es ist ein Park oder vielmehr ein von langen und breiten Wegen durchfurchter Wald; es ist keine Stadt, aber es ist Wynberg, d. h. eine gewisse Anzahl von Wohnhäusern, zerstreut im Laube liegend, mit glitzernden Fensterscheiben, niedlich übertünchten Mauern, im ganzen an Holland erinnernd; aber eingerichtet mit englischen Möbeln und mit englischem Sinne für Behaglichkeit. Von hohen Punkten gewahrt man Falsch-Bay und den Horizont des Meeres, aber dies Meer ist nicht mehr das Atlantische, welches wir bei

der Capstadt verlassen haben, sondern der Indische Ocean, oder kurzweg der Ocean, wie man hierzulande sagt. Die noch von Leoparden bewohnten Felsen, deren Profil sich zu unserer Rechten dahinzieht, bilden die Kette bekannt unter dem allgemeinen Namen des Caps der Guten Hoffnung.

Jener weiße Punkt auf halber Höhe eines Hügelzuges am Fuße des hohen Gebirges ist Constantia, welches dem berühmten Wein seinen Namen gibt. Es ist der alte gastfreie Wohnsitz der Cloete deren Ahnen ihn gebaut haben. Die vor dem Hause stehenden ehrwürdigen Eichen sind immer noch prachtvoll trotz ihrer gekrümmten Rücken auf denen zwei Jahrhunderte lasten. Mich erinnerte dieser reizende Erdenwinkel an Cintra. Von der Plattform vor dem Gebäude zeigte man mir in der Ferne einen steil abfallenden Felsen. Es ist dies Cape Point, ein Ausläufer der Gebirgskette, das eigentliche Cap der Guten Hoffnung, auch Cabo dos Tormentas, Cap der Stürme, genannt. Und es verdient beide Namen, weil Sturm und schönes Wetter fortwährend wechseln und der Schiffahrer, der es umsegelt, fortwährend Ursache hat zu hoffen und zu fürchten.

Also in diesem paradiesischen Wynberg lebt man eigentlich. Morgens nach der Capstadt und abends zurück nach Hause. Die Entfernung beträgt zwischen sechs und zehn Meilen.

Ich hatte Gelegenheit fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der Colonie kennen zu lernen. Aber hauptsächlich in Wynberg konnte ich mich ihres Umgangs erfreuen. In der Capstadt ist jedermann beschäftigt. Am Lande athmet man auf. In Wynberg, bei dem Präsidenten der Deputirtenkammer Sir David Tennant, einem bekannten Rechtsgelehrten, bei Mr. Alexander Vanderbyl, dem Haupte einer alten holländischen Familie, bei Sir Henry de Villiers, Chief Justice und Präsidenten des Oberhauses, in Capetown bei Mrs. Koopmans, begegnete ich der vornehmen Welt und den berühmten Männern des Cap. In diesen Kreisen

fand ich Bildung des Geistes gepaart mit den besten Formen des Lebens, die äußerste Zuverlässigkeit, wenig Luxus aber alle Bequemlichkeiten eines zugleich einfachen und verfeinerten Daseins. Die Gesellschaft, was man in Europa Gesellschaft zu nennen pflegt, besteht aus der officiellen Welt, aus den Offizieren der englischen, in diesem Augenblicke, sehr geringen Heeresmacht, und den Spitzen der Kirche und des Staates, aus den Notabilitäten des Richter- und des Kaufmannsstandes, den Consuln und den alten holländischen Familien. Wie in Indien, in Australien und den andern britischen Colonien, haben die Häupter der großen Handelshäuser die Gewohnheit angenommen, sobald als möglich, nach England zurückzukehren. Die Geschäfte überlassen sie den jungen Partnern die einst dem Beispiele ihrer Patrone folgen werden. Diejenigen welche bleiben, welche nicht daran denken Afrika zu verlassen, das Land wo sie geboren wurden, wo sie leben und sterben werden, sind die Holländer. Unter den alten Familien dieser Nation gab es sonst mehrere sehr reiche. Sie waren und sind, zum Theil, noch bedeutende Grundbesitzer, die von dem Erträgniß ihrer Güter leben aber wenig thun um dies Erträgniß zu erhöhen. Der Grund dieses Stillstandes oder Rückganges liegt hauptsächlich in der Schwierigkeit sich Arbeiter zu verschaffen, seit, unter der englischen Herrschaft, die gezwungene Arbeit abgeschafft wurde. Daher kommt es wol daß sich, bei vielen, der ehemalige Reichthum in einfachen Wohlstand verwandelt hat, bei andern ganz geschwunden ist. Nichts ist beständig auf diesem Planeten; man steigt oder sinkt.

Einen reizenden Tag verlebte ich in Bishops-Court (Wynberg), bei dem anglikanischen Bischof Dr. Jones. Das Wetter war himmlisch und ich frage mich ob dieser Tag Wirklichkeit oder Traum war.

Ich sitze unter der Veranda, den Blick nach Norden gerichtet wo jetzt um Mittag die Sonne steht. Vor mir ein leuchtendes

Chaos. Es bedarf einiger Minuten um das Auge daran zu gewöhnen und einzelnes auszunehmen. Da gewahre ich in meiner Nähe einen blätterlosen Busch, ganz beladen mit kolossalen scharlachrothen Blumen. Hinter ihm niederes Gebüsch grau in grün. Im Mittelgrunde der Fichtenwald. Mit verschränkten Armen stehen sie da die holländischen Baumriesen, in diesem Augenblicke in saftigem Grün erglänzend. Auf diesem leuchtenden Vorhange zeigen sich wie ein leichtes Gewebe, vom zartesten Lichtgrün die eben sich öffnenden Knospen des Eichenwaldes. Im Hintergrunde, aber ganz nahe, so nahe daß wie es scheint ich sie mit der Hand berühren könnte, von durchsichtigen Schatten übergossen, die phantastischen Felsgruppen des Tafelberges und der Teufelspitze.

Nachmittags führen mich der Bischof und seine Gemahlin in den „Silberwald“. Den Silberbaum findet man nur am Cap der Guten Hoffnung. Dies ist wirklich eine Scene aus irgend-einem Feenmärchen. Wir wandeln zwischen Bäumen von mittlerer Höhe. Stämme, Aeste, Zweige, das Laub, alles ist d. h. scheint reines Silber. Die länglichen, steifen, metallischen Blätter strecken nach oben ihre feinen Spitzen in welchen sich die Sonne spiegelt. Ringsum ein Meer von Licht, directem und zurückgeworfenem, erhöht durch den Gegensatz mit dem jetzt finstern Walde im Hintergrunde. Das geblendete Auge wendet sich ab nach den Bergen. Aber die Sonne steht nicht mehr hinter ihnen. Ihre schiefen Strahlen brechen sich an den vorspringenden Kanten der Felswände, gleiten von Wand zu Wand, setzen über Gräben und Klüfte hinweg, erlöschen endlich in den dunkeln Schluchten.

Diese Capnatur ist ohne ihresgleichen. Sie erinnert an unsern Welttheil nur durch die holländischen Eichen- und Nadelhölzer. Sie ist auch nicht halbtropisch, wie sie es in diesem Breitengrade sein könnte. Sie ist sui generis. Auch der Himmel ist anders, selten blau. Kein Ultramarin wie an den Gestaden des Mittelländischen Meeres, aber die untergehende Sonne verbreitet über ihn eine eigenthümliche, überirdische Klarheit, hochgelbe, rosige, violette Töne von blendender Helle, bis die herein-

brechende Nacht dem Feuerwerk ein Ende macht. Dabei herrscht, bei ruhigem Wetter, tiefe Stille in der Luft und über dem Lande. Keine Spur belebter Wesen. Ein Freund sagte mir daß, wenn er morgens, vor Aufgang der Sonne, sein Fenster öffnet, ihm immer wieder das Schweigen der Natur auffalle. Ankömmlingen gibt es das Heimweh.

Admiral Salmon, der Befehlshaber der Seestation vom Cap, welche die West- und Südküste von Afrika umfaßt mit Inbegriff von Natal, hat sein Hauptquartier in Simons-Bay. Er bewohnt dort, wenn er nicht unter Segel ist, eine niedliche Villa am Strande, welchen er zum Theil in einen reizenden Garten verwandelt hat. Prachtvolle Coniferen und schöne Arten der südafrikanischen Flora gibt es dort in Fülle. Das Schiff welches seine Flagge trägt liegt im Angesichte des Hauses vor Anker. Etwas Poetischeres und Einsameres läßt sich nicht wohl denken. Ein paar Häuser abgerechnet, ungefähr eine Meile entfernt und mit dem Namen Simonsstadt beehrt, sieht man nur Felsen, Sand und Meer. Aber die Admiralität und Admiral Salmon lieben den Ort, weil er der Mannschaft weniger Besuche bereitet als das südafrikanische Capua. Auch die Damen gefallen sich hier, und selbst die Offiziere haben nichts einzuwenden gegen dies bukolische Dasein welches allerdings für sie häufig unterbrochen wird durch die Anstrengungen, das Ungemach und die Wechselfälle des Dienstes zur See. Jedermann schien zufrieden. Es ist ein großer Familienkreis, der trauliche Verkehr guter Kameraden untereinander und mit dem Vorgesetzten, in den Formen der großen Welt und innerhalb der Grenzen der Disciplin.

Der katholische Bischof von Capstadt, Msgr. Leonard, führte mich in die sehr besuchten Schulen der Schwestern und in das Collegium vom Heiligen Joseph. Die Schulbrüder gehören verschiedenen Nationen an. Die meisten sind Belgier, eine große Anzahl der Zöglinge, Knaben und Mädchen sind Protestanten. Diese Anstalten machen einen vortheilhaften Eindruck. Die Säle sind geräumig und gut gelüftet. Die Kinder, besonders die sogenannten Internen, welche im Hause wohnen, sehr reinlich gehalten. Alle, Lehrer und Schüler, schienen gesund und vergnügt. Bei den Schwestern sah ich eine junge Negerin deren Begabung und Fleiß gerühmt wurden. Wenn sie sich in dieser Verfassung erhält wird sie getauft werden, aber erst in zwei Jahren. Es ist dies eine Gepflogenheit an welcher die Missionare, katholische wie protestantische festhalten. Die geistige Beweglichkeit und die Empfänglichkeit für vorübergehende Eindrücke, welche ein charakteristisches Merkmal der schwarzen Menschenrasse sind, erklären diese Vorsichtsmaßrel.

Die Diöcese des Bischofs Leonard erstreckt sich über ein ungeheueres Gebiet: Im Norden, vom Orangesfluß gegen Westen und Süden bis ans Meer, im Osten, bis an die östlichen Provinzen der Capcolonie. Die Katholiken, meist Arbeiter und Knechte in den Ansiedelungen, fast alle Irländer und größtentheils sehr arm, leben zerstreut in diesen unermesslichen Einöden. Obgleich der Bischof sich den größten Theil des Jahres auf der Reise befindet, kann er seine Diöcesanen doch nur einmal in zwei Jahren sehen. Ihre Kinder erhalten keinen Unterricht außer dem ihnen von ihm ertheilten. Er tauft die Kinder, er traut die Brautpaare, er segnet die Gräber an welchen ihn sein einsamer Weg vorüberführt.

Vor der öffentlichen Bibliothek sieht man eine Statue, die ich mir zuweilen betrachte, nicht wegen ihres künstlerischen Werthes sondern weil sie einen merkwürdigen Mann darstellt. Es

ist — ein seltener Fall — das Standbild eines Lebenden. Sir George Grey, ein Staatsmann dessen Name in der südlichen Hemisphäre oft genannt wurde und noch wird, gründete diese Bibliothek als er Gouverneur war und bereicherte sie durch eine große Anzahl seltener und kostbarer Werke, insbesondere durch eine, in ihrer Art einzige Sammlung aller über die Colonie und Südafrika erschienenen Werke. Ich konnte einige dieser Schätze bewundern aber der Bibliothekar der sie mir zeigte interessirte mich mehr als die Bücher. Ein noch junger, in der gelehrten Welt als Philologe und Reisender bereits vortheilhaft bekannter Mann, fand Dr. Theophilus Hahn, Sohn eines deutschen Missionars im Namaqualande, wo er acht Jahre zubrachte, Gelegenheit diesen so wenig besuchten Theil des Continents zu erforschen und auf einer spätern Reise äußerst werthvolle Erkundigungen einzuziehen. Wenn europäischer Unternehmungsgeist in diese heute noch geheimnißvollen Gebiete dringen sollte, wird man sich vor den verschlossenen Thüren einer unbekannten Welt befinden. Dr. Hahn besitzt den Schlüssel der sie öffnet.*

Destlich von der Stadt breitet sich ein niederes, flaches, sumpfiges Terrain bis an das Meer aus. Hier und da sieht man ein Häuschen oder einige Bäume, seit einem Jahre die Hütten neu eingewanderter Deutscher, und drei Meilen weiter, auf einem vereinzelt Hugel, einen Thurm. Es ist die Sternwarte in welcher Herschel seinen Namen verewigte. Ihm verdankt das Vorgebirge der Guten Hoffnung einen gewissen wissenschaftlichen Abglanz der ihm geblieben ist. Große Männer sind wie die Sonne die, noch nach ihrem Untergange, den Abendhimmel mit lichten Tönen verklärt. Nur Männer der Wissenschaft ersten Ranges, werden in England für würdig erachtet

* Es ist kaum nothwendig zu bemerken daß diese Worte geschrieben wurden vor der ein Jahr später erfolgten Besitzergreifung von Angra Pequena durch Deutschland.

Herschel zu folgen: Maclure, Stone und Dr. Gill „königliche Astronomen“. Wenige Schritte von der Sternwarte, bewohnt letzterer ein in einem Garten stehendes Haus welches der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Capstadt ist. Man findet dort immer ein heiteres, geistreiches, wenn man will, wissenschaftliches Gespräch und man findet dort auch Mrs. Gill die Verfasserin eines reizenden Buches: „Sechs Monate auf Ascension.“ Ascension ist eine nackte Felseninsel auf halbem Wege zwischen Afrika und Amerika gelegen. Ich weiß nicht ob sie durch den Augenschein gewinnt, aber sie gewinnt wenn man sie mit den Augen der Verfasserin betrachtet. Es gibt Porträtmaler welche dem uninteressantesten Antlitz Geist und Anmuth verleihen. Besonders Frauen besitzen diese Kunst.

In einem andern, einsamern Theile dieser, hier schon zur Steppe gewordenen Ebene, nicht weit von dem Hause welches Cetjwayo während seiner Gefangenschaft bewohnte, steht in einem abgeschlossenen Hofraum, von schönen Bäumen beschattet, ein altes Gemäuer, jetzt der Aufenthaltsort eines Mannes dessen Name vor einiger Zeit die beiden Colonien in lebhafteste Aufregung versetzt hat.

Im Jahre 1875 ereignete es sich daß Langalebaleli, ein großer Zuluhäuptling, welcher nach Natal geflüchtet war, mit den englischen Behörden in Streit gerieth. Er verweigerte die Beobachtung gewisser Geseze, ergriff die Flucht mit seinen Leuten, wurde eingeholt und festgenommen. Bei dem Zusammenstoße kamen einige englische Soldaten um das Leben. In einem Lande, wo die Sicherheit der Weißen von der Ehrfurcht abhängt, welche sie einflößen, durfte dies nicht ungeahnt bleiben. Man ergriff also strenge Maßregeln. Der Häuptling wurde vor ein ad hoc gebildetes Gericht gestellt, der Rebellion schuldig befunden, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt und mit einem seiner Söhne nach einer kleinen Insel in der Bay von Capstadt

deportirt. Als Lord Carnarvon das Colonialministerium übernahm, ließ er den Proceß revidiren. Der Gerichtshof erkannte den Vorgang für unregelmäßig und Langalebaleli nicht der Rebellion sondern einfach der Störung der öffentlichen Ruhe schuldig. Er wurde daher nach dem Festlande gebracht und in dem Hause eingeschlossen welches er jetzt seit acht Jahren bewohnt.

Ich besuchte ihn in Begleitung des Major Boyle. Zwei Wächter oder wie man sie hier in euphonischer Weise nennt, seine care-takers, Leute welche die Güte haben ihn zu pflegen, führten uns in ein kleines Gemach nächst dem Hausthore, in welchem ein Tisch und ein paar Strohstühle standen. Der Staatsgefangene erschien alsbald in Begleitung eines jungen Menschen, seines Sohnes der, unvollkommen genug, als Dolmetsch diente, und zweier Gemahlinnen denen es gestattet ist seine Gefangenschaft zu theilen. Das jüngere Weib trug einen Säugling im Arme, das letzte Kind des Häuptlings. Sie waren alle europäisch gekleidet, und sahen aus wie verwahrloste Proletarier.

Langalebaleli mag zwischen fünfzig und sechzig Jahre zählen. Er war schweigsam, beinahe stumm. Aber plötzlich brach er in einen Anfall von Wuth aus. „Wie lange“, schrie er, „wird man mich noch hier eingesperrt halten?“ Sein Sohn sagte uns: „Böse, sehr böse.“

Ich machte dem peinlichen Besuche ein Ende. Man begreift die triftigen Gründe welche nicht gestatten den mächtigen Häuptling nach seiner Heimat zu entlassen. Die traurigen Erfahrungen zu welchen die Wiedereinsetzung Cetywayo's Anlaß gaben sind jedermann gegenwärtig. Diese Gefangenschaft mag also nothwendig sein; sie ist aber darum nicht minder hart. Der civilisirte Mensch in ähnlicher Lage verfügt, um sie zu erleichtern, über zahlreiche Mittel welche dem Wilden fehlen. Allerdings wird er mit Milde behandelt und, in materieller Beziehung, ging es ihm wahrscheinlich niemals besser. Aber die Freiheit! Der Mann machte mir den Eindruck eines Löwen der fruchtlos an den Gittern seines Käfigs rüttelt. Ich begreife daß man

Spuren des Wahnsinns an ihm wahrnimmt. Es ist die einzige peinliche Erinnerung welche ich vom Cap mit mir forttrage.

8. September. — Nach einer stürmischen und regnerischen Nacht, klärt sich am Morgen der Himmel. Am Bahnhof erwarten mich Mr. John Noble und Dr. Atherstone, meine Begleiter auf einem Ausfluge nach dem Draakenstein.

Mr. John Noble, Clerk und Bibliothekar der Legislativen Versammlung, ist ein geachteter Schriftsteller. Ich denke daß er und, auf einem andern Gebiete, Mr. F. W. Murray, Eigenthümer der „Cape-Times“, des vornehmsten Blattes in Südafrika, am meisten zur Verbreitung der Kenntniß ihres zweiten Vaterlandes beigetragen haben.*

Dr. Gayborn Atherstone, einer der vorzüglichsten Aerzte in der Colonie, hat den größten Theil seines langen Lebens im Kaffernlande zugebracht, an den Ufern des Drangeflusses, im Nordwesten und in andern Gegenden Südafrikas. Den ersten kostbaren Stein, den man in den nachmalig berühmt gewordenen „Diamantenseldern“ fand, hat er geprüft und als Diamant erkannt.

In Paarl wird nicht angehalten und Wellington nach zwei-stündiger Fahrt erreicht. Entfernung von Capstadt 55 Meilen. Wir verlassen die Eisenbahn und setzen die Reise auf einer guten Fahrstraße fort. Sie führt einen jener Berge hinan welche die erste Staffel der Hochebene im Innern Afrikas bildet. Unser Reiseziel ist der berühmte Engpaß von Baines-Cloof. Vier kleine muntere Pferde ziehen das leichte Fuhrwerk. Rasch fahren wir auf dem zerklüfteten Gelände, anfangs an schönen Ansiedelungen, Küchengärten und einzelnen, meist holländischen Gehöften vor-

* Ich entnahm Noble's werthvollem Buche „South Africa past and present“, die wenigen geschichtlichen Notizen welche ich, zum leichtern Verständniß meines Tagebuchs, anzuführen für nützlich fand.

über. Weiterhin beginnt ein Wirrsal von Felsen. Bald haben wir eine bedeutende Höhe erreicht. Das Sträßchen schlängelt sich die Abfälle des Drakensteines hinan; bei jeder Wendung ändert sich die Aussicht. Endlich wird der Höhenpunkt erreicht: ein Chaos von Steinblöcken, theils nackt theils mit Farnkraut bewachsen, an zwei Stellen den Blick in die Ferne gestattend. Gegen Westen, tief unten, zeigt sich das Thal welches wir soeben verließen. Die weißen Punkte sind die Häuser von Wellington; jener mit zwei Felskuppen gekrönte Berg erhebt sich über der Stadt Paarl und gibt diesem Bollwerk holländischen Lebens und Fühlens seinen Namen. Die Holländer vergleichen nämlich die beiden Kuppen mit Perlen. Jenseits, ein ungeheueres Beldt, blaßgelb mit grünen Flecken: die Dasen inmitten der Wüste. Im Nordwest, zwischen einer coulissenartigen, doppelten Reihe von steil abfallenden Felsen rollt sich eine Ebene auf, rauh und steinig, von schwarzen Linien durchfurcht: der Busch, besäet mit sanft grünen Feldern deren Anblick meine Gefährten in Entzücken versetzt. Sie wissen was es heißt diesen Boden urbar zu machen. Zur Linken verlängert sich gegen Norden der von uns erstiegene Grat. Jener riesige dunkelblaue Fels der in das Beldt vorspringt trägt den Namen des ersten Gouverneurs des Caplandes. Am äußersten Horizont, von lichten zarten Tönen umflossen, stürzt ein hoher, zackiger Berg, wie ein Vorgebirge endend, in die Ebene herab. Dies ist der Piquetberg. Er wie der eben erwähnte Kiebeekberg erinnern an das heroische Zeitalter der holländischen Colonie.

Der unbedeutende Chirurg an Bord eines Schiffes der Holländisch-Indischen Compagnie, später der erste Commandant, und in der That der wahre Schöpfer der neuen Niederlassung an der Südspitze Afrikas, lebt heute noch in der Erinnerung dieser Colonien. Geistig begabt, tapfer wo er es sein mußte, immer vorsichtig, fast immer gerecht in seinen Beziehungen mit den Eingeborenen, ein treuer aber schlauer Diener der Kaufherren in Amsterdam, die nur auf Gewinn saunen, es mit den angewand-

ten Mitteln nicht zu genau nahmen und für ihn oft sehr unangenehme Patrone waren — ist und bleibt Jan Antonius van Riebeeck eine geschichtliche Figur.*

Baines = Cloof, ein Engpaß zwischen steilen Felsen genießt in der Capstadt, wegen seiner malerischen Schönheit, eines großen Rufes. Mich erinnern die zahllosen kleinen Wasserfälle, denen während eines Theiles des Jahres die periodischen Regen zugute kommen, und die vielen einzelnen Felsblöcke gegen welche sich die Wasser brechen, an die Glen der schottischen Hochlande. Aber der eigentliche Reiz der Landschaft besteht doch wol in dem unermesslichen Gesichtskreise und in dem Gegensatz zwischen dem nackten Gestein und der jetzt mit einem Blumenflor übergossenen Steppe. Gestern waren diese Beldte noch farbloses, ödes Gerölle. Heute hat der junge Frühling bereits einen aus kolossalen weißen und gelben Blumen gewebten Teppich über sie ausgebreitet. Die Büsche haben sich mit scharlachrothen und rosigen Glocken geschmückt; das grüngraue Heidekraut ist besäet mit violetten Knospen, die Luft geschwängert mit Wohlgerüchen. Während die Klüfte sich verdunkeln und über das Paarler Thal Nebelschleier ziehen, wandeln wir hier oben noch von einer leuchtenden Glorie umflossen. Die leicht beslornte Sonne naht dem Horizont, und ihre letzten Strahlen lieblosen das Laubwerk; gelbe blonde Lichter dringen in die Spalten des steinigen Bodens, verlieren sich zwischen Blumenkelchen, ersterben sanft in der Umarmung der Nacht.

Um 8 Uhr abends, etwas nicht allzu ermüdet, finden wir uns im Paarl, in einem holländischen Hotel, vortrefflich untergebracht. Was ist wol behaglicher als, nach einem gut verlebten Tage, in guter Gesellschaft zu speisen, sich mit lebhaftem Appetit an einen gut bestellten Tisch zu setzen und, noch des in

* Vgl. Theal, „Chronicles of Cape commanders, or an abstract of original manuscripts in the Cape Colony 1651—91“ (Capetown 1882). Höchst interessant und an einzelnen Stellen hochkomisch.

den Bergen genommenen Luftbades genießend, sich von angenehmen Gefährten belehren zu lassen über interessante Dinge die man nicht weiß und die sie wissen.

Entfernung von Wellington zum Eingang von Baines-Cloof 10 Meilen; von dort nach Paarl 18 Meilen.

9. September. — Paarl zählt zwei Meilen von einem Ende zum andern, ist aber nur ein großes Dorf, bestehend aus zwei Reihen von meist holländischen Häusern und Gärten längs der Heerstraße. Während meines ersten Besuchs machte ich die Bekanntschaft eines wohlhabenden Burghers, der zwei nebeneinanderstehende Häuser besitzt, eins aus dem 17. Jahrhundert, das andere aus dem Anfange des unserigen. Das ist nun ganz und gar das alte Holland, wie wir es aus seinen großen Meistern kennen und in Friesland und den „versunkenen“ Städten der Zuydersee noch sehen können. Wenn das Porträt der Mutter meines Wirthes nicht von Rubens oder van Dyck gemalt wurde, so hätte das Original doch diese Ehre verdient. Das Haupt der Familie hat die Hände eines Bauern und die Haltung eines vornehmen Herrn. Er ließ uns seinen Wein kosten, konnte aber zu seinem Leidwesen keine Orangen anbieten, da eine bisher unbekannte Krankheit diese Bäume, einst der Stolz und die Freude der Paarler, vollkommen vernichtet hat.

Es ist heute Sonntag. Burgher und Boer, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß, mit Frau und Kind, alle in Sonntagskleidern, schreiten oder fahren oder reiten gravitatisch nach ihren verschiedenen Kirchen. Die Farbigen thun dasselbe. Natürlich haben sie ihr Gotteshaus für sich. Diese heute so streng eingehaltene Unterscheidung zwischen Weiß und Schwarz, war vor etwa hundert Jahren noch unbekannt. Der Farbige wurde durch den Empfang der Taufe gleichberechtigt mit dem Weißen. Heiden gehöriges Land betrachtete das Volk Gottes als sein natürliches Erbtheil, und es hielt nicht für Sünde zu nehmen was man nehmen konnte. Heiden, aber nicht Christen, wenn ihre Hautfarbe auch dunkel war, konnten zu Sklaven gemacht werden. Die Archive der

Capstadt bezeugen dies. Als, zum Beispiel, eine junge Hindustflavin, Namens Katharina, die Taufe erhalten hat, wird sie durch den Admiral Bogaers frei erklärt, und im Pfarrregister erscheint sie, ebenso wie die Nichte des Admirals, als de erbare jonge Dochter. Die Erklärung liegt darin daß im 17. Jahrhundert in Europa, und daher noch in dem folgenden am Cap, der religiöse Gesichtspunkt der maßgebende war.

Mittlerweile besteigen wir unsern Wagen und verlassen die Stadt wo in diesem Augenblick nur gepredigt und gesungen wird. Durch ein gut bebautes Land fahrend und diesmal den schönen Drakenstein zur Linken lassend, rollen wir rasch den Bergen entgegen. Das Wetter ist über allen Begriff schön, ein wahrer südafrikanischer Frühling wie man mir ihn versprochen hat. Wir genießen durch die Augen, die Nase, die Lungen. Um Mittag wird Fransh = Hoek erreicht. Entfernung von Paarl 10 Meilen.

Fransh = Hoek liegt in einer Art Sackgasse, am Ende eines Thales welches vor einer Felsenmauer plötzlich endigt. Die alten Holländer hatten eine Straße gebaut, auf welcher die Colonisten, welche sich im Caplande nicht gefielen, nach den, damals noch vollkommen unbekanntem, Landstrichen im Innern zogen. Heute ist diese Straße zwecklos geworden und man läßt sie daher verfallen. Der Ort, in dem kleinen Kesseltale halb versteckt, war das Asyl der ersten hugenottischen Auswanderer welche in Folge des Widerrufs des Edicts von Nantes nach Afrika gekommen waren. Für den holländisch gewordenen Franzosen sowie für den holländischen Boer ist Fransh = Hoek ein classischer Boden an den sich ihnen theuere Erinnerungen knüpfen. Der Ort besteht aus mehreren zerstreut liegenden Gehöften, Gärten und Pflanzungen.

Die Familie, bei welcher wir vorsprechen, ist im Jahre 1693 eingewandert. Die Urkunde bezüglich auf ihren Grundbesitz trägt die Jahreszahl 1694. Das Haus, geräumig, bequem, ganz und gar holländisch, steht auf dem Platze wo sich die erste Ansiedelung

befand. Im Garten zeigte man uns eine riesige Eiche. Der Durchmesser der Aeste mißt 93 Fuß.

Die Hugo kamen mit den ersten französischen Einwanderern, ließen sich hier nieder und leben an dieser Stelle bis zum heutigen Tage. Die Glieder der Familie entfernen sich selten; ein- oder zweimal im Jahre gehen sie nach Stellenbosch, der nächstgelegenen Stadt, und nur, wenn dringend nothwendig, nach der Capstadt. Der Patriarch Hugo ist vor kurzem gestorben, daher die schwarze Kleidung seiner Angehörigen. Für das Familienhaupt wird hierzulande die Trauer durch drei Jahre getragen. Seine Kinder, Enkel, Ur- und Ururenkel begreifen seinen Tod nicht. „Er war nie krank“, sagten sie mir, „hat in seinem Leben nie das Bett gehütet, und mit einem mal starb er. Wie sonderbar!“ — Und wie alt war er? — „Dreiundneunzig Jahre.“

Sein Sohn und seine Schwiegertochter stehen nun an der Spitze der Familie. Beide sprechen nur holländisch. Wir fanden noch zwei seiner Töchter und einen Schwiegersohn mit ihren Kindern und Kindeskindern. Alle einfache, schlichte, lebenswürdige Menschen, ohne alle Spur von Eleganz aber nicht ohne die Würde des Patriciers. Dieser alte verstorbene Patriarch zählte 292 directe Abkömmlinge, von welchen 211 leben. Es würde mir schwer fallen mit Worten den Ausdruck der Ruhe und des Wohlstandes zu schildern welcher diesen entlegenen Erdwinkel kennzeichnet. Daß keines der Familienglieder die Sprache der Ahnen kannte, nahm mich nicht wunder. Alle Abkömmlinge der französischen Einwohner befinden sich in demselben Falle. Die alte holländische Regierung war darauf bedacht daß der Gebrauch der französischen Sprache allmählich verschwand. Als Le Bailant im Jahre 1780 die Colonie besuchte fand er nur einen Greis der noch französisch verstand.

Die, nicht sehr gute, Straße nach Stellenbosch führt den Bergen entlang durch eine malerische Klust. Das Land ist im ganzen gut bebaut. Auf halbem Wege fanden wir in einem großen Hofe freundliche Aufnahme. Die Eigenthümer waren Hol-

länder. Man sah ihnen aber die Nähe einer Stadt an, wenn gleich nur der kleinen Stadt Stellenbosch. Auch in diesem Familienkreise sprachen nur sehr wenige englisch.

Dann zwischen Felsklüften weiter fahrend, gewahrten wir mitten in der Wildniß einige schöne Gemüsegärten, das Werk zweier deutscher Familien die sich vor einigen Jahren hier angesiedelt haben. Kurz vor Einbruch der Nacht erreichten wir Stellenbosch. Entfernung von Paarl 15 Meilen. Ein reizendes Städtchen: Kleine, reinliche Steinhäuser, die Giebel auf die Straße gefehrt, mit glänzenden Fensterscheiben. Alte Eichen in Fülle: in den Gassen, längs den Kanälen, rings um die Plätze welche mit üppigem Rasen bedeckt sind. Eine Stadt, wie sie Ruysdael oder Breughel malten, und das im fernen Afrika, im 19. Jahrhundert!

III.

Die östlichen Provinzen. Kafferland.

Vom 31. Juli zum 15. August.

Das Cap der Guten Hoffnung. — Port Elisabeth. — Eisenbahn und Elefanten. — Graham's Town. — Ankunft im Kafferland. — King William's Town und die Colonie Braunschweig. — Magistrate und Kaffern. — Die Küste von Pondoland.

31. Juli. — Um 1 Uhr nachmittags verläßt das Packetboot die Docks. Die See ist hohl. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit, in rhythmischer Bewegung, folgt Woge auf Woge. Bekanntlich erreichen die Wellen nirgends, selbst nicht am Cap Horn, eine ähnliche Höhe. Siebzehn Meter! Der frische Westwind wird allmählich zum Sturm. Da bietet die Küste einen prachtvollen Anblick. Die Felsen, bald verschleiert, bald ihre zackigen oder, dem Tafelberg ähnlich, oben platten Umriffe zeigend, erscheinen und verschwinden mit jeder Bewegung des rollenden Schiffes. Die Wogen schleudern den Schaum ihrer Kämme in die Lüfte, jagen über die niedern Klippen und Riffe hinweg, stürmen vergeblich an gegen die das Festland hütenden Riesen. Die Berge sind dunkelviolett, das Meer lichtgrün, der Himmel aschgrau. Mit rasender Schnelligkeit fliehen die schweren Wolken; vergeblich suchen sie sich an den Firnen und in den Klüften des Berglandes festzuklammern; der Sturm gönnt ihnen keine Ruhe. An der Küste keine Spur von Bodenkultur oder menschlicher

Behausung. Allenthalben fast senkrecht abfallende Felsen. Am Gestade nicht für eine Hütte Platz. Ein Schwarm von Seemöven folgt uns in wildem Reigen; ganz nahe bei dem Schiffe, zeigt und verbirgt ein Walfisch abwechselnd seinen Rücken. Die Sonne lächelt zuweilen. Es ist aber ein unheimliches Lächeln, und die kaum zerrissenen Schleier verhüllen sie alsbald wieder.

Die Nacht ist hereingebrochen und an Backbord gewahren wir die Lichter von Cape Point, der äußersten Spitze des Caps der Guten Hoffnung. Unser Dampfer, die Punta Agulha, den südlichsten Punkt Afrikas, vermeidend, verfolgt noch einige Zeit seinen südlichen Kurs. Erst um 8 Uhr, sich ostwärts wendend, erreicht er die Gewässer des Indischen Oceans.

1. August. — Die Küste hat sich verflacht. Jene langen horizontalen Linien sind Veldts, d. h. Grassteppen, heute infolge achtmonatlicher Dürre in Staubbelder verwandelt, oder Busch, d. h. mit niederm Holze bewachsenes Gelände. Bauerhöfe, wenn deren vorhanden sind, entziehen sich unsern Blicken.

Der Steamer ankert auf der kleinen Rhede an Moffelbay, einer Gruppe von unansehnlichen, mit gerolltem Eisen gedeckten Häusern. Zur Seite und im Rücken der Stadt niedere Felsen und Sanddünen. In den Schluchten und Fugen niederes Gestrüppe. Das Gestade, die Dünen, die Felsen, die Häuser, alles ist schmutziggelb, der staubgepuderte Busch, gelbgrau. Es gibt nicht ∞ Häßlicheres. Ich verschmähte es an Land zu gehen.

Dagegen verdankten wir einem ungeheuern Hai ein eigenthümliches Schauspiel. Die Matrosen, welche seine Länge auf zwölf Schuhe schätzten, warfen ihm eine Stück Fleisch vor welches, mit einer Harpune versehen, an einem Seile befestigt war. Sogleich machte sich das Ungethüm an die Arbeit. Da die Handlung gerade unter dem Hintertheile des Schiffes spielte, konnten wir den Riesenfisch, was unter anderen Umständen nicht rathsam gewesen wäre, aus nächster Nähe beobachten. Er hatte sehr

kleine Augen und war von einer hübschen lichtbraunen Farbe mit röthlichen Tönen. Zuerst umkreiste er seine Beute, dann warf er sich auf sie, aber niemals gelang es ihm sie mit den Zähnen zu fassen. Er schoß immer neben dem Fleischklumpen vorüber. Endlich, des bösen Spieles müde und gleichsam beschämt über seine Ungeschicklichkeit, zog er sich in die Tiefe zurück und erschien nicht wieder.

2.—3. August. — Heute Morgen Ankunft in Port Elisabeth. Ohne die südafrikaniſche Natur und die vielen Kaffern würde man sich in England glauben. In dem westlichen Theile der Capcolonie, in der Capstadt und, mehr noch, in den Districten von Paarl und Stellenbosch ist das holländische Element vorherrschend. Port Elisabeth gilt für den wichtigsten Handelsplatz der Colonie. Hier findet man den Engländer der gekommen ist um reich zu werden. Die meisten dieser Männer sind Söhne ihrer Thaten, self made men. Fast die ganze männliche Bevölkerung gehört dem Handelsstande an und arbeitet neun Stunden des Tages. Da heute die Post abgeht, ist jedermann doppelt beschäftigt. Dennoch fehlt es mir nicht an lebenswürdigen Führern. Mehrere Herren lösen sich hierbei ab, theilen mit mir das Kostbarste was sie, heute, besitzen, ihre Zeit. Das nenne ich Gastfreundschaft üben.

Meine verschiedenen Ciceronen fahren mich durch Main-Street. Die Straße folgt dem Meeresgestade und ist über zwei Meilen lang. Es ist das Stadtviertel der Geschäfte. Unerachtet der schlechten Zeiten, über welche allenthalben geklagt wird und welche hier, wegen der übertriebenen Speculationen in Diamantencapitalien mehr als anderwärts gefühlt werden, fiel mir doch die in dieser langen Zeile herrschende Bewegung auf. Bude reiht sich hier an Bude, Magazin an Magazin und des Wagenrollens ist kein Ende. Die Hauptausfuhr-Artikel sind Wolle und Straußenfedern. Letztere werden in großen Hallen versteigert. Die Masse

dieser dort aufgespeicherten, so kostbaren Waare muß von ungeheuerm Werthe sein.

Im Hafen lagen nur wenige Schiffe. Eine Schar Kaffern, schöne, kräftig aussehende Burschen, etwa vierzig an der Zahl, luden einen Kutter mit Ballast. Mit einer anmuthigen Bewegung hoben sie die mit Steinen gefüllten Körbe auf den Kopf. Dabei waren sie vollkommen nackt, aber obgleich bei dem eifigen Südwinde vor Kälte zitternd, verrichteten sie ihre Arbeit unter fortwährendem Schwätzen und Gelächter. Hier verdienen die schwarzen Arbeiter fünf Schillinge täglich, bleiben aber nur einige Jahre. Haben sie das Nöthige erspart um ein Weib zu kaufen, welches ihre Gemahlin und Sklavin sein, und arbeiten wird während sie im Sande liegend ihre Pfeife schmauchen, kehren sie alsbald nach ihrem Kraal zurück.*

Man führt mich in die Kunstausstellung, hierorts die erste ihrer Art, und insofern ein Erfolg, als die Damen, nämlich die weißen Frauen, sie in großer Anzahl besuchen. Natürlich ist kein Mann zu sehen. Die Männer haben anderes zu thun. Sie sind in ihrem Comptoir oder in ihrer Bude, jedenfalls an der Kette. Eigentlich, im figurlichen Sinne und mit Hinblick auf die Arbeit, sind sie die einzigen Neger in Afrika. Aber sie werden es nur während einer gewissen Zeit sein. Jetzt leben sie in der Verbannung, aber jenseit dieser Epoche ihres Lebens, eröffnet sich ihnen, so meinen sie wenigstens, der lachende Horizont der Heimat, des Wohlstandes, vielleicht des Reichthums, ganz gewiß der Muße und der Unabhängigkeit. Werden sich diese Hoffnungen verwirklichen? Zunächst, nicht jedermann erwirbt hier Geld. Und dann ist Geld wirklich eine Bürgschaft des Glückes? Man frage nur die nouveaux riches in Kensington oder in Brighton oder in vielen der hübschen Landhäuser, an welchen

* Kraal ist eine eingezäunte Gruppe von Hütten. Es ist das verdorbene spanische Wort corral, welches noch heute, in den hispano-amerikanischen Freistaaten, eine Viehhürde bezeichnet.

Altengland so reich ist. Dort die Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu genießen war der Traum ihres Lebens. Jetzt, da sie ihren Wunsch erreicht haben, sehnen sie sich, wenigstens sehr viele von ihnen, zurück nach dem Lande ihrer ehemaligen Thätigkeit, nach Afrika, nach Australien, nach China, nach Japan. Was sie erwarteten war Täuschung, Illusion, aber Illusionen, obgleich falsche Brüder, sind angenehme Lebensgefährten.

Die wohlhabenden Familien bewohnen in der obern Stadt, die mit ihren steil hinaufführenden Gassen im kleinen an San-Francisco erinnert, niedliche Häuser die in gutgehaltenen Gärtchen stehen. Der frischgrüne Rasen sticht angenehm ab von der sonnverbrannten, staubbedeckten, baumlosen Hochebene. Das Wunder eines grünen Rasens und seinen botanischen Garten verdankt Port Elisabeth einer neulich erbauten Wasserleitung, welche das kostbare Element aus den Quellen eines etwa dreißig Meilen entfernten Gebirgszuges in Fülle herbeiführt.

Weiterhin liegt die „Location“, d. i. die den Eingeborenen angewiesene Wohnstätte. Wir besuchten einige der Zelte welche, den der Neuheit abgerechnet, wenig Reiz besitzen. Wir krochen auf allen Vieren in das Innere, und zogen uns dann schleunigst zurück. Die Luft schien uns verpestet, die Männer waren ganz nackt, die Weiber mit einem Rock bekleidet, die jungen Mädchen begnügten sich mit einem Gürtel, und die Kinder folgten dem Beispiele des Vaters. Andere sonnten sich vor den Zelten im Sande liegend, die Männer in ihre Karos gehüllt, d. h. mit Ocker roth gefärbte Wolldecken, daher man sie rothe Kaffern nennt zum Unterschiede von den civilisirten Kaffern. Letztere tragen eine Jacke und Beinkleider oder verhüllen ihre Nacktheit unter Fetzen beliebiger Art. Irgendeine Bekleidung ist aber allen welche die Stadt besuchen polizeilich zur Pflicht gemacht. Diese Ebene und die Location, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, sind häufig der Schauplatz blutiger Auftritte zwischen Männern verschiedener Stämme.

Sch bin im Club untergebracht worden. Es ist die beste

Anstalt ihrer Art in Südafrika und viele unserer Clubs könnten sie zum Vorbilde wählen. Im Lesezimmer fand ich die vornehmsten englischen Blätter und die „Kölnische Zeitung“, und in allen Sälen Gentlemen welche mich auf das herzlichste bewillkommneten.

3. August. — Seit einigen Jahren verbindet eine Eisenbahn diese Stadt mit Graham's Town. Am Bahnhofe habe ich das Vergnügen den anglikanischen Bischof von Capetown wiederzufinden. Wir fahren zusammen, und so vergeht die Zeit in der angenehmsten Weise unerachtet der trostlosen Einförmigkeit der Gegend. Zuerst ein weites Feldt. Keine Spur von Vegetation. Das Gras ist vollkommen verbrannt. Zuweilen sahen wir die orangegelbe Blüte der afrikaniſchen Agave. Die ganz flache Ebene schwillt hier und da zu wellenförmigem Gelände an, oder gar zu abgerundeten niedern Hügelzügen. Weiterhin Busch, meist niederes Dornengebüsch, alles mit dicken Staubschichten bedeckt. Eine der Stationen heißt Sandflat. Ein gut gewählter Name. Man könnte sich in der Libyschen Wüste glauben.

Der Zug bewegt sich mit kleiner, eigentlich kleinster Geschwindigkeit. Dies gestattet einem Affen, der längs der Schienen lustwandelt, uns mit Muße zu betrachten. Als er seine Neugierde befriedigt hat, dreht er uns ruhig den Rücken und verschwindet langsam im Gebüsch. Strauße sehen wir in Fülle. Sie strecken ihre langen Hälse über die Drahtfäden der Zäune und betrachten uns mit dem Ausdrucke der Geringschätzung. Außer in den Bahnhöfen hatten wir kein anderes lebendes Wesen gesehen, als wir, zum großen Erstaunen des Bischofs, einen Europäer gewahrten welcher, den Kanzen am Rücken, zu Fuße einhertritt. Ein Zeichen der schlechten Zeiten, sagte mein Begleiter. Der Europäer reist nie zu Fuß. Kaum würde er in einem Gasthause Aufnahme finden. Auch aus einem andern Grunde empfiehlt sich das Beispiel dieses Wegfahrers nicht zur Nachahmung. Diese Gegenden werden häufig von Elefanten

und Leoparden besucht deren Begegnung man besser vermeidet. Als unlängst der katholische Bischof von Graham's Town hier zu Wagen durchkam, wurde er benachrichtigt, daß eine Heerde Elefanten im Anzuge sei. Die Gefahr war dringend, und hätten diese Thiere nicht eine andere Richtung eingeschlagen, wären der Bischof und sein Gefährte verloren. Besonders unangenehme Patrone sind die jüngern Elefanten. Ein beliebter Zeitvertreib und eine Art ihre Kräfte zu üben ist ihnen das Losreißen der Eisenbahnschienen.

Um 6 Uhr abends Ankunft in Graham's Town. Entfernung von Port Elisabeth 108 Meilen. Fahrdauer sieben Stunden. Diese Bahnen sind engspurig und der Dienst noch etwas primitiv. Dennoch haben sie bereits in der ökonomischen Lage der Provinz einen Umschwung hervorgebracht.

Hier trennte ich mich von Dr. Jones, und stieg in einem Hotel ab dessen Eigenthümer ein Pole ist, welcher sich aber für einen Russen ausgibt. Sein Vater, sagte er mir im engsten Vertrauen, sei ein wenig Nihilist gewesen, daher seine schleunige Abreise nach dem Auslande. Die . . . off seien nahe Verwandte der Romanoff. Als aber sein Vater nach Berlin kam, habe er, um dem Könige von Preußen zu gefallen, seinen Namen germanisirt indem er das off in ow umänderte. Ich hoffe daß es diesem vornehmen Gastwirthte gelingen wird, die Einrichtung und die Bedienung in seinem Hotel mit seiner hohen Geburt und seinen hohen Familienverbindungen in einigen Einklang zu bringen. Mittlerweile schien mir die Branntweinatmosphäre, welche die Zimmerluft verpestet, der Bornehmtheit zu ermangeln. Ich verbrachte einen melancholischen Abend im sogenannten Lesezimmer neben der Trinkstube, wo eine zahlreiche und laute Gesellschaft versammelt war.

Die Bevölkerung von Graham's Town besteht aus Engländern, Holländern und einer kleinen Anzahl Deutscher. Die Hälfte der

Bewohner sprechen beide Sprachen, holländisch und englisch. Wie in allen größern Städten der östlichen Provinzen haben die Schwarzen ihre abgesonderte „Location“.

Die Stadt liegt in einem flachen Kesseltal welches baumlose Hügel umrahmen. Aber in den Gassen, längs der Häuser und in der nächsten Umgebung sieht man Bäume in Fülle. Dieser Reichthum an grünem Laub erfreut das Auge des Ankömmlings nach seiner Reise durch die Wüste. Graham's Town, obgleich wenig verschieden von andern englischen Städten der Colonie, nimmt den ersten Rang ein, hinsichtlich der Anzahl und der Schönheit seiner öffentlichen Gebäude, besonders seiner Kirchen welche zwar verschiedenen Religionsgenossenschaften gehören, aber der Physiognomie der Stadt ein wesentlich geistliches Gepräge verleihen.

Mein Hotel steht in einer breiten nach der Thalsohle hinabführenden Gasse. Ochsenwaggons ziehen einen großen Theil des Tages ohne Unterlaß vorüber. Es sind dies jene eigenthümlichen geschichtlichen Fuhrwerke, welche den Boern nicht nur als Wagen dienen und noch dienen, sondern auch als Wohnung, und, nöthigenfalls, als Blockhaus. In ihnen, mit 12, 14, 18 Ochsen bespannt, haben sie einen Theil des schwarzen Continents entdeckt, durchzogen und erobert. Noch heute bilden diese Waggons, dort wo die Eisenbahn fehlt, das einzige Verkehrsmittel mit Orange Free State, dem Transvaal, Griqualand-West, den Diamantensfeldern, endlich mit den jenseit des Limpopo gelegenen Gebieten. Jedes dieser Fuhrwerke kann eine Last von 5—8000 Pfund befördern. Die oft sehr kostbaren Ladungen, werden farbigen Fuhrleuten anvertraut, und es ist kein Fall einer Beruntreuung bekannt. Außer diesem eben genannten Verkehr, der gegen Mittag aufhört, ist es in den Gassen ziemlich still. Den ganzen Tag über liegen die Männer ihren Geschäften ob und die Frauen, die Hitze meidend, bleiben zu Hause. Erst bei sinkender Sonne, sieht man einige Damen zu Wagen und einige Herren zu Pferde unterwegs nach den Anlagen außerhalb der Stadt.

Die Umgegend trägt den Ausdruck großartiger Wildheit. Von den nächsten Höhen hat man einen weiten Umblick. Die Stadt ist eine Oasis mitten in der Einöde. Alle diese, gegenwärtig verbrannten und vertrockneten Feldts bedeckt nach der Regenzeit, ein grüner Teppich. Jetzt gewahre ich nur gelben Ocker und schwarze Flecken, den Busch, und weite, weite, endlose Horizonte und über mir das dunkelblaue Gewölbe eines wolkenlosen Himmels. Allenthalben tiefes Schweigen. Eigentlich ist Südafrika doch nichts anderes als eine Wüste, spärlich besäet mit Pflanzungen, mit vereinzeltten Gehöften in denen Weiße leben, mit zahlreichen Kraals von Wilden bewohnt, mit einigen Gruppen europäischer Wohnsitze welche Städte genannt werden.

Der Richter Sir Jacob Barnaby Barry hat die Güte mir seine Zeit zu opfern. Sohn eines Engländers und einer holländischen Afrikanerin, er selbst in Afrika geboren, hat er seine Rechtsstudien in England gemacht und seither sein Leben in Afrika zugebracht. Seinen Namen hat er geknüpft an mehrere wichtige Verhandlungen. In seinem Hause hatte ich das Vergnügen einen Theil der geistlichen Gesellschaft kennen zu lernen. Diese Reverend Gentlemen und ihre Damen haben die Atmosphäre der altherwürdigen Cathedralstädte ihres Vaterlandes hierher gebracht. Bin ich wirklich in Afrika?

5. August. — Von Graham's Town nach King William's Town, der Hauptstadt von Britisch-Kaffraria, zählt man 73 Meilen. Eine Diligence legt den Weg täglich zwischen Morgen und Abend zurück. Aber, in Anbetracht des schlechten Zustandes oder vielmehr des Mangels einer Fahrstraße, setzt die Reise in jenem Befehl äußerst kräftige Knochen voraus. Ich zog daher vor einen Wagen zu miethen, welcher mich in anderthalb Tagen nach King William's Town bringen wird. Mit mir reist als freundlicher Führer Mr. Sydney Stent, ein höherer Beamter der Colonialregierung und Vorstand des Departements für

Straßen und öffentliche Bauten. Wenn Mr. Stent, obgleich die Specialität für gute Beförderung, sich und mich gegen das entsetzliche Rütteln meines Wagens nicht zu schützen vermochte, so trifft ihn darüber kein Vorwurf. Die Verkehrsmittel lassen überhaupt viel zu wünschen. In den Colonien ist, mit Ausnahme der Regierung, jedermann autonom und niemand mehr als die Gemeinden, welche den Vorstellungen der hohen Obrigkeit gewöhnlich das Ohr verschließen, besonders wenn ihnen Geldopfer zugemuthet werden.

Während der acht ersten Meilen nicht ein Baum sichtbar. Allmählich erweitert sich der Horizont. Im Norden und Nordost entrollen sich die Ketten des Catbergs und des Winterbergs, jetzt beide in Schatten gehüllt. Mit dem durchsichtigen Schwarz der Berge, mit dem blassen Gelb der Wadte und dem Opalblau des Himmels, hat der Schöpfer eine großartige, poetische, wildschöne Landschaft gemalt. Ich verzichte auf eine Beschreibung.

Fast keine Gehöfte zu sehen. Sie müssen aber vorhanden sein da wir fast ohne Unterbrechung an weiten Gehegen vorüberkommen welche durch Eisendrähte voneinander und gegen die Straße abgeschlossen sind. Die Strauße bedürfen eben ausgedehnter Räume, denn sie pflügen viel zu laufen, was sie nur mit Hilfe ihrer Flügel zu thun vermögen. Daher kommt es auch daß kleine Straußzüchter selten aufkommen. Die Thiere brechen ihre Flügel an den Drahtfäden zu kleiner Gehege, natürlich mit großem Nachtheil für das Gefieder. Die Straußenzucht wäre gewiß höchst einträglich ohne die vielen Gefahren mit denen sie verbunden ist. Zuweilen brechen Epidemien aus welche ungeheuere Verheerungen anrichten und den Züchter zu Grunde richten. Der Strauß ist ein launisches, boshafte und gefährliches Thier. Zuweilen längere Zeit hindurch gehorsam und zuthulich, ändert er sein Benehmen mit einem mal, ohne alle Ursache. Daher naht man ihm immer mit Vorsicht. In der Nähe der Capstadt sah ich zwei Männer mit einem Strauß ihres Weges ziehen. Sie hatten ihm die Augen mit einer Kappe verhüllt und führten

ihn an einem Seile das mittels Riemen um seine Brust befestigt war. Der Vogel schritt majestätisch voran. Die Männer folgten ihm. Der Strauß wird gefürchtet wegen seines verrätherischen Naturells, wegen seiner Launenhaftigkeit und hauptsächlich wegen eines großen spizigen und scharfen Nagels an den Füßen. Er greift immer unversehens an, indem er mit einem Beine schlägt. So wurde unlängst einem armen Kaffer von einem dieser Thiere der Bauch aufgeschlitzt.

Um 10 Uhr Ankunft am Fish River, ehemals die Grenze der alten holländischen Capcolonie. Eine eben vollendete Brücke gestattet in jeder Jahreszeit den Uebergang dieses Flusses der bald, wie jetzt, einer ärmlichen Wasserrinne, bald einem rauschenden Gebirgsstrome gleicht. Die öde Stelle heißt Committee's Drift. Wir hielten vor einem einzelnen Gasthause. Mit Ausnahme der Passagiere welche die Diligence befördert, erfreut nur selten der Anblick eines weißen Reisenden das Auge der Wirthsleute, Mann und Frau, welche hier einige Felder bebauen. Ihre Haupteinnahme liefert die Trinkbude. Sie ist in diesem Augenblicke, von einem Haufen Kaffern belagert. Gekommen um ihren Vorrath an Branntwein einzukaufen, sind bereits die meisten von ihnen betrunken ehe sie den Heimweg nach ihrem Kraal antreten. Es ist nicht das erste mal daß ich dergleichen traurigen und widerlichen Scenen beiwohne.

In Breakfast Fly, wird wieder den Pferden einige Rast gewährt, diesmal mitten in der Wüste, vor einem winzigen Häuschen. Die Wirthin, eine mehr als neunzigjährige Engländerin, hat die umständlichen Artigkeitsformen des 18. Jahrhunderts bewahrt. Von hier prachtvoller Blick nach dem Amatula-Gebirge.

Nachmittags führt uns ein sehr steiler Weg an die Ufer des Raiskama hinab. Dieser Fluß bildete ehemals die Grenze der Colonie Britisch-Kaffraria welche später mit der Capcolonie vereinigt wurde. Beide Ufer sind mit Euphorbien dicht bewachsen; daher der exotische Anstrich der Gegend. Das Flußbett war fast ausgetrocknet, und ohne Schwierigkeit erreichten wir das andere

Ufer. So wären wir denn glücklich im Kafferland angelangt. Das zunächstliegende Gebiet gehört dem Häuptlinge des Gaita-Stammes in Folge einer frühern Concession welche die gegenwärtige Regierung als zu Recht bestehend anerkannt hat. Die Gegend bewahrt denselben Charakter, mit dem Unterschiede daß man nur Kraale und Wilde sieht.

Um 5 Uhr Ankunft im Nachtlager: eine niedere Hügelgruppe, bedeckt mit Weideplätzen welche die sechsmonatliche Dürre in eine Staubwüste verwandelt hat. Auf den Anhöhen zwei Kraale. Das Vieh ist entsetzlich mager. Diese Stelle heißt Iquipika. Hier, mitten unter den Wilden, lebt ein Weißer mit seinem Weib. Er ist Capitän in der Colonialarmee, hat die letzten Kafferkriege mitgemacht und besitzt die Manieren eines Gentleman. Seine Gattin, die Tochter eines englischen Soldaten, im Kafferland geboren, ist eine große, stattliche Frau, kleidet sich wie eine Lady und ist offenbar eine tüchtige Hauswirthin. Während des Krieges flüchtete sie mit den Kindern nach dem, damals von den Kaffern belagerten, King William's Town. Bei ihrer Rückkehr fand sie nur mehr die öden Mauern ihres Hauses. Nun ist aber alles im besten Stande. In den Zimmern Möbel aus England, wiener Stühle, und an den Wänden zierlich eingerahmte Photographien. Und dies alles mitten unter den Kraalen, auf eine Tagereise Entfernung von der Stadt, mit der, hoffentlich nicht nahen, Aussicht neuer Kafferkriege. Nicht nur in Resina leben und sterben die Menschen am Fuße eines Vulkans.

Der Wirth begleitete uns nach einem der Kraale. Wegen der nach Sonnenuntergang sehr empfindlichen Kälte, fanden wir die Männer in ihre Wolldecken gehüllt. Nach ihrer Toilette zu urtheilen, sind die Weiber weniger, die Mädchen gar nicht empfindlich für Frost. Unser Führer sagte ihnen, ich besäße viele Kinder, viele Schafe und viele Weiber. Die Anzahl der Frauen gibt den Maßstab der Vermögensverhältnisse des Gatten. In diesem Lande ist das Weib nicht, wie im Orient, ein Luxusartikel, sondern ein Gegenstand der ersten Nothwendigkeit; denn sie verrichtet

die Arbeit. Der Mann arbeitet nur wenn er muß. Dies ist der Grund warum er sich bei den Weißen, in den Städten oder am Lande, für einige Zeit als Arbeiter verdingt.

Die Frau Wirthin war auf die Kaffern nicht gut zu sprechen. Sie sind, sagte sie, schlechte Arbeiter, schlechte Diener, und — welche Unmoralität! — unverbesserliche Branntweintrinker. Daß sie ihren Branntwein in ihrer Schenke kaufen, vergaß die gute Frau.

6. — 9. August. — Der Charakter der Gegend wie gestern, aber je mehr man sich den Peri- und Amatula-Bergen nähert, desto schöner wird sie.

Um 3 Uhr erreichten wir King William's Town. Auf der ganzen Reise von Port Elisabeth hierher, sah ich auf der sogenannten Heerstraße, mit Ausnahme der Passagiere in der Diligence und des weißen Fußreisenden, nur Strauße, Affen, Antilopen und Schwarze.

Ich genieße hier der Gastfreundschaft eines österreichischen Kaufmanns, Herrn Rudolf Walcher, Vorstandes eines der ersten Häuser in diesem Mittelpunkte des Handelsverkehrs mit dem Orange Free State, mit Transvaal und dem Innern des Continents. Die Physiognomie von King William's Town bietet nichts Besonderes. Es ist eben eine südafrikanische Stadt wie alle andern. Die Bewohner sind Kaufleute, die Gassen, unter tags, verödet oder nur von Schwarzen besucht. Gegen 6 Uhr abends, wenn die Kaufläden und Magazine geschlossen werden, und die Geschäftsleute nach Hause gehen, beleben sie sich für kurze Zeit. Dann folgt alsogleich die Einsamkeit, die Stille und das Dunkel der Nacht. Der größte Theil der Stadt nimmt eine leichte Erdvertiefung ein, aber die nächsten Anhöhen bedecken sich allmählich mit Häusern und Gärten. Es gibt auch einige schöne Kirchen. Die eben, zum Theile mit reichen Beiträgen protestantischer Stadtbürger, vollendete katholische Kirche ist ein gothischer Prachtbau.

Am meisten fällt das monumentale Krankenhaus in die Augen. Sir George Grey hat es errichtet und der in der Colonie verehrte Dr. Fitz Gerald leitet die Anstalt. Einige junge Kaffern werden hier zu Krankenwärtern und für den Dienst in der Apotheke erzogen. Ich hoffe, für die Kranken, man wird sie nicht zu Chirurgen machen.

Die weitläufigen Magazine meines Amphitryon sind mit Waaren aller Art angefüllt. Zuweilen sieht man dort bis auf zehntausend, von Orange Free State und Transvaal eingeführte, Ballen Wolle aufgestapelt. Dies läßt auf die Wichtigkeit des Verkehrs mit dem Innern schließen.

Ich verdanke dem Herrn Walcher die Bekanntschaft mit den hervorragenden Persönlichkeiten dieser lebenskräftigen und wie es scheint vielversprechenden jungen Gemeinde. Mehr als anderswo stehen sich hier die civilisirte und die wilde Welt gegenüber. Vor noch nicht langer Zeit war die Umgegend von King William's Town der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Weißen und Kaffern. Auf viele Meilen in der Runde stößt der Wanderer auf Stellen, an welche sich glorreiche Erinnerungen knüpfen. Aber, am Ende, sind es doch Erinnerungen an Hinterhalte, Ueberfälle, Mord- und Blutthaten, welche sich jeden Tag wiederholen können. Man lebt von heute auf morgen. Eine Hand voll Weißer inmitten der schwarzen Welt. Und auf diesem den schlimmsten Wechselfällen so sehr ausgesetzten Boden ist es dem Muth, der Thatkraft und dem Unternehmungsgeiste anglosächsischer und deutscher Kaufleute gelungen einen der wichtigsten Handelsplätze in Südafrika zu schaffen.

In der obern Stadt sind die geraden, langen und breiten Straßen verödet. Bäume verhüllen die aus Ziegel erbauten und mit Gärtchen umgebenen Häuser. Hier und da, sieht man eine farbige Bonne mit Kindern; hier und da vernimmt man, durch ein geöffnetes Fenster, den Klang eines Klaviers. Aber, im ganzen, Einsamkeit und Schweigen. In der eigentlichen Stadt einige Frauen die Einkäufe machen, und unbeschäftigte Kaffern.

Wir treten in eine Bude in welcher Eingeborene sich mit ihrem nöthigen Bedarf versehen. Meine Begleiterin fragt eine schöne große Kafferin ob sie eine Fingo sei. „J, J. Nein, nein!“ schreit die Wilde in äußerster Aufregung, „Pondo, Pondo!“ Die Fingos waren, vor der englischen Herrschaft, Sklaven der Pondo.

Die Schwarzen, welchen ich in den Straßen begegne, erregen mein lebhaftes Interesse. Was geht in diesen Köpfen, in diesen Herzen vor? Es sind lebendige Räthsel welche niemand zu lösen weiß, selbst die nicht welche in ihrer Mitte leben. Die Antworten auf meine Erkundigungen sind unzusammenhängend, ungenügend oder widersprechend. Die meisten Kaufleute und Colonisten sehen in dem Schwarzen das verkörperte Uebel. Ich sollte meinen, mit Ausnahme der Missionare, jener nämlich welche, wie die Katholischen, in das Innere dringen, sind die Magistrate mehr als irgendjemand in der Lage die schwarze Welt zu kennen und richtig zu beurtheilen.

Die Magistrate sind von der Colonialregierung ernannte und besoldete Staatsdiener und vermitteln den Verkehr zwischen ihr und dem Wilden. In den östlichen Provinzen sind sie fast alle Afrikaner und Söhne von Kaufleuten, Colonisten oder Beamten. Sie beziehen einen Gehalt von 600—800 Pfd. St. und sind der Sprache jener Stämme kundig. In den meisten Fällen haben sie sie als Kind durch ihre Bonne erlernt. Sie residiren, womöglich, in den kleinen europäischen Städten, oder im Busch unter den Wilden, und, in diesem Falle, getrennt von jedem Verkehr mit Europäern! Es sind, wie man mich versichert, meist tüchtige Männer. Zur Arbeit erzogen, die Strapazen langer Tagemärsche zu Pferde und zu Fuß, im Walde und auf der Steppe mit Leichtigkeit ertragend, gewöhnt an intellectueller, geselliger, oft materielle Entbehrungen, hängen sie doch mit Liebe an ihrem Berufe und leisten wesentliche Dienste. Ich bin einigen dieser Herren begegnet, und sie hatten die Güte mir manche interessante Auskunft zu geben. „— Wir sind“, sagte einer, „zugleich Detectives und Diplomaten. Wir müssen erfahren und

unserm Minister in der Capstadt berichten was im Schoße der schwarzen Welt vorgeht. In Beziehung auf letztere üben wir, innerhalb gewisser Grenzen und je nach den Umständen, eine väterliche Autorität. Nicht selten wird ein in seinem Districte wohl gesehener Magistrat bei vorkommenden Streitigkeiten von den beiden Parteien zum Schiedsrichter gewählt. Handelt es sich um Aufklärung über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse, so tritt der Magistrat zuerst mit den kleinen Häuptlingen in Verkehr, und hat er auf diesem Wege sein Urtheil gebildet, so sucht er den großen Chef, d. h. den Besitzer mehrerer Kraale, für seine Ansicht zu gewinnen. Anders geht er in dem eigentlichen Kafferlande zu Werke. Dasselbe ist bekanntlich unabhängig*, steht aber doch unter einem gewissen Einflusse der Reichsregierung welche dort eine Art von Protectorat ausübt und sich zu diesem Ende das Recht einer gewissen Ueberwachung vorbehält. Die großen Häuptlinge in dem unabhängigen Kafferlande haben, auf Anrathen der englischen Regierung, einige Gesetze angenommen, darunter das Verbot des Verkaufes berausender Getränke, und einige Verfügungen im Interesse der guten Sitten. Die in diesem freien Lande zerstreut lebenden Magistrate haben darüber zu wachen daß die gesetzlichen Bestimmungen befolgt werden. Ihre Befugnisse sind begrenzter als die unserigen, und sie können nicht wie wir, im Nothfalle die Unterstützung der Colonial- oder Reichsbehörden in Anspruch nehmen, aus dem Grunde weil es deren dort keine gibt. Die Magistrate sind also auf ihre eigene Gewandtheit angewiesen. Sie sind, vor allem, Diplomaten. Sie wenden sich zuerst an den Oberchef, und, suchen erst wenn sie seine Zustimmung erlangt haben, auf die kleinen Häuptlinge zu wirken. Diese Verhandlungen sind nicht immer leicht. Der Kaffer ist geborener Diplomat. Auf alle an ihn gestellten Fragen wird er zuerst verneinend antworten. Er nennt dies: Hinter der Hecke sprechen.

* Seither wurde die ganze Seeküste von Pondoland unter englischen Schutz gestellt.

„Verschwörungen sind nicht zu befürchten. Die Kaffern, obgleich begabter als die sehr verkommenen Mischrassen der Hottentotten, sind unfähig irgendeinen Plan zu ersinnen. Es kommt wohl vor daß einige Häuptlinge mit dem Gedanken umgehen uns zu überfallen, aber sich untereinander über die Art des Ueberfalles zu verständigen übersteigt ihre geistigen Kräfte. Von Natur geschwätzig, sind sie unfähig und verschmähen auch ein Geheimniß zu bewahren. Im Gegentheil sie rühmen sich, in einem solchen Falle, im Vorhinein des Schadens den sie uns zuzufügen gedenken. Ueberdies sind alle unsere Diener Kaffern, davon die meisten ihrem Herrn aufrichtig zugethan sind. Auch weiß jeder Kaffer was in seinem Stamm vorgeht. Wir können darauf zählen zu guter Zeit von den kommenden Ereignissen unterrichtet zu werden. Stehen zwischen verschiedenen Stämmen Feindseligkeiten in Aussicht, in welchem Falle die Lage des Magistrats allerdings gefährlich werden könnte, so flüstert ihm einer seiner Diener ganz gewiß in das Ohr: Meister nicht gut hier sein.

„Diese Wilden besitzen drakonische Gesetze, und eine vollkommen organisirte Polizei. Jedes Familienhaupt ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt. Es liegt ihm die Pflicht ob alles was er hört und sieht zur Kenntniß des Dorshäuptlings zu bringen, in derselben Lage befindet sich letzterer gegenüber dem Haupte mehrerer Kraale, welcher hinwieder die gleiche Obliegenheit bei dem großen Häuptling des Stammes zu erfüllen hat. In Britisch-Kaffraria, ist der große Chef verbunden, von allem was er erfährt, dem Magistrate Bericht zu erstatten, was er auch in ruhigen Zeitläufen zu thun pflegt. Natürlich wird er sich dessen wohl hüten wenn er einen Angriff im Schilde führt. Aber er weiß alles was in seinem Stamme vorgeht. Ein Mann der ihm gegenüber zurückhaltend wäre, würde, unter gewöhnlichen Umständen, sehr strenge, in Kriegszeiten aber, mit dem Tode bestraft. Es geschah während eines der letzten Kafferkriege nach einem hitzigen Gefecht daß man dem Dr. Atherton einen jungen schwer verwundeten

Wunden brachte. Der Arzt behandelte, pflegte und rettete ihn. Als der Junge, seine Dankbarkeit äußernd von dem Wohlthäter Abschied nahm, fragte ihn dieser: «Was würdest du thun, wenn ich in deinem Kraale Schutz suchte?» Die Antwort war: «Wenn ich sicher wäre daß dich niemand gesehen hat, so würde ich dich verstecken und retten. Wenn man dich aber gesehen hätte, würde ich dich umbringen. Oh! ich würde dir jeden Schmerz ersparen. Ich würde dir das Herz durchbohren.» — «Wie, ich habe dir so viel Gutes gethan, und du könntest mich tödten?» — «Ganz gewiß, wenn ich dich nicht umbringe, werde ich umgebracht; denn meine Pflicht ist alles was ich erfahre dem Häuptling zu berichten.»

„Ueber die öffentlichen Angelegenheiten wird in den pitsos verhandelt. Diese von den kleinen Häuptlingen gebildeten Versammlungen haben nur eine berathende Stimme. Die Macht des Oberhäuptlings ist unbeschränkt. Er kann wen er will vom Leben zum Tode befördern, aber wehe ihm wenn er den Rathschlägen der pitsos beharrlich das Ohr verschließt. In diesem Falle würde er ganz gewiß erschlagen. Es ist dies ein Fundamentalartikel ihrer Verfassung.“

„Was sind ihre Gesinnungen in Betreff der Weißen?“

„Fragen Sie den Wind von welcher Seite er morgen wehen wird. Es sind Kinder auf die man sich nicht verlassen kann. Doch dürfen gewisse schlechte Symptome nicht außer Acht gelassen werden. So geschah es vor einigen Jahren, daß ein Magistrat von einem Häuptling ermordet wurde. Ein äußerst seltener Fall. Der Mörder wurde natürlich hingerichtet, aber seit jenem Tage gaben die Kaffern dem hier zu Lande sehr gemeinen Baum den wir Euphorbia nennen den Namen des hingerichteten Häuptlings. Uebrigens muß man derlei Vorkommnissen nicht allzu viel Gewicht beilegen.“

Ueber die religiösen Zustände erhielt ich wenig Auskunft. Wie die Zulu, scheinen die Kaffern eine unbestimmte Ahnung von einem oder mehreren höhern Wesen zu haben und an eine Art

Seelenwanderung zu glauben. Die in ihre Hütten eindringenden Schlangen gelten für die Vorältern oder Verwandten der Insassen. König Cetywayo ist davon überzeugt. Die Bemühungen der Missionare sind, wie mir versichert wird, in diesem Theile von Afrika selten erfolgreich. Wenigstens fehlt es nicht an bittern Enttäuschungen. So geschieht es häufig daß Böglinge der großen, protestantischen Mission von Lovedale, kaum entlassen, wieder in den Zustand der Wildheit verfallen, das Erlernte, wegen Mangel an Uebung, vergessen, sich den Weißen gleichstellen, die Missionare verspotten und sich durch ihre Frechheit hervorthun. Daher die, leider, notorische Thatsache daß kein Europäer einen getauften Kaffer in seine Dienste nimmt. Allerdings ist das von den Weißen gegebene Beispiel nicht immer erbaulich. Ein Häuptling sagte einem Magistrat: „Warum sollte ich Christ werden? Euere Religion erheischt daß ihr euch gegenseitig liebet. Aber ihr haßt euch, und einer schadet dem andern soviel er kann. Ihr sollt mäßig sein, und seid fortwährend betrunken.“ Der Häuptling Kxeli, einer der hervorragendsten Persönlichkeiten im Kafferlande, sagte einem meiner Bekannten: „Die Religion ist gut für die Weißen, aber nicht für uns Schwarze. Die Christen haben sich mit ihrem Gott überworfen; sie haben ihn umgebracht. Deshalb sehen sie so traurig aus und gehen gesenkten Hauptes einher, während wir, die niemals einen Gott tödteten, lustig und guter Dinge sind, und die Nase hoch tragen.“

In der Umgegend von King William's Town und in dem ganzen Gebiete zwischen der Stadt und dem Meere, in der Richtung von Ost-London findet man viele zerstreut liegende Pflanzungen und Gehöfte deutscher Colonisten welche, auf Veranlassung des damaligen Capgouverneurs, Sir George Grey, eingewandert sind. Der Boden wurde nicht ausschließlich von ihnen urbar gemacht. Schon vor den Deutschen waren holländische Boer hier ansässig; aber die neuen Ankömmlinge wurden ihnen lästig.

Wie gewöhnlich, in ähnlichen Fällen, verließen sie das Land. In der ganzen Gegend zwischen King William's Town und dem Meere befindet sich nur mehr Ein holländischer Colone. Die deutschen Niederlassungen bilden mehrere Gruppen, deren Namen, wie Berlin, Braunschweig u. s. f. an das Vaterland erinnern.

Wir verwandten einen Tag zum Besuche einer dieser Colonien, welche auf zehn Meilen Entfernung, im Norden der Stadt, am Fuße der Peri-Berge liegt. Die Gegend gleicht den zwischen hier und Graham's Town gelegenen Einöden. Eine wilde, großartige Landschaft. Abgerundete Hügel mit Buschwerk oder, wie jetzt, mit vertrockneten Weidegründen bedeckt. Sepia- und ocker-gelbe Tinten ersetzen das frische Grün der Regenzeit. In Thalrigen die Euphorbia und afrikanische Agave und in der Ferne die duftigen, unbegrenzten Horizonte des schwarzen Continents. Geheimnißvolle Einsamkeit bildet den Reiz dieser Gemälde, hingeworfen mit einigen Pinselstrichen, in zwei oder drei Farben. Aber welche Meisterhand schuf sie!

Der Weg führte uns durch mehrere Kraale, deren Hütten sich durch ihre Reinlichkeit auszeichnen. Die Eingänge sind so niedrig daß wir nur auf allen Vieren kriechend in das Innere gelangen konnten. Der Rauch der sie erfüllte, und den nur die Augen eines Raffen zu ertragen vermögen, zwang uns alsbald zum Rückzug. In einer dieser Wohnplätze trafen wir eine blinde Engländerin die, seit Jahren, der Gastfreundschaft der schwarzen Insassen genießt. Von Zeit zu Zeit wird sie nach der Stadt gebracht wo sie Almosen sammelt welche sodann mit ihren Hauswirthen getheilt werden. Es ist der einzige Fall von Bettelci der mir in Afrika vorkam.

Die Meierhöfe gehören sämmtlich Deutschen. Sie liegen auf eine halbe, höchstens auf eine Meile von einander entfernt und bilden die Colonie Braunschweig.

Nicht ohne einige Schwierigkeit gelang es uns in eins dieser Häuser zu dringen. Nachdem wir lange am Thore gepocht hatten,

öffnete uns eine alte Frau, in deutscher Bauerntracht, aus Stargard gebürtig und das reinste Pommerische sprechend. Nachdem sie ihrem jüngstverstorbenen Eheherrn einige Thränen gewidmet hatte, erzählte sie uns ihre einfache Lebensgeschichte welche, so ziemlich, die aller Pflanzler im Kafferlande ist. Sie bringen einen kleinen Geldvorrath mit und finden Boer welche, immer auf Abgeschiedenheit bedacht, ihre Höfe den Ankömmlingen zu niedern Preisen verkaufen und sodann abziehen. Der neue deutsche Besitzer geht sogleich an sein Werk und gedeiht. Da bricht ein Kaffernkrieg aus. Der Vater und die erwachsenen Söhne greifen zur Flinte und rücken bei der Colonialtruppe ein. Die Frau packt die kleinern Kinder und einige Habseligkeiten zusammen und flüchtet nach der Stadt. Die Wilden kommen, schlachten oder rauben das Vieh, lassen aber, in diesem Punkte schonender als die Localmiliz, das Haus unversehrt. Das von unserer Pommerin bewohnte war sehr nett gehalten und gut möblirt. Obgleich eine eifrige Lutheranerin hat sie doch die Wände der Zimmer mit Heiligenbildern in Farbendruck geschmückt. Italienische Hausfirer verbreiten hier diesen bei den Colonisten beliebten Artikel.

Der Telegraph ruft mich nach East-London. Die Barre ist gut und der von der Capstadt nach Natal fahrende Steamer in Sicht. So wird denn aufgebrochen und das freundliche, trauliche Haus — ein Stück Alt-Oesterreich im Kafferland — nicht ohne Leidwesen verlassen.

Eine 42 Meilen lange Eisenbahn verbindet diese Stadt mit East-London, welches letztere, wäre die Barre nicht so schlimm, eine große Zukunft hätte. Das Land durch welches der Schienenweg führt ist, mehr oder weniger, Wüstenei und die Stadt, trotz des pompösen Namens, aller irdischen Reize bar. Allerdings sah ich sie unter den ungünstigsten Umständen. Der Regen fiel in Strömen, der Wind heulte, und die Barre

war nicht nur unpässirbar, sondern das Packetboot hatte, nach zweitägigem Warten, die Geduld verloren und die Reise nach Durban fortgesetzt. Die Südküste Afrikas ist die von den Seefahrern am meisten gefürchtete, die Barren ihrer Häfen sind die übelst beleumundeten, und die gefährlichste von allen ist die von East-London. Daher genießt sie auch, wie böse Zungen behaupten, einer besondern Beliebtheit bei gewissen Rhedern. Alte schlechte Schiffe zu hohen Prämien versichern zu lassen und einem geschickten Kapitän anzuvertrauen, der es versteht an der richtigen Stelle zu scheitern, ist, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, ein in diesen Gewässern schwunghaftes Geschäft.

Mittlerweile sitze ich in einem sogenannten Hotel. Aus christlicher Liebe enthalte ich mich jeder Beschreibung dieser Schenke welche ich mit einer Masse lärmender Burschen theile, die aus den Goldwerken zurückkommen und hier einen Theil ihres Metalles verprassen. Ein Hexensabbat Tag und Nacht. Dreimal 24 Stunden bestand ich die Prüfung. Dann riß dem alten Touristen die Geduld! Glücklicherweise war die Nubia auf der Rhede vor Anker gegangen. Die Schwierigkeit war nur an Bord zu gelangen und kein Leichtes, für Geld und gute Worte ein Boot und Schiffer zu finden die das Wagstück unternahmen. Auch hatten wir ungefährl sieben fatale Minuten zu durchleben. Aber die Barre wurde passirt. An Bord wurden wir in Körben gehißt, eine Art der Ortsveränderung die zugleich an die Schwingungen des Pendels und das Aufsteigen eines Ballons erinnert.

Unglücklicherweise hat die Nubia Waaren ein- und auszuladen, und die Lichterschiffe können die Barre nicht passiren. Gleich nach uns machte eines derselben den Versuch. Er mißglückte. Ein Mann wurde dabei über Bord gewaschen und ertrank. Die Folge für uns waren drei müßige Tage auf der Rhede. Wenigstens hatte ich meine von mephitischen Dünsten erfüllte Spelunke mit einem großen, schönen und beinahe leeren

Packetboote vertauscht. Auch der Kapitän gefällt mir. Er war kürzlich auf einer Expedition im Innern von Afrika und ist bis zu den Victoriafällen des Zambesi vorgedrungen. Das Schwierigste des Unternehmens war lebendigen Leibes nach der Küste zurückzukehren, was ihm allein gelang. Die Knochen seiner Gefährten bleichen auf der „schwarzen“ Erde.

Endlich hat die Nubia ihre Ladung eingenommen, und nun sind wir unter Dampf, hart der Kaffernküste entlang; zuerst Fingo-, dann Pondoland. Alles Felsgelände, theils gezackt, theils abgeplattet, wie der Tafelberg am Cap. Dann abwechselnd wüste Beldter und dichte Wälder. Das Wetter prachtvoll. Wir kommen ganz nahe an der Mündung des St. Johnflusses vorüber. Einige Engländer haben sich dort unter den Pondo angesiedelt. Einer derselben, den wir an Bord haben, sagt mir: „Wir sind ungefähr sechzig Europäer und glauben uns, mitten unter der schwarzen Bevölkerung, vollkommen sicher. Unser Leben ist ganz angenehm. Der Tag vergeht rasch in unsern Comptoirs. Die Abende sind dem Vergnügen gewidmet. Zuweilen wird Theater gespielt. Von Zeit zu Zeit läuft ein kleiner Steamer von Durban ein, der uns die Post, Mundvorrath und die Waaren bringt, welche wir im Innern absetzen.“ Dies kleine Territorium, wenn man es so nennen kann, wurde durch Sir Bartle Frere von dem Häuptling der Pondos um den Preis von 4000 Pfd. St. für die englische Krone erworben. Man behauptet es werde einst der Mittelpunkt des Handels mit dem innern Kafferland sein.

Unter den fünf oder sechs Passagieren, welche in dem großen Salon des Steamers beinahe verschwinden, fällt mir ein Ehepaar auf. Alter des Gatten zwischen vierzig und fünfzig; Ausdruck melancholisch; Gesichtsfarbe blaß; der Blick unbestimmt, träumerisch, intelligent; platte Brust, schmale Schultern, unansehnliche Gestalt; der üppige Haarwuchs der Schere und des Kammes bedürftig; Anzug vernachlässigt. Beim Sitzen pflegt der Reisende

seine Beine auf einen Tisch zu legen und die Arme hinter seinem Nacken zu kreuzen. Ehe er noch den Mund öffnet, erkenne ich in ihm den Amerikaner und den Magnetiseur. Seine Gefährtin vereinigt in ihrem sanften, traurigen und schläfrigen Antlitz alle charakteristischen Merkmale des weiblichen Mediums. Um die Bekanntschaft des Paares zu machen, verfall' ich auf den Gedanken dem Beispiele ihrer Landsleute im „Fernen Westen“ zu folgen. Ich gehe also gerade auf den Mann zu und stelle an ihn, ohne alle einleitenden Worte, folgende Fragen: „Wer sind Sie? Woher kommen und wohin gehen Sie? Was ist der Zweck Ihrer Reise?“ Der Fremde, den meine etwas ungestüme Neugierde nicht im geringsten zu überraschen schien, antwortete: „Ich bin Professor. Ich bin Bloßsteller, oder wenn Sie wollen, Ankläger der Spiritisten. Ich bin Mesmerist. Ich halte Sitzungen, und bin Gedankenleser. Meine Wiege stand an den Ufern des Mississippi, und ich trat als Tambour in das öffentliche Leben. Es war dies zur Zeit des Seecessionskrieges. Dem Zufalle verdanke ich“ — dies sagte er mit einer gewissen Bescheidenheit — „zur Rettung einer vom Feind eroberten Fahne durch meine energischen Trommelwirbel beitragen zu können. Zur Belohnung versetzte mich die Regierung in den geheimen Dienst“ — „Das heißt, sagte ich, Sie wurden Spion.“ — „Ganz gewiß, ich war es, aber zum Nutzen der beiden Armeen.“ — „Wie!“ rief ich aus, „Sie meldeten in beiden Lagern was Sie beim Feinde gesehen hatten?“ — „Nein“ — dies mit einigem Erröthen aber ohne irgendeine Verstimmung zu zeigen — „Nein. Hören Sie und unterbrechen Sie mich nicht. Ich bezog eine hohe Besoldung, denn ich schlug fortwährend mein Leben in die Schanze. In jener Zeit passirte ich die feindlichen Linien unablässig, und benutzte diesen Umstand um in Newyork Artikel einzukaufen welche bei den Conföderirten besonders gesucht wurden. Keiner war es mehr als Chinin. In Newyork zahlte ich die Unze 12 Dollar in Papier; den Conföderirten verkaufte ich sie für 120 Dollar in Gold. Sie sehen, nicht nur den beiden kriegführenden Theilen, auch der Menschheit

leistete ich Dienste, denn in der Armee der Südstaaten waren die Chininvorräthe erschöpft und konnten nicht erneuert werden. Viele, sehr viele Fieberkranke verdanken mir ihr Leben. Bei Beendigung des Krieges fand ich mich im Besitze eines schönen Vermögens welches ich binnen kurzem durch wahnsinnige aber glückliche Speculationen vermehrte. Wie jeder Amerikaner, der Gold in seiner Tasche hat, ging ich nach Europa. In England machte ich mit einigen Spiritisten Bekanntschaft und ließ mich in ihre Bruderschaft aufnehmen. Ich entdeckte aber bald daß es Betrüger waren. Ich entdeckte auch daß die Verstorbenen sich sehr wenig um unsere Angelegenheiten kümmern und keine Lust verspüren sich in dieselben zu mischen. Als ich nach Amerika zurückkehrte, wo Millionen diesem Aberglauben huldigen, beschloß ich ihnen die Augen zu öffnen. Ich miethete für einen Abend das große Theater in Neworleans und enthüllte bei vollem Hause alle Betrügereien der Spirits. Ich schmeichelte mir, indem ich so handelte, auf den Dank meiner Mitbürger zählen zu können. Aber das Gegentheil fand statt. Ich wurde die Zielscheibe des Hasses, der Verleumdung und der Verfolgung. Besonders die Presse fiel über mich her und zerfleischte mich auf das unbarmherzigste. Da riß mir die Geduld und ich antwortete in derselben Weise. Mittlerweile hatte ich das Erträgniß meines ehemaligen kleinen Chminhandels infolge der lächerlichsten Speculationen verloren, und zwar bis auf den letzten Dollar. Da wurde ich Professor. Ich wählte diesen Stand um die Spiritisten zu entlarven und sodann um Geld zu verdienen. Man nennt mich hier einen Taschenspieler. Ich bin es nicht. Allerdings mache ich auch kleine Kunststücke, wie zum Beispiel den berühmten manackle trick, das Kunststück von dem gefesselten Manne, aber dies thue ich nur um zu zeigen daß es möglich ist, auf natürlichem Wege durch Geschicklichkeit zu leisten, was die Spiritisten fälschlicherweise der Mitwirkung von Geistern zuschreiben. Ich bin mit großem Erfolge in Australien und in Neuseeland aufgetreten und heute nunmehr Afrika aus. Bleiben

noch Mauritius, Indien und Mexico, worauf ich nach meiner Vaterstadt zurückkehren werde, ein reicher Mann aber ein Mann der den Zweck seines Lebens verfehlt hat. Dieser Zweck war einem kolossalen Betrug ein Ende zu machen. Ich habe ihn nicht erreicht, denn, glauben Sie mir, es ist leichter die schwierigsten Kunststücke auszuführen, als einem Tropf begreiflich zu machen daß er das Opfer eines Schwindlers ist.“

IV.

Natal.

Vom 15. zum 26. August.

Durban. — Zuckerbau. — Die Arbeiter. — Delagoa-Bay. — Die Zulu. — Pieter-Maritzburg. — Bei einem Zuluhäuptling. — Politische Uebersicht.

15. August. — Wer zum ersten male in Durban landet traut kaum seinen Augen. Dies ist nicht mehr Britisch-Südafrika. Es ist ein Tropenland. Hier wiegt der indische Feigenbaum seine Arme, die Mangrove verbreitet ihre geheimnißvollen Schatten; Bananen neigen ihre Riesenblätter, und der federige Bambus flüstert in der schwülen Nordluft. Ein warmer Aequatorialstrom und die Lage Natal's an der Ostküste Afrikas erklären dies Hereinragen der Tropenwelt in den tiefen, oder wie man eigentlich sagen sollte, in den hohen Süden.

Durban besteht aus zwei kleinen Städten, der obern und der untern. Die untere Stadt mit ihren Waarenlagern und den vielen Matrosen in den Gassen sieht aus wie irgendein kleiner Hafenplatz des Clyde oder der Themse. Die obere Stadt liegt im Hintergrunde der Bay auf einer niedern Anhöhe, und erinnert durch ihre geraden und unverhältnißmäßig breiten Gassen mehr an Amerika als an England. Bäume in Fülle. Die Häuser meist einstöckig oder nur mit einem Obergeschoß versehen, Kirchen aller Religionsgenossenschaften, viele schöne Kaufläden, besonders in Main-Street, auch kleine niedliche Gärtchen, im ganzen

ein Gemisch von Ziegel, Stein, gerolltem Eisen und Laubwerk, welches mich kalt lassen würde, ohne den Reiz der üppigen Vegetation verklärt durch das Farbenspiel eines tropischen Himmels. Aber die Leute denen man in den Straßen begegnet verleihen der prosaischen Stadt einen poetischen und malerischen Anstrich: Kaffern deren Kleidung in einer Schürze von Schaffell besteht. Einige fügen die abgetragene Jacke eines englischen Soldaten hinzu. Zulu in Masse. Schöne Männer deren bronzefarbige Gestalten in der Sonne glänzen. Dazu fröhliche Gesichter mit dem Ausdrucke sorgloser Gutmüthigkeit. Die Mädchen, ausgezeichnet durch die classischen Umrisse des Kopfes, des Nackens und der Schultern. Noch andere Stämme sind hier vertreten. Viele Schwarze werden, um hier als Feldarbeiter oder Domestiken zu dienen, von der Umgegend der Delagoa-Bay und von dem Stromgebiet des Zambesi eingeführt. In dieser bunten Menge unterscheiden sich die Malaien durch ihre feinen und regelmäßigen Züge von den aus gröberem Stoffe gemachten Zulu. Die Ueberlegenheit der indischen Rasse springt in die Augen. Die olivenfarbigen, schlanken Gliedmaßen in weiße oder rothe Gewänder gehüllt, den Shawl in künstlerischen Falten um die Schultern oder über das Haupt geworfen, Arme, Hände und die Fußgelenke mit schweren Ringen aus Bronze oder Silber beladen, schreiten die Hinduweiber und -Mädchen, an die Antike erinnernd, durch die Straßen. Noch classischer wäre der Eindruck ohne den häßlichen Schmuck in den Nasenflügeln.

Vor vierzig Jahren war die Stelle an der Durban steht das Stelldichein von Elefanten, noch vor zwanzig von Löwen. Der Fortschritt der Kultur hat dies edle Wild verscheucht, doch ist es nicht vollkommen verschwunden.

Im Westen der Stadt zieht eine niedere, bewaldete, Vereca genannte Hügelkette, die Blicke auf sich, dort stehen Haus an Haus, Gärtchen an Gärtchen. Es sind die Wohnungen der durbaner Geschäftsleute. Wenn die Sonne sinkt, füllt sich die schöne dahin führende Heerstraße mit Wagen und Reitern. Die

Comptoirs werden geschlossen und jeder eilt nach Hause. Aber diese schöne Straße bricht plötzlich ab am Rande des Urwaldes, noch heute bevölkert von Leoparden, Antilopen und Affen, ohne der Schlangen zu erwähnen die, mit dem Schreckbilde der Zulu, die Geißel der Colonie sind. Welcher Contrast! Hier europäischer Comfort, dort, zwei Schritte von uns, jenseit der macadamisirten Straße, Urwald und wilde Thiere! Ein Bild des Daseins des Afrikanders, der geboren wird, der lebt und stirbt an den Grenzmarken der gesitteten Welt und der ungebändigten Natur.

Die Schlangen sind das Schreckniß des ankommenden Colonisten. Aber rasch gewöhnt sich der Mensch an beständige Gefahren. Diese Thiere gehören zu den giftigsten ihrer Art. Gewöhnlich folgt der Tod dem Bisse binnen einer Viertelstunde. Herr Dumas, der Vorsteher der Zuckermühlen in Edgcomb, ungefähr zwanzig Meilen von hier, erzählte mir daß einer seiner Kuli von einer Schlange in das Bein gebissen wurde. Dem Arzte gelang es das Leben des armen Hindu, der furchtbare Schmerzen litt, durch drei Tage zu verlängern. In dieser kurzen Frist war das verletzte Glied in vollkommene Fäulniß übergegangen. Diese Thiere dringen in das Innere der Wohnungen ein. Als Herr Dumas eines Morgens erwachte, fand er neben sich eine Cobra welche die Nacht auf seinem Kopfkissen zugebracht hatte. Merkwürdigerweise sind Schlangenbisse, welche fast immer den Tod zur Folge haben, verhältnißmäßig selten, besonders wenn man bedenkt daß die Kuli, vollkommen sorglos, in den Feldern und im Buschwerk, immer barfuß und fast ganz nackt arbeiten. Dies erklärt sich dadurch daß die Schlange den Menschen flieht und nur angreift wenn man sie berührt. Die gefährlichsten sind die welche auf den Fußpfaden zu schlafen pflegen ohne zu flüchten wenn man ihnen naht.

Die eben erwähnte Zuckermühle gehört einer französischen Gesellschaft, wird von einem Franzosen geleitet und ist eigentlich nur ein erster Versuch. Die Meeresströmung von Mozambique erhöht hierzulande die Temperatur aber sie bringt nicht die dem Rohre nöthige Menge von Regen, welcher in den Tropen niemals fehlt. Ausnahmsweise herrschte in den zwei letzten Jahren nasse Witterung vor, aber es gibt auch vollkommen trockene Jahre. Wird das Rohr der Dürre widerstehen? dies ist die Frage. Einige hundert Schritt von der Mühle steht das Wohnhaus des Directors auf einer lustigen Anhöhe. Frau Dumas, die inmitten der Zuckfelder, der Kuli und der Schlangen die Manieren einer Dame bewahrt hat, empfängt uns auf das liebenswürdigste. Die Schlangen und die Diener sind die Dual ihres Daseins. Dieselben Klagen vernehme ich allenthalben in diesen Colonien. Ich sitze selten bei Tische ohne daß die Frau des Hauses mir ihr Herz eröffnet. Mehr als die Entbehrungen und Gefahren verschiedener Art denen der Pflanzler ausgesetzt ist, verbittern ihr die Domestiken das Leben. „Seit einer Woche“, sagte mir Madame Dumas, „sind wir ohne alle Diener, und ich bin genöthigt die niedrigsten Dienste im Haushalt selbst zu verrichten.“ Kuli sowol als Kaffern, in einem Lande welches weiße Arbeit ausschließt, die einzigen Menschen die den Boden bebauen, kennen ihre Unentbehrlichkeit für den Europäer. Sie verdingen sich auch als Bediente, gewöhnlich für eine bestimmte Zeit. Ist die Frist verstrichen, so nehmen sie ihren Abschied, gewöhnlich ohne allen Grund, aber nichts vermag sie zurückzuhalten. Sind sie nicht für mehrere Jahre aufgenommen worden so ziehen sie meist nach einem Monat ab. Der österreichische Consul ist, seit einem Jahre, bei seinem ersten Bedienten angelangt. Er nannte ihn daher Eleven, Elf. In der Capcolonie lernen die Eingeborenen etwas Englisch; hier müssen die Hausfrauen die Sprache des Dieners kennen. Eine jede von ihnen spricht Kaffrisch und Hindustani. Die weißen Mägde, kaum an das Land gestiegen, stellen sich mit ihrem Herrn auf den Fuß

der Gleichheit, werden vorlaut, schämen sich ihres Standes, suchen andere Beschäftigung, besonders einen Mann, und heirathen schließlich. In der kürzesten Zeit haben sie das gefellige Niveau ihrer Herrschaft erreicht, und klagen wie diese über die Schwierigkeit sich Diener zu verschaffen.

Durban besitzt zwei Clubs, beide vortrefflich gehalten. Ich machte dort mit vielen officiellen und andern Persönlichkeiten Bekanntschaft, und groß war die Zahl der gewechselten Händedrücke. Jedermann schien erfreut einen Fremden zu begrüßen der kein Kaufmann und kein Pflanzer, mithin kein Rivale war, und jeder mann sprach den offenbar aufrichtigen Wunsch aus mir nützlich zu sein. Und man war mir nützlich. Ich fragte, und man antwortete. Es war ein aufgeschlagenes Buch dessen belebte Blätter mit dem Leser schwächten. Und, wie überall in den Colonien, Beamte, Pflanzer, Kaufleute, alles was weiß ist, sprach fast ausschließlich nur von den Angelegenheiten Natals, von den Schwarzen, den Kuli, den Marktpreisen, den Straußen, dem Zuckerrohr, von der Dürre welche in diesem Augenblick den Viehstand furchtbar herabsetzt, aber selten von ihrem Geburtslande, dem alten England. Sie sind sehr loyal, aber die Schleier der Entfernung, die Trennung von den Freunden und Verwandten jenseit des Oceans entziehen das Mutterland ihren Blicken. Cethwayo nimmt in ihren Gesprächen einen größern Platz ein als die Königin Victoria.

Hier, wie im Kafferlande, wird die schwarze Bevölkerung von den Staatsdienern, die in ihrer Mitte leben, vortheilhaft beurtheilt, während Kaufleute und Pflanzer sie verabscheuen. Man bekommt haarsträubende Geschichten zu hören. Hier folgt eine als Beispiel.

Eine in der Nähe von Durban, jenseit des Umgeni, lebende Pflanzersfrau pflegt ihren Fleischvorrath einmal in der Woche aus der Stadt holen zu lassen. Der schwarze Diener, welchen

sie hierzu verwendet, benutzt die Gelegenheit um für sich selbst den Abfall des geschlachteten Thieres zu kaufen. Eines Tages hatte er einen Ochsenkopf erhandelt. Als er am Rückwege mit seinem Sohne den Fluß durchwatete, wurde dieser von einem Alligator gepackt. „Bater“, rief der Knabe, „wirf ihm das Fleisch vor, dann läßt er mich sicher los.“ Aber Papa wollte sich von seinem Ochsenkopfe nicht trennen und überließ den Sohn dem Krokodil. Da alle Anwesenden die Thatsache bestätigten konnte ich sie nicht bezweifeln. Da mir aber ein hoher Beamter in das Ohr flüsterte, es sei an der ganzen Geschichte kein wahres Wort, konnte ich sie unmöglich glauben. Wo aber ist die Wahrheit?

In diesem Theile von Afrika wächst die schwarze Bevölkerung fortwährend. Die Thatsache ergibt sich mit Bestimmtheit aus dem Ertragniß der Hüttensteuer. Die Anzahl der Hütten ist genau bekannt und man nimmt durchschnittlich für eine jede einzelne vier und einen halben Insassen an. Als Erklärung der Thatsache bezeichnet man die kräftige körperliche Beschaffenheit des Menschenschlags und die Vielweiberei. Der Mann theilt seine Hütte mit seiner „großen Frau“; jeder andern seiner Gattinnen gibt er eine Hütte und ein Stück Feld das entweder bebaut oder als Viehweide ausgenutzt wird. Ist die Schenkung einmal gemacht so kann sie nicht mehr zurückgenommen werden. Nur mit Einstimmung der betreffenden Frau könnte der Gatte über das Grundstück neuerdings verfügen. Nach ihrem Tode geht es auf ihren ältesten Sohn über. Die Frauen gelten für Sklavinnen ihrer Ehemänner. Dies ist ganz richtig in andern Theilen Südafrikas. Aber hier, bei den Zulu, genießt die Frau eines bedeutenden Ansehens in der Familie, wird gut behandelt und verrichtet zwar viele Arbeit aber weniger als die Frauen der englischen Pflanzler. Im allgemeinen sind die Weiber, nach ihrer Weise, gut gekleidet, gut genährt und sehen zufrieden aus. Die Zulu sind ein lustiges und glückliches Volk; sie verlangen nur nicht behelligt zu werden und sind zuthullich solange sie gut behandelt werden.

Vorstehendes wurde mir von einem englischen Magistrat gesagt der seit 1852 in diesem Lande dient. Mehr als dreißig Jahre, verlebt unter den Wilden! und dabei die Haltung, die Sprache, die Manieren, das Aeußere des Gentleman par excellence. Ich speiste mit ihm im Club. Der elegant geschürzte Knoten der weißen Halsbinde, der orthodoxe Schnitt des schwarzen Fracks wären im Traveller's Club oder in der Union an ihrem Platze gewesen.

Ein anderer im Staatsdienste hochgestellter Mann, ein feiner Kenner der Menschen und Dinge in Natal, wo er das Licht der Welt erblickt hat, sagte mir: „Die Zulu sind leicht zu leiten. Sie achten das Gesetz und büßen ohne Murren und ohne Groll die Strafen welche der Richter über sie verhängt hat, vorausgesetzt daß man sie von der Gerechtigkeit des richterlichen Urtheils überzeugen kann. Wo nicht, werden sie den vermeintlichen Act der Ungerechtigkeit niemals vergessen noch verzeihen.

„Sie glauben an ein höchstes Wesen, kennen aber keinen Götzendienst. Ziemlich allgemein wird behauptet daß sie vor langer Zeit den mosaischen Glauben angenommen. Zu dieser sonderbaren Vermuthung gab vielleicht eine Sitte Anlaß welche man auch bei den Kaffern findet, und welche wol mohammedanischen Ursprungs sein dürfte. Bekanntlich macht der Koran in Centralafrika viele Proselyten. Die Zulu sind abergläubisch und schwören auf die Seelenwanderung. So werden die in ihre Hütten dringenden Schlangen für die Geister verstorbener Verwandter gehalten. Sie werden nur getödtet wenn der Zauberdoctor erklärt hat daß sie Eindringlinge und keine Verwandten seien.

„Im ganzen sind sie ein zufriedenes Völkchen von unverwüstlicher Heiterkeit. Sie bearbeiten das Feld je nach ihrem Bedürfniß. Besonders wird Mais gebaut; und hieraus das bekannte Kaffernbier bereitet, die Hauptnahrung der Häuptlinge, welche sich deshalb meist einer bedeutenden Corpulenz erfreuen. Der englischen Regierung, besser gesagt den Agenten der Regierung erweisen sie sich anhänglich wenn diese sie mit sanfter aber

feſter Hand zu leiten wiſſen. In ihnen paart ſich die Einfalt des Kindes mit der Schlauheit des Wilden.

„Eine genaue Volkszählung würde Argwohn und Unruhe erregen, und iſt daher unmöglich. Es gibt Kraale welche aus drei bis vier Hütten beſtehen, es gibt aber auch deren mit mehreren hundert Cabanen. Einige große Häuptlinge beſitzen an vierhundert Kraale.“

Ich fand hier mit Vergnügen einen jungen Belgier deſſen Bekanntschaft ich während einer Seereife gemacht hatte. Er kehrt nach Lourenzo Marquez zurück, wo er als Agent der beiden engliſchen Colonien in Südafrika die Anwerbung eingeborener Arbeiter zu beſorgen hat.

Lourenzo Marquez, Inhambão, Quilimane, Mozambique, dormalen unbedeutende kleine Städte, könnten ſich, ſeiner Anſicht nach, bedeutend heben wenn ſie nicht auf ihre eigenen, ganz unerheblichen Hilfsquellen angewieſen wären. Der Boden, auf welchem ſie ſtehen, wurde niemals an Portugal abgetreten. Die großen Häuptlinge betrachten ſich als die rechtmäßigen Beſitzer. Alle dieſe Factoreien ſind auf Landzungen erbaut die in das Meer vorſpringen, wie Lourenzo Marquez, oder auf kleinen Inſeln, wie Mozambique.

Delagoa-Bay hat den Vortheil der dem Transvaal nächſtgelegene Seehafen und daher der natürliche Stapelplatz dieſer Republik zu ſein. Leztes Jahr unternahmen einige Boer, unerachtet ihrer Furcht vor den Fiebern die an der Seeküſte herrſchen, einen Zug nach Lourenzo Marquez. Sie kamen mit ungefähr dreißig Waggonn um verſchiedene Artikel einzukaufen. Es war der erſte Verſuch dieſer Art. Noch vor kurzem wäre er unmöglich geweſen wegen der Tſetſe. Bekanntlich tödtet dieſe Fliege die Ochſen mit welchen die Waggonn beſpannt ſind. Aber ſeit die Heerden von Antilopen, welchen die Tſetſe immer folgt, ſich nordwärts richtend, die Einöden zwiſchen Leydenburg und dem Meere verlaſſen haben, iſt auch die furchtbare Fliege verſchwunden. Der Zug der Bauern nach der portugieſiſchen Factorei

führte übrigens, wegen der geringen Waarenvorräthe welche sie dort fanden, zu keinem erheblichen Resultat. Aber es ist ein erster Schritt in der guten Richtung und wird vielleicht beitragen zur Verwirklichung des seit langem zwischen dem Präsidenten von Transvaal und der portugiesischen Regierung verhandelten Project's einer Eisenbahnverbindung der Delagoa-Bay mit der Südafrikanischen Republik.

Das Leben welches die Europäer, mit Inbegriff der Portugiesen und zweier weißen Frauen, funfzehn an der Zahl, in Lourenzo Marquez führen ist nicht beneidenswerth. Das Klima gilt für äußerst ungesund. Man steht um 5 Uhr auf und geht früh zu Bett. Wie in Inhambão und Quilimane, hat man nur im Winter frisches Fleisch. Die europäischen Residenten kaufen gemeinsam einen Ochsen den sie unter sich theilen. Die übrige Zeit leben sie von conservirtem Fleisch und Geflügel. Die seltene und unregelmäßige Ankunft eines Dampfers ist natürlich ein Ereigniß. Der Reihe nach wird der Kapitän bewirthet und die von ihm gebrachten Mundvorräthe, Schinken, Wein, Zinnbüchsen mit conservirtem Fleisch u. s. f. gehen reißend ab. Der Erwerb der Residenten ist ein sehr mäßiger. Sie stellen Gesundheit und Leben auf das Spiel und gewinnen selten mehr als das Nöthige zum Leben. So beziehen die Commis der zwei französischen Handelshäuser nur 2000 Frs. Gehalt. Ehemals verstanden es die portugiesischen Beamten reich zu werden. Aber in den letzten zehn Jahren ist der öffentliche Dienst bedeutend gesäubert worden, und die Gouverneure beschäftigen sich mehr als vordem mit den Interessen der Dertlichkeit. So weit ist eine merkliche Besserung der dortigen Zustände eingetreten.

Seit der Entdeckung der Diamantfelder in Griqua-West und der Goldminen im Transvaal hat die Einwanderung der Schwarzen in den beiden englischen Colonien und in der Südafrikanischen Republik bedeutend zugenommen. Sie geschieht auf gemeinschaftliche Kosten einer Gesellschaft und beider Colonialregierungen, welche die Auslagen für die Ueberfahrt, Verpflegung

während der Reise und die einstige Rücksendung nach der Heimat bestreiten.

Hierbei wird folgendermaßen zu Werke gegangen. Der in Lourenzo Marquez residirende Agent entsendet Boten an die Iduna oder Secretäre der großen und kleinern Häuptlinge, bietet ihnen Geschenke an und verlangt Arbeiter. Gewöhnlich wird einer bestimmten Anzahl junger Leute, für eine bestimmte Zeit die Erlaubniß zur Auswanderung erteilt. Die Rekruten werden sodann nach Lourenzo Marquez geschickt und in hierzu bestimmten Breterbudens neben dem Hause des Agenten untergebracht. Letzterer kommt mit ihnen über die Bedingungen überein und führt sie sodann, je zu zehn, vor den Gouverneur in dessen Gegenwart sie die Verbindlichkeit eingehen an diesem oder jenem Orte während zwei oder drei Jahren zu arbeiten. Ihre Einwilligung ist eine vollkommen freie und die Fälle eines Bruches der eingegangenen Verpflichtung, außer wenn sie von ihrem Häuptling zurückberufen werden, äußerst selten.

Diese Wilden bringen immer Ersparnisse nach Hause. Dadurch erklärt sich der Umlauf englischer Sovereigns in Centralafrika. Der Grund warum sie auf Arbeit gehen, ist der Wunsch das zum Kauf einer Frau nöthige Geld zu erwerben. Die Frau ist zugleich Ehefrau und Feldarbeiterin. Der Preis der Mädchen und Heirathsverhandlungen bilden den Hauptstoff der Gespräche in der schwarzen, von Natur geschwägigen, Welt.

Umila, das Haupt der Stämme welche die Ufer des Limpopo bewohnen, ist der mächtigste Potentat in jenen Gegenden. Er, wie die meisten Häuptlinge, stets begierig zu wissen was bei den Weißen vorgeht, entsendet Rundschafter nach den europäischen Niederlassungen und bis nach Durban, mit dem Auftrage Nachrichten zu sammeln welche sie bei ihrer Rückkehr mündlich mitzutheilen haben.

Die Zulu sind der kriegerischste Stamm in Südafrika. Sie verschmähen Fische als Nahrung und behaupten nur Weiber essen Geflügel. Einige Tribus gelten für Menschenfresser. Um Zauberer

zu sein muß man Seinesgleichen gespeist haben. Aber eben deshalb gilt der Anthropophage für gefährlich, da er eine übermenschliche Kraft anzustreben scheint. Ein solcher Mensch wird wol auch, gelegentlich, ohne weiteres todtgeschlagen.

Die Häuptlinge geben die Einwilligung zur Auswanderung nur einer gewissen Anzahl der Ihrigen und höchstens für zwei oder drei Jahre. Der Grund hiervon sind die vielen, meist durch Erbansprüche veranlaßten, Kriege und daher das Bedürfniß stets eine gewisse Anzahl streitbarer Männer zur Verfügung zu haben. Ist der Friede bedroht so senden sie einen *Ibuna* nach dem Cap oder nach Natal um ihre Leute zur Rückkehr aufzufordern. Diese brechen sogleich auf, entweder einzeln oder in kleinen Abtheilungen, und der Pflanzler befindet sich binnen wenigen Tagen ohne Arbeiter.

Darum zieht er die *Kuli* vor die sich für zehn Jahre verpflichten und bessern Dienst leisten. Sucht ein Grundbesitzer in Natal Arme, so wendet er sich an die Colonialregierung indem er die von ihm gewünschte Zahl der Arbeiter angibt. Die Regierung läßt, soweit als möglich, durch ihren Agenten in Indien, die nöthige Anzahl von *Kuli* anwerben und vertheilt sie unter die Pflanzler. Mit den Männern müssen immer auch Weiber, ungefähr vierzig Procent, aufgenommen werden, welche sich dann mit ihren Landsleuten verheirathen. Diese Indier, meist in Kalkutta oder in der Präsidentschaft Madras rekrutirt, erhalten einen Monatslohn. Das Geschäft ist für die Pflanzler ein gewagtes, weil sich unter den angeworbenen Leuten immer einige Schwächlinge und Müßiggänger befinden. Um diesem Uebelstande möglichst zu begegnen, hat man seit einigen Jahren die Zahlung für die geleistete Arbeit eingeführt; d. h. jedem Arbeiter wird für den Tag eine gewisse Arbeit gestellt welche dem entsprechenden Theil seines frühern Monatslohnes entspricht. Gute Arbeiter haben sie um die Mitte des Tages vollendet und erübrigen dergestalt einige Stunden zur Bebauung ihres eigenen Feldes; denn außer dem Lohn und der Nahrung (Reis, Mais, Fische und

Fett) welche der Besitzer liefert, gibt er dem Kuli immer auch ein Stück Landes welches dieser zu seinem eigenen Nutzen bewirthschaftet. Der Träge braucht den ganzen Tag um die ihm vorgeschriebene Arbeit zu verrichten. In Natal bleiben die meisten Kuli, nach Ablauf ihrer zehn Jahre, im Lande, kaufen mit ihren Ersparnissen kleine Grundstücke und werden Landwirthe, Fischer oder Kleinhändler. Bei letztern kaufen die Landsleute ihren Bedarf an Mundvorrath und andern Gegenständen. Daher der wachsende Widerstand des kleinen Handelsstandes in Natal gegen die Einfuhr von Kuli unter deren Concurrnz sie anfangen zu leiden.

Aber der Pflanzer kann die Kuli nicht entbehren. Sie sind thätiger als die Schwarzen, welche überdies nicht selten, wie bereits gesagt, vor Ablauf ihrer kurzen Dienstzeit von den Häuptlingen zurückgerufen werden, sie arbeiten regelmäßig und sind zu weit von der Heimat entfernt um zu desertiren. In den letzten Jahren ist die Anwerbung von Kuli schwieriger geworden, weil sie es vorziehen nach näher gelegenen Gegenden auszuwandern, wie z. B. Mauritius und Singapur. Die Auswanderung nach dem Auslande, nämlich nach Ländern welche nicht zum britischen Reiche gehören, ist streng untersagt.

So klein die Stadt, so beschränkt der Kreis der Weißen, so besitzt Durban doch eine Gesellschaft. Mrs. Baynton ist die Göttin dieses Nymps. Sie ist eine wirklich ausgezeichnete, in beiden Colonien wohlbekannte und beliebte Dame.* Das Haus des Kapitäns, ihres Gemahls, bildet den Mittelpunkt der eleganten Welt und ist die Zufluchtsstätte der wenigen Reisenden welche

* Sie starb, allgemein bedauert, wenige Monate nach meinem Besuche in Durban.

diesen entfernten Weltwinkel besuchen. Der kaiserliche Prinz Louis Napoleon und die Kaiserin Eugenie haben dort während ihrer Durchreise verweilt.

Von Durban nach Pieter-Maritzburg beträgt die Entfernung 50 Meilen auf der Heerstraße und 70 auf der Eisenbahn.

Das Land, ein reizendes Labyrinth bewaldeter Höhen, entfaltet alle Schätze der tropischen Vegetation. Hier und da einige bebaute Felder, Landhäuser halb versteckt hinter Gruppen riesiger Bambus, und auf diesem lichten Hintergrunde, gleich zierlichen Arabesken, die verschlungenen Arme blattloser Büsche, jetzt prangend im Schmucke großer purpurfarbiger Blüten.

Von der Station Northdean ab werden die Bäume seltener; Beldte und niedriges Gebüsch verdrängen den indischen Feigenbaum, die hohe Euphorbia, den federigen Bambus. Doch ist Pinetown noch recht niedlich. Ich traf dort den protestantischen Missionar Posselt. Er lebt seit fünfunddreißig Jahren in diesem Lande und leitet die große Mission „Neu-Deutschland“. In der Ferne gewahrten wir die ersten Häuser der Niederlassung. Es ist eine rein deutsche Colonie. Die Landwirthe gedeihen, aber die Krämer können nicht aufkommen neben den indischen Kleinhändlern welche mit drei Pence im Tage leben und sich mit sehr kleinem Gewinn begnügen. Nicht weit von Neu-Deutschland haben Trappisten unlängst eine Ansiedelung gegründet. Vierunddreißig Fratres und Schwestern sind dermalen dahin von Deutschland unterwegs. Auch in dieser Gemeinde herrscht das deutsche Element vor.

Jenseit Pinetown nimmt die Gegend das Aussehen des Kafferlandes an: öde, wellenförmig, hier und da eine Fern- und Durchsicht nach den hohen Bergen. Einer der letztern, Tafelberg genannt, beherrscht alle übrigen. Wir verlieren ihn nicht mehr aus dem Gesicht. Die Eisenbahn umkreist ihn, und von Pieter-Maritzburg aus, d. h. vom Norden betrachtet,

zeigt er genau dieselben Umrisse. Hier beginnt die Erstigung der ersten der verschiedenen Staffeln welche nach dem Hochplateau von Innerafrika führen. Ich frage, wie war es möglich Ingenieure zu finden, verwegen genug um diese Curven zu ziehen und um Viaducte zu bauen die, auf dünnen Säulen von Eisen ruhend und schon jetzt Einsturz drohend, erzittern unter der Last der Locomotive. Entsetzt, wie die Reisenden und die Zugführer, wagt die Maschine nur im Schritt die schwankenden Brücken zu überschreiten. Um unangenehme Gemüthsbewegungen zu vermeiden, betrachte ich die Berge. Ich vermeide es den Blick in den Abgrund zu senken der unter unsern Füßen gähnt. Ich sehe mir also die Berge an: grau in grau und wieder grau, in unendlichen Abstufungen; die nähern Hügelzüge: rosenfarb, warum ist mir unbekannt, denn die Sonne steht im Zenith; die ungeheuern Abfälle zu beiden Seiten, gelb oder Sepia, bestreut mit schwarzen Granitblöcken. Dann, Muth fassend, blicke ich nach unten wo sich zur Rechten und Linken des Viaducts der Abgrund vor mir aufthut. Da gewahre ich schwarze Flecken: der Busch; grüne Stellen: bebautes Land; weiße Punkte: die Häuser der Pflanzler.

An einer der Stationen, im Schatten einiger verkrüppelter, mit Sand und Staub gepudertes Bäume, stand eine Gruppe von Zulu. Das Schurzfell abgerechnet waren sie vollkommen nackt. Und auch letzteres ist nur ein den Europäern gemachtes Zugeständniß, an Orten wo sie wissen daß sie deren begegnen. Nach der Straußenfeder zu urtheilen welche sich auf ihren Scheiteln wiegte, und dem Bronzereifen um die Stirn, waren es Gentlemen. Einer von ihnen, offenbar ein Dandy, trug in der Hand ein kleines Schild von Rindschaut welches er mir für Sixpence abtrat. Seine Augen glänzten vor Vergnügen als ich ihm das kleine Silberstück einhändigte. Neben ihm stand ein junges Mädchen. Den untern Theil des Busens verhüllte ihr Gewand, aber der Nacken, die Arme, die Schultern und der Rücken bis zum Gürtel waren unbedeckt. Ein Meisterstück der Schöpfung!

Einen entseßlichen Gegensatz bildeten zwei alte Weiber welche nur ein kurzes Röckchen trugen. Besser, wir wenden den Blick ab. Die übrigen Männer, weniger elegant als der Dandy, hatten alle jenen Ausdruck fröhlicher, offenerherziger Männlichkeit welcher diese kriegerische Rasse auszeichnet. Alle schienen sehr reinlich an ihrer Person.

Bei der Station New-Leads wirkt das sanfte Grün einiger in den Schluchten zerstreut liegender Dasen wohlthätig auf das Auge. Es werden dort Mais und Kartoffeln gebaut, aber kein Getreide. Etwas weiter beginnt das hohe Gras welches in den Küstenstrichen nicht vorkommt. Es sind dieselben Grasarten welche die endlosen Steppen und Prairien von Orange Free State und Transvaal bedecken.

Wir hatten Durban um 8 Uhr morgens verlassen und um 2 Uhr nachmittags lief der Zug im Bahnhof von Pieter-Ma-rißburg ein. Der Gouverneur, Sir Henry Bulwer, empfing mich im Government-House, auf einige Schritt entfernt vom „Lager“ und vom Bahnhof. Bequem und praktisch. In einem Lande wo 30000 Weiße neben 400000 Schwarzen wohnen, welche letztern jeden Augenblick durch Eindringlinge ihres Stammes in unberechenbarem Maße vermehrt werden können, ist es gut daß, im Nothfalle, der Kopf nicht zu weit entfernt sei von den Armen.

Die kleine bewaffnete Macht Großbritanniens in Natal ist, mit Ausnahme einiger Detachements, in dem „Lager“ dieser Stadt versammelt.

Government-House steht in einem schönem kleinen Garten. Eine hohe Euphorbia und ein aus Australien eingeführter Eucalyptus erheben sich vor der Façade. Da das Haus auf einer freien Anhöhe erbaut ist, beherrscht der Blick aus den Fenstern und vom Garten aus die weite, von Hügeln und Bergen umrahmte Ebene in deren Mitte die officielle Hauptstadt Natal's liegt. Wie in allen südafrikanischen Städten, findet man hier ziemlich lange, unverhältnißmäßig breite und im rechten Winkel

sich kreuzende Straßen. An den holländischen Ursprung erinnern die Bäume längs den Häusern und der Name oder vielmehr die beiden miteinander verbundenen Namen der Stadt welche das Andenken zweier Helden verewigen.*

Reizender Ausflug nach dem Kraale des Häuptlings Teteleku in die Schluchten des Swartkop, mit Sir Henry Bulwer, Herrn Shepstone und einigen jungen Offizieren. Herr Shepstone, Bruder des Sir Theophilus, welcher durch die vorübergehende Annexion von Transvaal auch in Europa bekannt wurde, ist (Colonial-)Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Im Lande geboren, hat er sein, bereits langes, Leben in beständiger Berührung mit den Zulu und nicht selten in ihrer Mitte zugebracht.

Die Entfernung zwischen der Stadt und dem Kraale, dem wir uns jetzt nähern, beträgt ungefähr zehn Meilen. Vor uns eröffnet sich einsam und geheimnißvoll, eine dämmernde Schlucht in welche die kleine Colonne langsam hinabreitet. Ueber uns, in unmittelbarer Nähe, gewahren wir den finstern, oben platten, Scheitel des Swartkop, zu unsern Füßen zwei durch eine Bergrippe getrennte Kraale, und am Eingange eines derselben eine Gruppe dunkler Gestalten, den Häuptling stehend, hinter ihm seine Männer, der Etikette gemäß, auf ihren Fersen kauend. Bei unserer Ankunft trat Teteleku heran und half uns vom Pferde steigen. Die Männer, immer sitzend, gaben, um ihren Respect zu bezeigen, einige dumpfe grunzende Töne von sich. Die Weiber hielten sich, eine lange Reihe bildend, in ehrfurchtsvoller Entfernung und riefen im Chor: „Dho! oho!“ Ein junges Wesen, eine der zahlreichen Lebensgefährtinnen des Chefs,

* Pieter Retief aus Paarl, einer hugenottischen Familie entstammend, von Dingaan dem Oberhaupt der Zulu mentslings ermordet (1838) und Gert Maritz, Bürger von Graaf Reinet. Beide, Anführer der Boer im Natal und Gründer der ephemeren Republik Natalia. Um jene Zeit (1840) wurde die Stadt Pieter-Maritzburg erbaut.

zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre Schönheit auf sich. Züchtig und bescheiden stand sie hinter der „Großen Frau“ des Häuptlings, einer schwarzen Meg Merilis, aber obgleich sie sich zu verbergen suchte, fand sie doch Mittel sich zu zeigen. Die Weiber haben den Busen und die Lenden verhüllt. Die jungen Mädchen, alle schön gebaute Personen, tragen ihre schwarzen Haare im natürlichen Zustande, die verheiratheten Frauen färben sie mit rothem Ocker. Der Häuptling, welcher von unserm Besuche benachrichtigt worden, trug außer dem Schurz sein Gala-costüm, eine Jacke und den Kopfring mit einer rothen Feder. Er schritt mit vorwärts geneigtem Oberkörper einher und wandte keinen Augenblick die Augen von dem Gouverneur ab. Aber unerachtet dieser Ehrfurchtsbezeugungen, schien er doch was er ist, ein großer Herr in seinem Lande. Durch eine kleine niedrige Oeffnung, deren Holzeinfassung mit grobem Schnitzwerk verziert ist, krochen wir in das Innere seines Palastes d. h. einer geräumigen mit einer Art von Stuck gepflasterten Hütte. Die Weiber verstehen es diesem Stuck, durch Stampfen mit den Füßen, die Härte und den Glanz des Marmors zu geben. Von Möbeln keine Spur. Die Proceres stellten sich allmählich ein, krochen wie wir, aber mit der Schmiegsamkeit des Tigers oder der Katze, durch das enge Pfortchen, und ließen sich im Halbdunkel verschwindend längs den Wänden nieder. Diese Häuser besitzen keine Fenster, und, um unsere Augen zu schonen, hatte man das Feuer ausgelöscht. Der Chef zeigte seine Schätze, Felle und einige Wolldecken in welche sich die Weiber bei öffentlichen Tänzen hüllten. Am Ende des Besuchs wurde Kafferbier in einem großen Pokale gereicht, nachdem Teteleku, zum Beweise daß der Trank kein Gift enthalte, zuerst daraus getrunken hatte. Ich frug ihn, mit Hülfe des Herrn Shepstone, ob zuweilen Schlangen in seine Cabane eindringen. Er antwortete daß jene welche kommen von seiner Sippschaft und daher stets willkommen seien.

Beim Ausbruch begleitete uns die ganze Bevölkerung des

Kraales nach dem Orte wo wir die Pferde gelassen hatten, und, als wir sie bestiegen, riefen die Weiber wieder Oho! Oho!

Ein eigenthümlicher, wilder Auftritt, wie ihn Salvator Rosa gemalt hätte, im ernstern Rahmen einer finstern Berglandschaft. Als wir aber die dunkle Schlucht verlassend den Grat eines Höhenzugs erreicht hatten, da rollte sich die Ebene von Maritzburg vor uns auf, umfungen von dämmernden Bergriesen und erglänzend im rosigen Lichte der untergehenden Sonne.

Jeden Abend großes Diner im Government-Hause. Wären nicht die Zuludiener, schöne Leute in weißer gelbgeränderter Livree, aber nach hiesiger Landesfitte barfuß, so würde ich mich in irgendeinem englischen Country-House glauben. Durban ist der Hafen, Pieter-Maritzburg die Hauptstadt der Colonie, als Sitz der politischen, militärischen und administrativen, richterlichen und kirchlichen Behörden in Natal. Ich hatte daher hier Gelegenheit die Bekanntschaft sämmtlicher Notabilitäten zu machen. Darunter befanden sich der Chief Justice; Mr. Galway, Attorney General, Mr. Ackermann, Präsident des Legislativen Conseils, Mjgre. Solivet, katholischer Bischof und noch andere hochgestellte Persönlichkeiten, alle mehr oder minder an den Staatsgeschäften theilhaftig, und, wenn ich mich nicht täusche, mehr oder weniger unter dem Eindrucke der ernstern Lage stehend welche, an sich verwickelt, in England wenig verstanden wird, selbst an Ort und Stelle nicht leicht richtig beurtheilt werden kann und jedenfalls Gefahren verschiedener Art in ihrem Schoße birgt. „Es ist kein Leichtes“, sagte man mir, „zu wissen was jenseit des Tugela vor sich geht, und nicht leichter erräth man die zu gewärtigenden Ergebnisse der Rathlosigkeit und Unentschlossenheit welche in London obwalten.“

Man besprach die finanziellen Verlegenheiten, die heftigen Angriffe der Opposition im Localparlament, die eine verantwortliche Regierung für die Colonie verlangt, und vor allem, die

große, die brennende, die nie von der Tagesordnung verschwindende Frage: den Schwarzen.

Als, während des Zulukrieges, Prinz Louis Napoleon sich nach dem englischen Hauptquartier begab, verweilte er einige Tage bei Sir Henry Bulwer. Man fand ihn liebenswürdig, sehr jung, rastlos, äußerst begierig sich hervorzuthun und überzeugt daß die Waffenthaten welche er in diesem Feldzuge zu vollbringen hoffe seine Thronbesteigung beschleunigen würden. Sonderbar genug, alle jungen englischen Offiziere, welche ihn auf seinen Ausflügen in der Umgebung von Maritzburg begleiteten, hatten das Vorgefühl eines ihm zustoßenden Leides. Ein vortrefflicher Reiter, pflegte er beim Aufbruch immer der letzte zu Pferde zu steigen, indem er sich, mit Grazie und leicht wie eine Feder, in den Sattel schwang. Man vermuthet daß diese Gewohnheit ihm das Leben gekostet hat. Als im Busche, wo er getödtet wurde, das Signal zum Auffitzen geblasen wurde, oder eigentlich als jeder sich auf sein Pferd warf, zögerte der Prinz wie gewöhnlich, vielleicht auch um seine Kaltblütigkeit zu zeigen. In diesem Augenblick fielen zwei Schüsse aus dem Gebüsch. Das Pferd des Prinzen wurde scheu, bäumte sich und verhinderte ihn es zu besteigen. Er lief dann in der Richtung der Reiter, welche ein unfähiger oder feiger Offizier befehligte, sank von zwei Pfeilen durchbohrt zu Boden, und wurde mit einem kleinen Azagai vollends getödtet.

Ich bewohnte im Government-House die Gemächer welche der Prinz, auf seiner Durchreise nach dem Kriegsschauplatz, und im folgenden Jahre die Kaiserin Eugenie, auf ihrer Pilgerfahrt nach dem Zululande, eingenommen hatten. Als ich mich in dem Bette befand, welches diesen beiden hohen Persönlichkeiten als Ruhestätte gedient hat, dem Sohne als er einem zu frühen und tragischen Tode entgegenging, der Mutter auf ihrem Wege nach dem Schauplatz der Katastrophe, da traten alte halb verwischte

Erinnerungen, plötzlich in leuchtende Visionen verwandelt, vor meine Seele, störten meinen Schlaf, verfolgten mich im Traume: die Geburt eines Erben; vierzehn Tage später, der Friede; die Bevollmächtigten, wie sie, nach Unterzeichnung des Vertrags, von der Volksmenge am Quai mit Jubel begrüßt, die Freitreppe des Ministeriums hinabschreiten; der Kanonendonner der Invaliden welcher der Stadt das heißgewünschte Ereigniß verkündigt. Allenthalben in den Straßen Menschen, Frauen und Männer Freudenthränen vergießend. Keine Sorge mehr, kein Grund mehr zu zittern für den Gemahl, für den Sohn, den Bruder in den Schanzgräben vor Sewastopol! Dann das Tedeum, das feierliche Geläute der Glocken von Notre-Dame. Und die Ceremonie der Taufe, das Banket im Hôtel de Ville, und alle die öffentlichen Feste, diesmal der Ausdruck einer, wenn nicht allgemeinen, doch aufrichtigen Freude. Das zweite Kaiserthum am Gipfel seiner Macht. Im Lande, die Rückkehr des Vertrauens in die Dauerhaftigkeit der neuen Zustände. In Europa, das Wiederaufleben der Hoffnung eines für die Zukunft gesicherten Friedens. — Und dann? — Was wir erlebten. — Und am Ende? — Am Ende, im fernen Afrika, ein Hinterhalt von Wilden; der Leichnam eines Jünglings ausgestreckt auf dem Heidekraut; eine entthronte Mutter, mit ihren Thränen den Boden begießend der das Blut ihres Kindes trank. Die Geschichte des Alterthums, so reich an wunderbaren Wechselfällen die wir für Fabeln hielten, bieten wenig Aehnliches. Welch reicher Stoff der Betrachtung über das Nichts der menschlichen Größe!*

An Bord des John Elder. — 16. September. — Ich bin unterwegs nach Australien. Auf die Anstrengungen der Reisen

* Da die directe Dampfsverbindung mit Indien unterbrochen war, sand ich mich genöthigt nach der Capstadt zurückzukehren. Dort schiffte ich mich am 15. September nach Australien ein.

im Innern, auf das bewegte Weltleben in der Capstadt, folgen die Ruhe, die Sammlung, die wohlthuende Monotonie einer langen Ueberfahrt. Dies gibt Gelegenheit und Muße einen Blick nach dem Lande zurückzuwerfen welches ich gestern verließ.

Der erste Eindruck, welchen die öffentlichen Angelegenheiten Südafrikas dem Beobachter machen, ist der eines Räthfels, chaotischer, unentwirrbarer Zustände. Ich möchte sagen eine Schrift mit unentzifferbaren Buchstaben. Wenn man die Dinge aber näher betrachtet, mit etwas Geduld und Ausdauer, entdeckt man den Faden des Knäuels.

Wir haben es hier mit drei Elementen zu thun. Es sind die Schwarzen, die Holländer, die Engländer, und dann, wieder und immer wieder, die Schwarzen. Ja, mit Recht nennt man Afrika den dunkeln Continent. Der Zahl nach übertreffen die Farbigen die Weißen in ungeheuern Verhältnissen. Und zwar wohl zu beachten, sie vermehren sich fortwährend, während die Zahl der Weißen dieselbe bleibt, d. h. verhältnißmäßig abnimmt. In Nordamerika und in allen andern englischen Colonien findet das Gegentheil statt: der Farbige verschwindet allmählich durch die Berührung mit dem Weißen.

Dies wäre also eines der Elemente. Zu bemerken ist hier noch daß die englische Familie durchschnittlich fünf bis sechs Kinder zählt, die holländische zehn bis zwölf. Die Engländer verlassen Afrika nach einer gewissen Zeit. Die Holländer bleiben. Die Einwanderung der einen wie der andern, verglichen mit der Auswanderung von Europa nach Amerika, ist verschwindend klein, und auch sehr bedeutend geringer als die Auswanderung nach Australasien. Also in Südafrika, nimmt der Schwarze zu, der Holländer bleibt im Lande, der Engländer verläßt es nach kürzerm oder längerem Aufenthalt.

Von dem Gesichtspunkte der Zahl allein betrachtet, gehört die Zukunft den Schwarzen, und, wenn man die beiden weißen Rassen miteinander vergleicht, sind die Holländer im Vortheil vor den Engländern. Aber die Inferiorität der Engländer und

Holländer, in Beziehung auf ihre Zahl, wird, allerdings innerhalb bisher noch unbestimmbarer Grenzen, aufgewogen durch die Ueberlegenheit welche die Gesittung und Bildung geben, und, meiner Ueberzeugung nach, auch durch die Ueberlegenheit der Rasse.

Ich werde hier, natürlich, in keine Beschreibung der einzelnen schwarzen Stämme dieses Theiles von Afrika eingehen. Bis jetzt zählen die Eingeborenen nur als physische Kraft. Aber diese Kraft ist, verhehlen wir es uns nicht, eine furchtbare.

Betrachten wir vielmehr die beiden weißen Rassen, und zwar zunächst, als die ersten Ankömmlinge, die Holländer. Was ich hier sage wurde aus verschiedenen und aus den besten Quellen geschöpft. Nicht einer der Gedanken, keine der Voraussetzungen und Schlüsse, welche hier folgen, sind mein Eigenthum. Ich beschränke mich darauf die Aussagen der Zeugen zu sammeln und getreu wiederzugeben und mir nur einige Bemerkungen zu erlauben.

Die Boern. — Mit diesem Namen bezeichnet der Sprachgebrauch die Abkömmlinge der ältern, seit 1652 in das Land gekommenen holländischen Colonisten. Am Cap, in den englischen Kreisen, erregt das Wort Boer unangenehme Empfindungen, denn es erinnert an eine heftliche Frage: Was ist die Stimmung der ehemaligen Herren des Landes in Betreff der neuen? Der Arzt der eine Wunde untersucht ist, während der Operation, eine dem Kranken unliebsame Persönlichkeit; um so mehr ist dies der Fall wenn man, wie ich, nicht in der Lage ist die Wunde zu heilen, sondern nur von einer allerdings wohlwollenden Wißbegier geleitet wird.

Der hervorstechendste Zug im Charakter des Boers ist der Drang nach Unabhängigkeit. Ihm opfert er alles außer seinem Glauben, seiner Familie, seinen Ochsen und seinem Waggon. Er hat ein Stück Landes bebaut und gedeiht. Er fühlt sich glücklich und ist fröhlich in seiner Weise. Da werden in der Capstadt Gesetze erlassen die ihm unbequem sind. In seiner Nachbarschaft haben sich Leute niedergelassen die ihm auch unbequem sind. Er wird trübsinnig, unruhig, unglücklich. Da verläßt er seinen

Garten, seine Gemüse- und Blumenbeete, seine Orangenbäume, seine Strauße und zieht ab, treckt, nach unbekanntem Regionen wo er zu finden hofft was ihm unentbehrlich scheint: Unabhängigkeit und Einsamkeit. Diese Gefühlsrichtung war dem Boer von jeher eigen, schon zur Zeit der holländischen Landesoberherrlichkeit, als die Kammer der Siebzehn in Amsterdam im Einklang mit den Generalstaaten ihre Commandanten nach dem Cap entsandte. Aber diese Mißhelligkeiten zwischen den Boern und den Behörden nahmen einen ernstern, ich möchte sagen chronischen Charakter an, seit das Capland englisches Besizthum geworden ist. Was sind nun eigentlich die Beziehungen zwischen Holländern und Engländern? Ich lasse hier verschiedene Persönlichkeiten sprechen, deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt:

„Die Holländer lieben uns Engländer wenig. Nicht daß eine entschiedene Feindseligkeit bei ihnen gegen uns obwaltete; aber es fehlt an Sympathie. Sie sind zu vernünftig um auch nur einen Augenblick zu glauben daß sie uns dies Land mit Waffengewalt entreißen könnten. Sie beschränken sich daher — ich spreche hauptsächlich von den Holländern in Capetown — auf eine gesetzmäßige Opposition. Sie schmollen nicht, sie conspiriren nicht, aber es freut sie sich, im Parlament und wo immer sie können, so unangenehm als möglich zu machen.

„Es sind eigenthümliche Käuze, diese alten Holländer. Die Colonie macht keine Fortschritte. Thatsächlich, sind wir die Herren; moralisch sind es die Holländer. Nun scheinen aber die Holländer im ganzen mit ihrer materiellen Existenz zufrieden. (?) Sie verlangen nur zu bleiben was sie sind. Als Weiße glauben sie daß sie die Gleichen der übrigen weißen Welt sind, als Abkömmlinge der alten Colonisten, kraft des aristokratischen Gefühls das ihnen eigen ist, halten sie sich für ein wenig besser als die übrige Welt. Sie wollen also bleiben was sie sind. Sie begnügen sich auch mit ihrem Besiz, denn sie besizzen das Nothwendige und verschmähen den Ueberfluß. Es sind Zu-

friedene, d. h. Leute die jede Neuerung und mithin jeden Fortschritt verabscheuen.

„Paarl und Stellenbosch sind, mit der Capstadt, die bedeutendsten Mittelpunkte des alten holländischen Geistes. Jedermann ist dort Verwandter, und man besitzt Brüder, Vettern, Neffen in ganz Südafrika, in Natal, im Orange Free State, im Transvaal, in den Veldten und im Busch, überall wo ein Zwanziger-Dhsegespann einen holländischen Familienwaggon durch die Steppe schleppt.

„Die Boern bleiben sich überall gleich. Gleichgültig für England, sich wenig kümmernd um Politik, selten feindselig, im Gegentheil der Regierung mit passivem Gehorsam unterwürfig, und weit entfernt aufrührerische Pläne zu schmieden, gefallen sie sich doch in der Betrachtung und Besprechung der möglichen Wechselfälle welche der englischen Herrschaft einst ein Ende bereiten könnten. Wol hauptsächlich infolge der so sehr vervielfältigten Familienbände, betrachten sie sich untereinander als solidarisch. Daher für die Vertreter der Königin die Nothwendigkeit leise aufzutreten. Niemand verstand das besser als Sir George Grey. Dies erklärt auch seine große Popularität. Er hatte eine leichte Hand. Ganz gewiß sind die Boern keine grundsätzlichen Feinde. Immer gab es Schwankungen in unsern Beziehungen mit ihnen. Heute herrscht eine gewisse Spannung vor. Die Veranlassung hierzu gaben die nicht ganz legale Besitzergreifung der Diamantensfelder, im Namen der Capcolonie zum Nachtheil des Orange Free State, und der letzte Krieg mit Transvaal. Zwar waren die Boern die Angreifenden und überdies schlugen sie die englischen Truppen. Aber man kann nicht leugnen, wenn man die Dinge von ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet, daß wir sie gezwungen haben die Waffen zu ergreifen. Jede Kugel die, in den drei Gefechten von Lange Nek, Ingogo und Majuba Hill, einen Boer traf versetzte, in ganz Südafrika, eine große Anzahl von Familien in Trauer.“

Dieser Krieg mit Transvaal und sein Ausgang sind offenbar

die wichtigsten Ereignisse die sich in diesem Theile der Welt, seit der Besitzergreifung durch England, ereignet haben.

Ich lasse zunächst einen Mann sprechen der das Recht besitzt zu sagen: Quorum pars fui:

„Der Act der Annexion (von Transvaal) durch Sir Theophilus Shepstone war, strenggenommen, kein ganz legaler; er wurde aber legalisirt durch die nachmalige Zustimmung der Bevölkerungen. Die Boern der Opposition schwiegen wenigstens dazu. Der von uns nach Transvaal entsandte Agent mißfiel gleich bei seinem Auftreten. Er hatte in seinem Stabe englische Offiziere und Beamte, und man legte ihm, vielleicht mit Unrecht, die Absicht bei die englische Sprache zur Staats- und Unterrichtssprache zu machen. Die Boern schickten eine Deputation nach London um dort ihre Beschwerden vorzubringen. Sie verlangten Aufrechterhaltung der Gebräuche und Gesetze des Landes sowie der holländischen als amtlicher Sprache und, im Fall der Ablehnung dieser Bitten, Aufhebung der Annexionsacte. Unter Aufrechterhaltung der Gebräuche und Gesetze des Landes verstand man stillschweigend die Aufrechthaltung der im Transvaal bestehenden häuslichen Sklaverei und der gezwungenen Arbeit. Daß das englische Cabinet solche Anforderungen nicht einfach zugestehen konnte liegt auf der Hand. Aber man hätte sich verständigen können. Die englische Regierung antwortete jedoch mit einer schroffen Abweisung. Die Nachricht hiervon bewirkte einen plötzlichen und vollständigen Umschwung der Stimmung des Landes. Die bisher von den Gemäßigten in Schranken gehaltenen Männer der extremen Partei errangen das Uebergewicht. Die Boern nahmen sofort eine drohende Haltung ein. Der Commissar verlangte im Cap gewaffnete Unterstützung. Einige von dort in Eile geschickte Truppen wurden, unterwegs, von Boern umzingelt, aufgefordert sich zu ergeben und, als sie sich weigerten, größtentheils niedergeschossen. Dies ist der erste Zusammenstoß, und zwar bei Lange Nek.

„Auf die Kunde hiervon eilte der Commandant in Natal,

General Colley, mit 500 Mann herbei, griff mehrere tausend Boern an, welche sich in einer sehr festen Stellung verschanzt hatten, und wurde mit großem Verlust zurückgeworfen. Dies ist das zweite Gefecht, und zwar bei Ingogo.

„Mittlerweile waren, unter dem Befehl des Generals Wood, bedeutende Verstärkungen aus England in Durban angelangt. General Colley erhielt den Befehl die neuangekommenen Truppen abzuwarten; aber, von dem Wunsche beseelt die erlittene Schlappe gutzumachen, bezog er mit seiner Hand voll Leute eine von ihm für uneinnehmbar gehaltene Stellung. Die Boern griffen ihn an und vernichteten, trotz eines heldenmäßigen Widerstandes, die britischen Truppen. General Colley fiel. Es ist die dritte Action, genannt das Gefecht von Majuba Hill.

„Als Mr. Gladstone diese Unfälle erfuhr telegraphirte er dem Gouverneur am Cap: «Wir haben den Boern unrecht gethan. Machen Sie Frieden.» Man begreift die Verzweiflung General Wood's welcher, mit den zur Züchtigung der Rebellen hinreichenden Streitkräften, nur einige Tagemärsche vom Kriegsschauplatz entfernt war. Man begreift auch die Bestürzung, die Entrüstung der Truppen und der englischen Ansiedler; sowie die Schwämmerung des britischen Ansehens infolge eines nach drei Niederlagen geschlossenen Friedens. Indeß die Befehle des ersten Ministers waren peremptorisch und ein Vertrag wurde geschlossen, kraft welchem die «Afrikanische Republik» von Transvaal wieder in das Leben trat.

„Von unserm anglo-afrikanischen Standpunkte beurtheilt, sind diese Ereignisse höchst beklagenswerth. Die Boern im Transvaal, wenigstens bei weitem die große Mehrheit, kümmern sich weder um die Verfassung noch um die öffentliche Macht welche sie regiert. Gegen die Engländer fühlen sie keine besondere Abneigung. Was sie wollen ist daß man sie ruhig nach ihrer Weise leben lasse, und sie wollen sich in allen Beziehungen des Lebens ihrer Sprache bedienen können. Wo nicht, greifen sie zur Flinte, oder sie ziehen ab, sie trecken. Nun aber, seit jenen

Ereignissen, ist auf dem ganzen ungeheuern Gebiete wo man Holländern begegnet, in ihrer Stimmung und in ihren Ansichten, ein bedeutender Umschwung eingetreten. Eine sehr kleine Minderzahl blieb und ist der englischen Regierung unverhohlen und aufrichtig zugethan. Die große Mehrzahl jedoch, welche sich allmählich an die britische Herrschaft gewöhnt hatte, zeigt sich jetzt kalt, zurückhaltend aber nicht geradezu feindselig. Der nach drei Niederlagen, ohne Genugthuung für die gekränkte Ehre unserer Waffen, abgeschlossene Friede gab dem holländischen Element, nicht nur in Transvaal und im Orange Free State sondern auch in unsern beiden Colonien und in ganz Südafrika, einen übertriebenen Begriff seiner Macht. Dennoch ist das Uebel nicht unheilbar wenn die Regierung der Königin es versteht der geistigen Verfassung und dem Nationalgefühl der Holländer Rechnung zu tragen.

„Lord Carnarvon begünstigte, als er Colonialminister war, den in England viel bevorworteten Gedanken einer südafrikanischen Conföderation. Gegen die Idee, an und für sich, ist nichts einzuwenden. Aber sie kann nur allmählich verwirklicht werden. Die weißen Bevölkerungen müssen den Nutzen derselben einsehen lernen. Am Tage wo sie zu dieser Einsicht gelangt sind, wird sich die Conföderation von selbst bilden. In seiner Ungeduld, schickte uns der Minister den Historiker Froude. Dieser berühmte Gelehrte, der übrigens mit keinem officiellen Charakter bekleidet war und kein Staatsmann ist, durchreiste sämtliche Colonien und Republiken Südafrikas, berief Versammlungen und erklärte den Holländern, dem wie er unablässig wiederholte «stärksten, zahlreichsten und am tiefsten gewurzelten Elemente des Landes», wie alle Vortheile der Conföderation ihnen in den Schoß fallen würden. Nächst der Convention von Majuba Hill, haben diese Reden zu dem ebenso unbequemen als gefährlichen Erwachen des holländischen Geistes am meisten beigetragen. Eine andere Wirkung hat die Mission Mr. Froude's nicht hervorgebracht. Lord Carnarvon ernannte dann Sir Bartle Frere zum Gouver-

verneur der Capcolonie und Obercommissär in Südafrika. Dieser ausgezeichnete, liebenswürdige, allgemein geachtete und, wie keiner seiner Vorgänger, im Lande geliebte Staatsmann trat an sein Werk mit all den Mitteln ausgerüstet welche ihm der Glaube seiner Ueberzeugungen, der Adel seiner kräftigen Seele, der reiche Schatz der in Afrika und Indien gesammelten Erfahrungen zu verleihen im Stande waren. Der Unfall von Jandula erschütterte seine Stellung, der Eintritt Mr. Gladstone's in das Ministerium hatte seine Abberufung zur Folge. Aber auch ohne seinen Rücktritt wäre die Conföderation nicht zu Stande gekommen, weil die Dinge noch nicht reif sind.“

Nach den englischen Urtheilen, hören wir einen alten Boer welcher, einem nicht britischen Fremden gegenüber, die seinem Stamm eigenthümliche Zurückhaltung einigermaßen ablegte:

„Ich bin loyal. Auch mein Vater war es. Oft sagte er uns: «Kinder, Gott befiehlt daß wir der Obrigkeit unterthan seien. Also gehorchen wir der englischen Regierung.» Und das habe ich immer gethan. Aber die Engländer richteten uns zu Grunde (durch die Aufhebung der schwarzen Zwangsarbeit). Unter der alten Regierung waren wir glücklich. Die Schwarzen hatten das Gefühl ihrer Inferiorität. Es ist nicht wahr daß die Holländer sie mishandelten. Das Gegentheil ist wahr. Die Engländer haben die falsche Theorie der Gleichheit der Rassen verkündigt. Die Schwarzen arbeiten nicht mehr oder nur wenig. Sie sind darum nicht glücklicher. Aber die Boern können ihre Gründe nicht mehr bewirthschaften. Sie verarmen. Sie waren reiche Leute, nach ihren Begriffen. Reich ist wer genug besitzt um im Ueberfluß zu leben. Ihre Bedürfnisse waren beschränkt und sie vermochten sie reichlich zu befriedigen. Heute sind sie alle mehr oder weniger verschuldet. Die Staatseinkünfte nehmen zu, dank den gleichfalls zunehmenden Abgaben, aber die holländische Bevölkerung kommt herunter. Und bei alledem sind die Finanzen der Colonie in schlechtem Zustande. Aber die Engländer haben noch anderes am Gewissen: sie haben die Schwarzen

bewaffnet. Unter der holländischen Regierung war der Besitz von Waffen den Farbigen auf das strengste untersagt, und die Behörden sorgten dafür daß dies Gesetz beobachtet wurde. Aber was thaten die Engländer? Als die Hafengebäude in der Capstadt unternommen wurden, und es sich darum handelte Arbeitskräfte zu gewinnen, wurde den Schwarzen ein sehr hoher Lohn zugesagt mit Erlaubniß ihre Ersparnisse zum Ankauf von Flinten zu verwenden. Ich sehe noch meinen Vater wie er uns sagte: «Kinder, ihr seht meine weißen Haare. Ich werde nicht erleben was, dank den Engländern, euch bevorsteht. Es ist der Anfang des Endes. Sind die Schwarzen bewaffnet so werden sie uns ausrotten.»“

Man sieht welcher Abgrund die Anschauungen der beiden weißen Rassen trennt, des holländischen Boer, der noch im 17. Jahrhundert lebt und des Engländers unserer Tage.

Die Boern ergreifen hierzulande Besitz von der belebten und unbelebten Natur. Sie besetzen und bebauen das Land, sie verschrecken die wilden Thiere oder zähmen sie; sie unterwerfen sich die Eingeborenen und machen aus ihnen Sklaven, wenn man Leute die zur Arbeit gezwungen werden so nennen kann, aber sie behandeln sie wie Glieder ihrer Familie. Sie kamen nach Afrika im Jahre 1652 mit der Absicht zu bleiben und sie blieben. Die Zukunft und Afrika gehören ihnen, vorausgesetzt daß sie nicht durch einen Stärkern vertrieben werden, und dieser Stärkere ist der Schwarze oder der Engländer. Sie nehmen den Kampf auf mit dem Schwarzen und sie fliehen die Berührung mit dem Engländer. Sie trecken. Mit Holland, dem alten Mutterlande haben sie keinen Verkehr. Kein Band, weder ein moralisches noch ein politisches, fesselt sie an dasselbe. Ja sie haben es eigentlich vergessen. Die „Hollander“, wie man die modernen Einwanderer aus den Niederlanden hierzulande nennt zum Unterschiede von den Boern, beschäftigen sich hier mit Handel, selten mit Ackerbau, befassen sich aber gern mit Politik und erfreuen sich bei ihren alten Stammesbrüdern einer äußerst geringen

Beliebtheit. Die modernen Begriffe: parlamentarische Verfassung, Gleichheit, Demokratie, Socialismus, sind den Boern unbekannt. Sie kennen nur die Familie, und versammeln sich nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen oder zur Abwehr gemeinsamer Gefahren. Sie sind Republikaner, wie es die Patriarchen waren auf den Weidegründen der Bibel. Den modernen Menschen, Engländer oder Deutschen, vermeiden sie. Und können sie dies nicht so ziehen sie ab; sie trecken. Auf diesen Wanderzügen schreckt sie keine Gefahr; kein Hinderniß scheint ihnen unüberwindlich. Mit ihren Leichen, mit den Resten ihres von der Tsetse getödteten Viehs besäen sie die Einöden von Namaqualand, von Damara, von andern noch geheimnißvollen Regionen des Binnenlandes Südafrikas. Man rühmt die Reinheit ihrer Sitten. In religiöser Beziehung bewahren sie den festen Christusglauben, die ererbten Vorurtheile, die angeborenen Antipathien der Vorältern. In jeder Hinsicht ist für sie das 17. Jahrhundert noch nicht abgelaufen.

Man findet in der Capstadt und auch anderwärts holländische Afrikaner, welche an Bildung des Geistes und Verfeinerung der Sitten, in den höchsten geselligen Kreisen unserer Hauptstädte, niemand nachstehen würden. Aber in ihrem Herzen sind sie Boern. Afrika geht ihnen über alles.

Das Aeußere dieser Menschen kann sich vorstellen wer Teniers oder die Breughels oder andere altholländische Meister kennt. Der Typus pflanzt sich fort im schwarzen Continent, wie das Frankreich Ludwig's XIV. in Canada alle politischen Umwälzungen überlebt hat.

Die Holländer haben zwei unabhängige Staaten gegründet. Orange Free State, von Landwirthen bewohnt, ist das Vorbild eines wohlgeordneten, gedeihenden Gemeinwesens. Die Republik Transvaal, das gelobte Land farbiger und weißer Landstreicher, überdies fortwährend durch Horden von Wilden von auswärts bedroht, gibt, im Gegentheile, das Schauspiel fortwährender Ruhestörungen und Kriege.

Orange Free State* ist in Farms, d. h. Niederlassungen oder Plantagen getheilt. Jeder Farmer oder Plantagenbesitzer ist ermächtigt eine gewisse Anzahl Eingeborener, sei es als Diener, sei es als Arbeiter, zu verwenden. Diese gesetzliche Bestimmung hat zur Folge daß die schwarze Bevölkerung im Lande auf ein bestimmtes Maß beschränkt wird. Ueberdies bestehen zwei Reserven, d. h. ausschließlich für Eingeborene vorbehaltenene Wohnstätten. Man berechnet die Zahl der weißen Einwohner im Freistaate auf 50 — 60000, die der Schwarzen auf 25000; während in der britischen Colonie Natal wie man gesehen hat, 30000 Weiße mit 400000 Eingeborenen zusammenleben, wobei noch zu bedenken daß die Anzahl der letztern fortwährend auf natürlichem Wege zunimmt, abgesehen von möglichen, und bereits dagewesenen, massenhaften Einwanderungen aus den umliegenden Negergebieten. Im Orange Free State ist die Einwanderung der Farbigen verboten. Der Ueberschuß der ursprünglichen schwarzen Bevölkerung wurde genöthigt nach Natal oder nach der Capcolonie auszuwandern. Kraft eines zwischen England und dieser Republik abgeschlossenen Vertrages, haben die Reichsregierung und die Regierung der Capcolonie die Verpflichtung übernommen die Grenzen von Orange Free State gegen die Basuto zu überwachen. „So“, sagte mir ein hochstehender britischer Staatsdiener, „ist es der traditionellen Weisheit der Holländer und der Geschicklichkeit des Präsidenten Brand gelungen den Freistaat vor einer doppelten Gefahr zu schützen: Uebermäßige Einwanderung und feindliche Einfälle der Schwarzen.“

Johannes Henricus Brand, Sohn eines ehemaligen Präsidenten der Deputirtenkammer in der Capstadt, wurde in dieser Stadt im Jahre 1822 geboren, machte seine Rechtsstudien in Leyden (Holland) und lebte sodann als Advocat in London, später am Cap. Im Jahre 1863 wurde er zum Präsidenten des Orange Free State erwählt, welche Stellung er, infolge mehrmaliger

* Das Territorium zählt ungefähr 70000 Quadratmeilen.

Wiederwahl, noch heute einnimmt. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Männer in diesem Theile der Welt. Indes, Personen die ihn genau kennen, versichern mich daß er seine Erfolge weniger seiner staatsmännischen Begabung verdankt, als seinem gesunden Menschenverstande und einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Die britische Reichsregierung erhob ihn in den Ritterstand. Dieser Act der Gnade erregte unter der Bürgerschaft Mißbehagen, und Brand zögerte einige Zeit diese Ehre anzunehmen. Auch führt er nicht den Titel Sir der ihm infolge dieser Standeserhöhung gebührt. Dagegen läßt sich seine Ehehälfte, weniger rückfichtsvoll für republikanische Scrupel, Lady Brand nennen. Unter allen Gebieten, in welchen weiße Afrikaner leben, ist Orange Free State der ruhigste und der bestregierte. Aber abgesehen von dem unleugbaren Verdienste des Präsidenten, verdankt die Republik diese Vortheile — ich berühre hier eine südafrikanische Lebensfrage — hauptsächlich der numerischen Inferiorität der schwarzen Bevölkerung. Diese letztere hat aufgehört eine Gefahr für die weißen Bewohner zu sein. Aber dies günstige Zahlenverhältniß kann nur dadurch erhalten werden daß der Freistaat sowohl gegen friedliche Zuzüge als feindliche Einfälle der Basuto oder anderer Stämme bewahrt werde. Diese Aufgabe überschreitet die Kräfte der Bürger des Orange Free State. Sie wird von England gelöst. England liefert und zahlt die für die Bewachung der Grenzen nöthigen Truppen. In Transvaal, im Caplande, besonders in Britisch-Kaffrarien und Natal verursacht die große Uebersahl des schwarzen Elements beständige Besorgnisse und periodisch wiederkehrende Störungen der öffentlichen Ruhe.

Vor allen ist Transvaal ein Sammelplatz von weißen und farbigen Freiheutern. Auch hat diese nicht sehr gut regierte Republik häufig durch Einfälle feindlicher Stämme zu leiden. An der Spitze steht Präsident Krüger, der kein Brand ist.

Die Engländer. — Sie sind entweder Kaufleute oder Pflanzler, Farmer. In den Ostprovinzen der Capcolonie über-

trifft die Zahl der englischen Pflanzler jene der holländischen bedeutend. Diese Engländer bringen aus der Heimat einen hellen Kopf mit, starke Arme, unerschrockene Herzen und bedeutende Kapitale. Nur wenige von ihnen gehören der Gentry an, die meisten den untern Schichten des Mittelstandes, eine bedeutende Anzahl dem Volke. Wenige, vielleicht nicht einer, kommen mit der Absicht zu bleiben. Ihre Thatkraft ist sprichwörtlich, ihre Thätigkeit nur übertroffen durch ihre Berwegenheit die ohnegleichen ist. Aber der Handelsstand leidet durch die in allen Theilen der Welt herrschende Stockung der Geschäfte und durch eine übertriebene Speculation in den Gold- und Diamantencartien. Der Niedergang im Handelsverkehr wirkt auf die Farmer zurück. Und auf jedermann, Farmern und Kaufleuten, lastet das Gefühl der Unsicherheit, verursacht durch das numerische Uebergewicht der schwarzen Bevölkerung. In den Boern, welche er wenig liebt, sieht der englische Ansiedler Nebenbuhler und Uebelgesinnte, in den Schwarzen, Faulenzer welche nicht als Gleiche behandelt sondern mit dem Stocke regiert werden sollten.

In der officiellen Welt, wo man zwischen schwarz und weiß, die Wage eben halten muß, denkt und sieht man anders. Sie besteht aus Gentlemen, meist Engländern, aber auch englischen Afrikandern und Holländern; denn letztere sind vom Staatsdienste nicht ausgeschlossen. Man findet deren in allen Zweigen der Verwaltung und der Justiz. Seit langen Jahren sind fast alle Gouverneure welche England hierher sandte Männer von unbestrittener Bedeutung gewesen, und ihr „Stab“ war immer aus tüchtigen Kräften zusammengesetzt. Wenn, demungeachtet, die meisten dieser hohen Staatsdiener ihren Posten in Ungnade verließen, so kann die Ursache offenbar nicht in ihnen liegen, nicht in den Menschen (jenen welche England hier vertreten) sondern in den Zuständen, in den Dingen.

Abgesehen von ihren kleinen Colonien im Kafferlande leben die Deutschen zerstreut in der Capcolonie. Noch bilden sie kein geschiedenes Element der Bevölkerung. Aber ihr Ruf als Urbar-

macher und Landwirth ist gesichert. Sie gelten für die ersten, und nur die Schottländer werden ihnen gleichgestellt. Es ist dies die Ansicht aller Engländer die ich hierüber befragte.

Leute die aus der Politik ein Geschäft und ihren Broterwerb machen, und welche man politicians zu nennen pflegt, fehlen natürlich hier so wenig wie anderwärts, und, seien sie nun Engländer, englische oder holländische Afrikaner oder Deutsche, unterscheiden sich wenig oder gar nicht von ihren Berufsgenossen in Europa.

Dies sind die Elemente aus welchen die Bevölkerung Südafrikas besteht. In der Capcolonie ist das numerische Verhältniß zwischen Engländern und Holländern wie eins zu zwei; zwischen Weißen und Farbigen wie eins zu vier. Doch darf man nicht den schwerwiegenden Umstand vergessen daß, mit Ausnahme der Meeresgrenze und der Grenze von Oranien, die Colonie nach allen übrigen Seiten von Ländern mit schwarzer Bevölkerung umgeben ist. Einfälle wilder Horden liegen daher im Bereiche der Möglichkeit. In dieser Hinsicht kann Natal als Beispiel gelten. Im Jahre 1844 meldete der Richter Cloete an den Gouverneur Napier daß, bei der ersten Besetzung dieses Territoriums durch die Engländer, sich dort nur 3000 Eingeborene vorfanden, davon ein Drittel dem Hungertode nahe war. Aber binnen zwei oder drei Jahren stieg, in Folge einer plötzlichen Einwanderung von Zulu, die Bevölkerung auf 100000. Im Jahre 1876 wuchs sie zu 3 — 400000 Mann. Heute hat sie diese Ziffer überschritten!

Im Jahre 1856 erhielt die Capcolonie eine Verfassung mit verantwortlicher Regierung. Diese Maßregel, welche am Cap selbst, von einem kleinen Kreise von Politikern abgesehen, sehr kühl aufgenommen wurde, war die Anwendung eines allgemeinen Grundgesetzes welches die britische Regierung, in Beziehung auf alle großen Colonien, damals aufgestellt hatte. Sie überließ ihnen die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten und verlangte, als Gegenleistung, daß sie fortan für ihre Sicherheit aus eigenen

Mitteln zu sorgen hätten. Eine Folge hiervon war die in Aussicht gestellte Abberufung der Reichstruppen, mithin eine bedeutende Ersparung. Den Eingeborenen wurden dieselben politischen Rechte zugestanden wie den Weißen. Weiße und Schwarze sollten in Zukunft als Gleiche betrachtet und behandelt werden und, als solche, ihr Wahlrecht ausüben. Canada, Australien und Neuseeland, wo es keine oder nur noch wenige Eingeborene gibt, vertrugen ziemlich gut diese neue, fast republikanische und durchaus demokratische, Ordnung der Dinge.

Dies also ist die Verfassung der Capcolonie: vollkommene Autonomie, politische Gleichheit aller ihrer Bewohner ohne Unterschied der Farbe, endlich die, von ihr bisher nicht vollständig erfüllte, Obliegenheit für ihre eigene Sicherheit zu sorgen.

Der Gouverneur*, von der Königin ernannt und, bis zu einem gewissen Grade, mit den Rechten eines constitutionellen Souveräns ausgerüstet, aber der Vortheile entbehrend welche das königliche Blut und die lebenslängliche Uebung der Gewalt geben, herrscht weder, noch regiert er. Er ernennt zwar die Minister und entläßt sie, je nach dem Belieben des Parlaments, er kann auch die gesetzgebende Versammlung (die Deputirtenkammer) auflösen, aber, als Regel, wird er sich hüten von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Seine vorzügliche Stärke besteht in dem Veto welches ihm zusteht, wenn ein Gesetzentwurf, seiner Ansicht nach, die Interessen des Reiches schädigen könnte. Er selbst steht unter der Leitung des Colonial-Reichsministers und des Cabinets, dessen Dasein von den Vorgängen im englischen Parlament abhängt.

Mit den Pflichten eines Gouverneurs vereint aber der Vorstand der Capcolonie — merkwürdiger und mir unbegreiflicher Weise — die wichtigen, mit denen des Gouverneurs nicht immer parallel laufenden, Obliegenheiten des Obercommissärs für Südafrika, d. h. für alle jene Territorien welche, unter verschiedenen

* Vgl. S. 18.

Titeln, unter dem Einflusse Englands stehen, aber nicht zur Cap-colonie gehören.

Es ist nicht meine Absicht hier die Geschichte Südafrikas unter englischer Herrschaft zu schreiben. Die Annexionen, Desannexionen, Reannexionen, die periodischen Kaffernkriege, die Kriege mit den Zulu, die Kriege mit den Boern in Transvaal, die, unter dem Drange der Nothwendigkeit nach unabhängigen Gebieten entsendeten Expeditionen, die Verhandlungen mit den beiden holländischen Freistaaten, ein nach drei Niederlagen abgeschlossener Friede, die Zerstückelung des Zululandes, und gleich darauf die Wiedereinsetzung eines wilden Oberhäuptlings dessen man kaum, nach einem blutigen Feldzuge, habhaft geworden war, all' die Verträge, geschlossen, abgeändert, aufgehoben, wieder erneuert, je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes oder je nach den wechselnden Ansichten der Cabinetes und der Parteien welche, in England, sich im Besitze der Macht gefolgt sind — alles dies findet in meinem Tagebuche natürlich keinen Platz. Uebrigens, sind diese Ereignisse vor unsern Augen vor sich gegangen, und ich nehme an daß sie jedermann oder doch jenen bekannt sind welche sich für Afrika interessiren.

Ueber Eines herrscht allgemein dieselbe Ansicht vor. Niemand bestreitet daß die Zustände in Südafrika wenig befriedigend sind. Man könnte auf sie das Wort anwenden welches einst an hoher Stelle, mit Beziehung auf die Türkei, ausgesprochen wurde: Es ist ein kranker Mann.

Brüsen wir diese Krankheit. Natürlich bleibt jede Personenfrage hier ausgeschlossen. Ein Fremder, der nur so kurze Zeit im Lande weilte, darf sich nicht zum Richter aufwerfen über die Männer welche, in diesem Theile der Welt, einen hervorragenden Antheil an den Staatsgeschäften nahmen. Ueberdies, würde dies auch zu Nichts führen. Ich behaupte und wiederhole: Das Uebel liegt nicht in den Menschen sondern in den Dingen, d. h. in der Beschaffenheit des Landes, in dem Unterschiede der Rassen welche die Bevölkerung bilden, endlich in der Form der Ver-

waltung. Als Beweis nur dieses: Die Gouverneure waren, seit mehrern Jahren durchwegs sehr tüchtige Männer, einige von ihnen Staatsmänner im besten Sinne des Wortes. Aber keiner vermochte seine Aufgabe vollkommen zu lösen, keinem gelang es die öffentliche Ruhe anders als höchst vorübergehend zu erhalten, noch weniger dauerhafte und befriedigende Zustände zu gründen. Hieraus folgt, wie ich bereits erwähnte, daß das Uebel in den Dingen liegt und nicht in den Menschen.

Ich sprach bereits von der geographischen Beschaffenheit der beiden Colonien, von den ungeheuern, kaum gekannten Länderstrichen, bewohnt von wilden Horden welche, infolge innerer Zwistigkeiten oder, wie dies mit Natal der Fall war, um sich der Schreckensherrschaft eines tyrannischen Häuptlings zu entziehen, plötzlich in die Colonien eindringen können. Ich habe auch die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerungen zu schildern versucht. Bleibt ein Blick in die Verfassung.

Die Verfassung der Capcolonie beruht auf zwei Principien, auf dem Principe der absoluten Selbstregierung in Angelegenheiten der Colonie und auf der politischen Gleichberechtigung der Rassen.

Der Anglo=Sachse ist geborener Autonom. Wer ihn beobachtet hat auf was immer für einem Punkte des Erdenrundes, wird zugeben daß die Autonomie das Grundgesetz der Verfassung einer anglo=sächsischen Colonie sein muß. In ihrer Weise verabscheuen die holländischen Boern die Einmischung von was immer für einer Behörde in ihre Angelegenheiten ebenso sehr wie die Engländer. In dieser Beziehung, beschränkt sich hier, wie in Australien, die Aufgabe des Gouverneurs darauf etwaige Uebergriffe auf das Gebiet der Reichsinteressen hintanzuhalten, und soweit stehen sich das Cap und Australasien vollkommen gleich; jedoch mit dem sehr gewichtigen Unterschiede daß, in den australischen Colonien, die Engländer und ihre Abkömmlinge die ungeheurere Mehrzahl bilden, während am Cap zwei Drittheile der weißen Bevölkerung Holländer sind; und daß, wenn der

jetzt beobachtete Aufschwung des holländischen Nationalgefühles anhält, und infolge dessen die Boern sich in größern Massen an dem politischen und parlamentarischen Leben theilnehmen, die Macht in die Hände holländischer Majoritäten gleiten wird. Diese Möglichkeit erregt, unter den englischen Residenten, große Besorgniß.

Das zweite Princip ist das politischer Gleichheit aller Rassen ohne Unterschied der Farbe.

Gewiß, in den Augen der Christen hat der Erlöser sein Blut für alle vergossen. Der Philosoph erkennt einem jeden, schwarz oder weiß, denselben Anspruch zu auf die Genüsse dieses Lebens. So weit sind wir alle gleich. Aber nur Ideologen, deren Zahl leider Legion ist, werden ernsthaft behaupten, daß Kaffern, Namaqua, oder die verkommenen Abkömmlinge der Hottentotten, die nöthigen Eigenschaften besitzen um ihre Interessen auf parlamentarischem Wege zu fördern und zu wahren. Und doch erheischt dies das Gesetz. Nur ist die Macht der Dinge stärker als die Utopien der Menschen, und darum blieb auch dies Gesetz bis jetzt ein todter Buchstabe. Ein wahres Glück! Denn am Tage wo die Verfassung zur Wahrheit geworden wäre und mithin die Schwarzen die Mehrzahl im Parlamente bilden würden, an diesem Tage wäre das Los der Weißen besiegelt. Man wird fragen, wie kommt es daß dies nicht schon geschehen ist, daß sie nicht bereits die Majorität im Parlamente bilden, da sie doch im Lande einmal zahlreicher sind als die Weißen? — Aus dem sehr einfachen Grunde daß sie von ihren verfassungsmäßigen Rechten, von welchen die meisten nicht die geringste Ahnung haben, keinen Gebrauch machen. Für den Augenblick besteht also diese Gefahr nicht. Die Schwarzen wählen und stimmen nicht. Sie werden aber regiert von einer weißen, parlamentarischen Majorität, größtentheils bestehend aus Männern welche meist schwarzer Arme bedürfen und denen daher, da sie zugleich Gesetzgeber und als interessirte Patrone sind, die nöthige Unparteilichkeit mangelt. Dies aus philanthropischen Gefühlen

entsprungene Gesetz, führt zu Folgen welche den Absichten des Gesetzgebers zuwiderlaufen. Man wollte daß der Schwarze gleich sei mit dem Weißen. Bisjezt ist er es nicht geworden, und wird es wahrscheinlich nie sein. Aber indem man ihm politische Rechte zuerkannte von denen er keinen Gebrauch zu machen weiß, hat man ihn folgerichtig des väterlichen und wirkamen Schuzes beraubt den die Gouverneure der Kroncolonien den Eingeborenen zu ertheilen verpflichtet sind.

Die Erfahrung hat bewiesen daß es unmöglich ist Colonien von gemischter Bevölkerung, in welchen die Schwarzen eine große Mehrheit bilden, auf parlamentarischem Wege zu regieren. Daher geschah es daß Jamaica, aus eigenem Antriebe, verlangte wieder Kroncolonie zu werden. Dasselbe that Natal auf Anrathen Sir G. (Lord) Wolseley's. Gewichtige Männer in der Capstadt flüsteren mir in das Ohr, ihre Colonie werde diesem Beispiele folgen müssen.

Die Aufstellung des Grundsazes der Gleichberechtigung der Rassen ist, meiner Ansicht nach, die erste Ursache des Uebels.

Wie bereits gesagt, ist der Gouverneur der Capcolonie in der Regel, überdies, Obercommissär für Südafrika. In dieser doppelten Eigenschaft, wirkt er theils als Bevollmächtigter der Reichsregierung und theils als Vertreter der Interessen der Colonie innerhalb welcher sich Landstriche mit beinahe ausnahmslos schwarzer Bevölkerung befinden. Ueberdies erstreckt sich seine amtliche Thätigkeit in indirecter, oft nicht klar definirter Weise und unter verschiedenen Rechtstiteln, auf die unabhängigen Rassen, die Basuto, die Bechuana* u. s. f. Die Capcolonie theilt demnach mit dem Mutterlande, dem Reiche, gewisse Pflichten und Lasten, und fühlt sich und ist auch berechtigt zu Sitz und Stimme in den Berathungen über die, bezüglich jener Länder, zu befolgende Politik.

* Bechuanaland wurde bekanntlich 1885 in eine Kroncolonie umgewandelt.

Wir sehen also hier zwei öffentliche Gewalten, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend und einen verschiedenen Gesichtskreis beherrschend — und niemand wird bestreiten können daß britische Staatsmänner weiter blicken als Colonialpolitiker — wir sehen zwei Gewalten berufen zur gemeinsamen Vertretung und Vertheidigung von Interessen welche selten identisch, häufig verschiedenartig, zuweilen geradezu entgegengesetzt sind. Und diese ihnen zugemuthete gemeinsame Handlung findet gewöhnlich auf einem Gebiete statt wo das Unbekannte und das Unerwartete die Hauptrolle spielen. Hierzu kommt daß man beiderseits trachtet die durch solche Expeditionen verursachten Kosten möglichst auf den Partner abzuwälzen. Die Nachtheile dieses Systems fallen in die Augen; sie bilden aber die Wesenheit und den Kern, ich möchte hinzufügen die Geschichte der britischen Herrschaft in Südafrika. Die immer wiederkehrenden meist unerwarteten Unruhen im Schoße der schwarzen Bevölkerungen außerhalb der Grenzen der Colonie wirken natürlich nachtheilig auf den Handelsverkehr der Letztern und bedrohen die öffentliche Ordnung auf ihrem eigenen Gebiete. Folgerichtig wäre es also, da sie ein autonomer Körper ist, ihre Sache für ihre Vertheidigung zu sorgen. Dies ist vollkommen richtig als Theorie. Thatsächlich aber stellt sich heraus daß die Colonie in finanzieller, militärischer und politischer Beziehung, besonders in finanzieller, vollkommen unfähig ist diese Aufgabe zu lösen; daß sie also der Mitwirkung der Reichsmacht bedarf, und daß das Zusammenwirken der beiden Gewalten zu unabsehbaren Weiterungen, Verwickelungen und Conflicten führt, welche natürlich die gemeinsame Handlung hemmen, und zwar zuweilen unter Umständen wo Gefahr im Verzuge liegt.

Ich meine also daß die Annexion an die Capcolonie von schwarzen Länderstrichen und die Einmischung der Colonie in die Angelegenheiten schwarzer Nachbarländer, welche außerhalb ihrer Grenzen liegen gleichfalls eine Ursache der in Rede stehenden Krankheit bilden.

Aber den Hauptursprung aller Uebel an welchen Britisch-Afrika leidet sehe ich in dem Mangel an Stetigkeit in der obersten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten.

Der Gouverneur und Obercommissär ist für fünf Jahre ernannt. Er bedarf eines, wahrscheinlicher zweier Jahre, um sich mit Menschen und Dingen vollkommen bekannt zu machen und, was ebenso wichtig, um selbst in der Colonie gekannt zu werden. Seine volle Thätigkeit beginnt kaum vor dem dritten Jahre und schließt mit dem Ende des vierten. Sein fünftes Amtsjahr gleicht mehr oder weniger den letzten Tagen eines Sterbenden, der sein Testament macht obgleich er weiß daß der Erbe seinen letzten Willen nicht beachten wird. Denn der Nachfolger bringt seine eigenen Ansichten mit, welche denen des Vorgängers in der Regel zuwiderlaufen. Diese Betrachtung, welche kein Tadel sein soll, findet auf alle andern Colonien und Indien Anwendung. Die kurze Dienstzeit der Gouverneure, begründet auf Rücksichten welche den Interessen der Colonien ferne liegen, ist ein großer Uebelstand und eine der Ursachen, obgleich nicht die wesentlichste, der in der obersten Leitung der Geschäfte zu beklagenden Unbeständigkeit.

Andererseits zieht ein politischer Umschwung in England, in den Statthaltereien ebenso wie in den diplomatischen Posten, was ich für sehr weise halte, nothwendigerweise einen Wechsel nicht nach sich. Es ist darum aber nicht minder wahr daß das Ansehen und der Einfluß eines Vertreters der Krone, welchen ein conservatives Ministerium ernannt hat, in Folge des Eintrittes eines liberalen Cabinets, in der Colonie selbst bedeutend sinken, und so auch umgekehrt. Nicht nur hört der Gouverneur auf die Vertrauensperson des Colonialministers zu sein, sondern er findet sich sehr oft in einer Lage welche ihm nur die Wahl läßt gegen das neue Ministerium aufzutreten, in welchem Falle er sofort abberufen wird, oder aber, in Folge der neuen Instructionen, sich in Widerspruch zu setzen mit seiner bisherigen Geschäftsleitung, was ihm natürlich in der öffentlichen Meinung der Colonie nur Schaden kann.

Aber, am Ende, sind die Gouverneure nur die obersten Organe der Reichsregierung, und daher dem Colonialminister Gehorsam schuldig. Der Sitz des Uebels ist daher in England zu suchen, und dort müßte die Heilung angestrebt werden. Es handelt sich darum einen leitenden Gedanken zu finden, welchen weder die Schwingungen der innern Politik noch die verschiedenen individuellen Anschauungen der sich folgenden und verdrängenden Cabinetsmitglieder zu beirren im Stande wären. Diesen Gedanken zu finden ist Sache der leitenden Staatsmänner. Vom Parlament gebilligt wird er von der Reichsregierung, in gewissen Fällen unter Mitwirkung der Colonialregierung, je nach dem Bedürfnisse der Zeit und des Orts, seine praktische Anwendung zu finden haben. Ist der Gedanke ein richtiger, so wird ihm die Zustimmung des Nationalinstincts gewiß nicht fehlen.

Nichts hat mich mehr betroffen als die in den beiden süd-afrikanischen Colonien obwaltende Entmuthigung. Was die Organe der Regierung erschreckt und lähmt sind nicht die Verlegenheiten aller Art, die Schwierigkeiten, die, wenn nicht dringenden so doch offenbaren, Gefahren welche sich auf afrikanischem Boden gehäuft haben, sondern die Unmöglichkeit zu ergründen was man eigentlich am Sitze der Regierung im Mutterlande will, weil es dort an einem leitenden, unwandelbaren Gedanken fehlt.

Wenn ich unwandelbar sage so muß man dies Wort nicht zu buchstäblich nehmen. Nichts ist unwandelbar auf dem Gebiete der Politik, außer die Principien, solange es möglich ist sie nicht zu verleugnen was man, übrigens, selten ungestraft thut. Aber man muß wissen was man will und muß seinen Willen möglichst selten ändern. Wäre ich Engländer so ist dies alles was ich von den Lenkern der Geschicke des Reiches verlangen würde. Jedermann und besonders Afrika müssen wissen daß das von der englischen Nation angenommene Programm soviel als möglich über den Ministerwechseln und dem Spiele der Parteien stehe. Das nenne ich den unwandelbaren Gedanken.

Man hat zwischen drei Wegen zu wählen:

Erhaltung und Befestigung dessen was man besitzt;

Ausdehnung der Besitzungen bis an eine künstliche oder natürliche Grenze, mit alleiniger Achtung anderer europäischer Colonien. Mit andern Worten, Schaffung eines afrikanischen Indiens;

endlich Räumung des Continents, mit Ausnahme des Caps der Guten Hoffnung oder irgendeines andern Küstenpunktes der als Zufluchtsort und Kohlenstation dienen würde.

Letztere Lösung entspräche den Wünschen einer kleinern Schule von Politikern welche auf Auflösung des britischen Reiches sinnt, aber in den letzten Jahren, in England sowol als in den überseeischen Besitzungen dieser Macht an Boden verloren hat. Wer das Cap und Natal gesehen hat, wird sich gegen das Aufgeben dieser Colonien auf das entschiedenste aussprechen. Die Folgen einer solchen Politik fallen in die Augen. Die Holländer, welche die weiße Majorität bilden, würden sogleich versuchen eine dritte holländische Republik zu gründen, natürlich nicht ohne auf den Widerstand der englischen Residenten zu stoßen. Beide Theile sähen sich genöthigt schwarze Bundesgenossen zu suchen, und dies würde mit logischer Folgerichtigkeit — es ist wahr, die Ereignisse spotten zuweilen der Logik — zur Vernichtung der Weißen führen.

In Beziehung auf die beiden ersten Eventualitäten, werde ich mir nur eine allgemeine Bemerkung erlauben.

Die Engländer, befinden sich in Afrika in einer Lage, ähnlich der welche ihre Landsleute in Indien gegenüber den unabhängigen Fürsten einnahmen, bevor das ganze ungeheuerere Dreieck zwischen dem Meere, dem Hindukusch und dem Himalaya, mittelbar oder unmittelbar unter die Oberherrlichkeit der englischen Krone gelangt war. In derselben Lage befinden sich noch heute die Russen in Mittelasien. Die Nachbarn sind Barbaren. Raubzüge, Grenzverletzungen, Einfälle wilder Horden oder weißer Freibeuter sind Vorkommnisse des täglichen Lebens. Um dem Unfuge ein Ende zu machen, überschreiten die Truppen die Grenze und ertheilen den Ruhestörern die verdiente Züchtigung. Nichts

ist leichter. Wenn aber diese Truppen nach Erfüllung ihrer Aufgabe auf ihr Gebiet zurückgekehrt sind, werden sich dieselben Uebelstände alsbald wiederholen und einen abermaligen Streifzug erheischen. Man besetzt also in dauernder Weise einen Theil des benachbarten Gebietes. Mit andern Worten, man erweitert das eigene, indem man die Grenzen vorschiebt. Da treten aber wieder ähnliche Ereignisse mit ähnlichen Folgen ein. Dies ist die Geschichte Centralasiens, Indiens, Südafrikas.

Ihr habt zu rechnen mit unabweislichen Bedürfnissen, mit unwiderstehlichen Anforderungen der gegebenen Verhältnisse, mit Ereignissen deren Veranlassung sich euerm Einflusse und euerer Beaufsichtigung entzieht. Unter diesem Drucke erweitert ihr euere Gebiete. Thut ihr es gerne? Thut ihr es mit Widerwillen? Dies ist die Frage. Und über diese wesentliche Frage zu einer klaren Anschauung und zu einem festen Entschlusse zu gelangen scheint mir eine dringende Nothwendigkeit.

Keine Klage habe ich öfter vernommen als die daß, wenn auf diesem oder jenem Punkte dieses ungeheuern Territoriums unvorhergesehene Schwierigkeiten vorkommen, man sie immer je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes oder der Vertlichkeit zu beseitigen sucht und nicht mit Hinblick auf die beständigen und allgemeinen Interessen der Colonie und des Reiches. Aber das setzte ein System voraus, und ein System besitzt man eben nicht.

Ich fasse das Gesagte in Kürze zusammen. Das Uebel, an welchem Britisch-Afrika leidet, liegt in seiner ethnographischen Beschaffenheit, in der Verschiedenartigkeit seiner Rassen. Um die Folgen zu mildern wird man, in Betreff der Beziehungen zwischen Holländern und Engländern, einen modus vivendi suchen müssen. Die größte Schwierigkeit wird hierbei die Arbeiterfrage bilden, nämlich das Verhältniß der Boern zu ihren farbigen Arbeitern. Hinsichtlich der Eingeborenen, sowol der in den Colonien lebenden, als der schwarzen Bevölkerungen der benachbarten Länder, wird es, meiner Ueberzeugung nach, als nothwendig erkannt werden sie unter den ausschließlichen Schutz der Reichsregierung

zu stellen und dem Einflusse der Localparlamente und Localregierungen vollkommen zu entziehen.

Zur Rechtfertigung dieser Ansicht, folgt hier ein Auszug aus einem amtlichen Actenstücke neuesten Datums, allerdings bezüglich auf die Südsee=Insulaner, aber sehr wohl anwendbar auf die hier besprochene Frage*:

„Nichts wäre nachtheiliger als ein Abgehen von der bisher unwandelbar befolgten Maxime (nicht in Afrika) der Regierung Ihrer Majestät, kraft welcher, in Gegenden welche von derselben Localregierung verwaltet und von einer großen Anzahl Eingeborener und einer geringen Anzahl Weißer bewohnt werden, die Leiter der Angelegenheiten der Eingeborenen, unter die ausschließliche Controle der Reichsregierung gestellt und daher in die Lage versetzt worden, im Falle vorkommender Conflictes zwischen den Interessen weißer und farbiger Unterthanen, die nöthige Unparteilichkeit zu bethätigen. Eine solche Controle in die Hände eines australischen Parlamentes legen, wäre sie einer Oligarchie überantworten, in der die Schwarzen nicht vertreten sind, und welche daher den Einflüsterungen des Eigennutzes mehr oder weniger zugänglich wären.“ Diese Beschränkung zum Nutzen der Eingeborenen abgerechnet, wird gewiß niemand daran denken den weißen Gemeindefreien die Ausübung ihrer autonomen Rechte zu schmälern. Mögen sie sich selbst aber nicht die Schwarzen regieren!

Außer diesem tiefliegenden und nicht gründlich zu heilenden Uebel (der Rassenverschiedenheit) gewahrt man eine Menge kleiner Unpäßlichkeiten und Gebrechen. Dies ist Sache des Arztes und der Behandlung, und je weniger man den einen und die andern wechselt, je rascher wird die Genesung eintreten.

Aber die politische Frage, welche ich oben besprochen habe:

* „Report of a commission appointed to inquire into the working of the Western Pacific orders in council.“ Wurde dem Parlament 1884 mitgetheilt.

Berggrößerung, Statusquo, Aufgeben, Conföderation der Colonien, diese politische Frage überwiegt alle andern und erheischt eine Lösung. Die Weisheit der englischen Staatsmänner, der gesunde Sinn der englischen Nation lassen hoffen daß man sie finden werde.

Man könnte, aber ich hoffe man wird nicht, sagen: Wie vermist sich dieser Fremde uns seine Anschauungen, man könnte es fast Rathschläge nennen (was letzteres nicht in meiner Absicht liegt) über unsere afrikanischen Angelegenheiten aufzudringen?

Hierauf antworte ich nur Eines: Was man liest entspricht nicht nur meinen persönlichen Eindrücken sondern auch den Ueberzeugungen von Männern welche Afrika genau kennen und deren Anhänglichkeit an das Mutterland über jeden Zweifel erhaben ist.

Zweiter Theil.

Neuseeland.

1875

1875

I.

Die Ueberfahrten.

Von Capstadt nach Melbourne, vom 15. September zum 5. October 1883.

Von Melbourne nach Bluffs (Neuseeland), vom 10. zum 15. October.

Annehmlichkeiten und Unzukömmlichkeiten der Seefahrten in den australischen Gewässern. — Möven. — Passagiere. — Entfernungen.

Am 15. September, um 5 Uhr abends setzt sich der Sohn Elder, Oriental-Company, in Bewegung. Bereits am zweiten Tage der Reise entnehmen wir aus dem monotonen Gesange der Matrosen, welche die Segel hissen, daß die Region der Passatwinde erreicht ist. In den Breitengraden, in welchen der Indische Ocean beginnt sich mit dem Antarktischen Polarmeer zu vermischen, wehen die Westwinde das ganze Jahr über. Die vom Eismeer kommenden Strömungen verfolgen dieselbe Richtung. Diese Winde und diese Strömungen machen es den großen Steamern möglich die 6000 Seemeilen, welche das Cap der Guten Hoffnung von Australien trennen, binnen 19—20 Tagen zurückzulegen. Auf der ganzen ungeheuern Strecke, kein Land, kein Zufluchts-hafen, keine Kohlenstation! Die Rückkehr auf demselben Wege ist unmöglich weil bei demselben Kohlenverbrauch man höchstens eine Schnelligkeit von sechs Meilen die Stunde erreichen könnte, wodurch die Dauer der Reise auf 41 Tage und 8 Stunden verlängert würde. Aber kein Schiff wäre groß und geräumig genug um das, zur Erreichung einer größern Schnelligkeit nöthige Brenn-

material zu laden. Darum wird der Rückweg von Australien nach England entweder durch die Magellanische Meerenge, vorausgesetzt daß der Zustand der Atmosphäre gestattet sie zu finden, oder um das Cap Horn genommen. Die Oriental-Company zieht den Weg über Aden und durch das Rothe Meer vor, weil die Australier, gewöhnlich die Mehrzahl der Passagiere, die strenge Kälte an der Südspitze Amerikas vermeiden wollen. Während des ägyptischen Krieges im verflossenen Jahre, haben die Boote dieser Gesellschaft den Rückweg über das Cap der Guten Hoffnung genommen, zu welchem Behufe sie bis zum 30. (südlichen) Breitengrade abweichen mußten um sodann durch die Gewässer von Madagaskar und längs der afrikanischen Ostküste das Cap zu erreichen. Die sehr beträchtliche Vermehrung der Auslagen sind Ursache daß dieser Cours für gewöhnliche Zeiten aufgegeben wurde.

Mehrere Tage sind verflossen seit der John Elder die afrikanischen Gewässer verlassen hat. Das Wetter ist schön, aber die See geht hohl. Die vorige Nacht spazierten meine Koffer in meiner Kajüte umher. Die Luft überaus angenehm; sie kräftigt, sie erquickt, sie erheitert und wirkt auf die Stimmung wie Champagner. Man lernt schlafen ungeachtet des Rollens, und, was noch wunderbarer, ungeachtet des Kindergeschreies. Die Atmosphäre ist eisig, aber man fühlt es kaum. Da der Luftzug, welchen die rasche Bewegung des Steamers hervorbringt, durch den uns vorwärts treibenden Westwind aufgehoben wird, herrscht vollkommene Windstille am Deck: ein sonderbarer Gegensatz zu den schäumenden Wogen und den lustigen Tänzen des uns folgenden Gevögels. Da sind die Albatros mit ihren dummen glänzenden Augen, mit der majestätischen Haltung, den kolossalen Flügeln; die scheuen Möven, die federn Caphühner, diese Clowns der Küste, nie müde ein Rad zu schlagen; die Seetauben immer paarweise fliegend. All dies steigt, sinkt, beschreibt elliptische Curven,

streift mit den Schwingen an die Kämme der Wellen ohne sich zu benehen. Die kühnsten volltugiren über unsere Köpfe hinweg. Ueber den ganzen Ocean verbreitet, landen diese Vögel nur im Sommer um ihre Eier zu legen. In jener Jahreszeit werden die öden Küstenstriche Australiens, die Südseeinseln, in diesem Meere die unbewohnte Insel Sanct-Paul, die wir links gelassen, die ebenso unbewohnte Inselgruppe Kerguela, die zu unserer Rechten blieb, mit Millionen Eiern bedeckt. Die gefiederten Reisegefährten folgen dem John Elder seit er das Cap verließ. Ich kenne sie persönlich. Mit der Sonne verschwinden sie; d. h., sie begeben sich zur Ruhe: sie schlafen auf einer Woge ruhend. Die Seeleute behaupten daß sie sich bei dem ersten Grauen des Morgens in die Luft erheben, hoch genug um das Schiff wahrzunehmen welches sie am Abend vorher verlassen haben. Wie dem sei, gewiß ist daß sie zwei oder drei Stunden nach Sonnenaufgang wieder in der Nähe desselben angelangt sind. Wenn man bedenkt wie rasch die großen Steamer fahren, fragt man sich, was wunderbarer sei: die Fernsichtigkeit dieser Thiere oder die Geschwindigkeit ihrer Flügel. Heute saßen einige Hunderte von ihnen, eine große Gruppe bildend, auf einer breiten Welle beisammen. Sie schienen zu schwagen, ähnlich dem Damenkreise eines Salons. Im Mittelpunkt der Gesellschaft glänzte ein prachtvoller Albatros. Mit einem mal verschwand er, und die Gesellschaft stob wild auseinander. Armer Albatros. Ein Hai hatte ihn gepackt.

Der John Elder ist ein seetüchtiges Schiff der Pacific-Company, welches die Gesellschaft der Orient-Linie sammt Kapitän, Offizieren und Bemannung für eine gewisse Zeit gechartert hat. Obgleich kein lebendes Vieh an Bord ist, läßt die Kost doch nichts zu wünschen übrig. Fleisch, Fische, Gemüse werden in einem „kalten Raum“, in gefrorenem Zustande, aufbewahrt. Das australische Rindfleisch welches auf der Tafel erscheint wurde in

Sydney in hinreichender Menge eingeſchifft, ſodaß es für die ganze Fahrt, nach und von England zurück, ausreicht.

Mit einigen wenigen Ausnahmen, gehören die Paſſagiere den untern Schichten des englischen Mittelſtandes an. Die meiſten ſind Schottländer: Farmer, kleine Kaufleute und Handwerker, faſt alle kräftige Leute mit dem Stempel der Thatkraft auf der Stirn, und alle überzeugt daß ſie ihr Glück machen werden. Der Ausdruck der Entſchloſſenheit auf ihren Geſichtern, die kräftigen Arme, das geſunde Ausſehen ſcheinen für den Erfolg zu bürgen. Die Frauen tragen daſſelbe Gepräge, und die Babies, nach der Kraft ihrer kleinen Lungen zu urtheilen, berechtigten zu den ſchönſten Erwartungen. Auch mehrere Auſtraliſier befinden ſich in der Reiſegeſellſchaft. Sie kommen von einem Beſuch im „alten Lande“ zurück und ſcheinen derſelben Lebensſphäre anzugehören. Die Unterhaltung zwiſchen dieſen Hünengeſtalten belebt ſich zuweilen in bedenklicher Weiſe, aber ſelbſt ein leidenschaftlicher Wortwechſel trübt nur vorübergehend das gute Einvernehmen. Der Scherz wird zuweilen ſehr weit getrieben, und es kommt wol auch vor daß ſogenannte praktiſche Späße, practical jokes mit einigen Fauftſchlägen endigen. Wer ſie erhalten hat macht gewöhnlich die Entſchuldigung, eine der überlegenen Körperkraft dargebrachte Huldigung. Wenn nicht jedermann das „Engliſch der Königin“ ſpricht ſo vernimmt man doch nie ein Wort über welches eine anſtändige Frau zu eröthen hätte. Im Umgange mit den rauhen Söhnen Albions haben junge Mädchen nichts zu beſorgen. Aber wehe dem der der Geſellſchaft mißfällt.

In dieſer volksthümlichen Menge befinden ſich auch einige Familien der höhern Stände, darunter ein lebenswürdiger junger Nobleman welchen die Aerzte nach den Antipoden ſchicken. Ach die Aerzte! Sie wiſſen nicht was ſie thun wenn ſie einen Kranken der Pflege ſeiner Familie, den Bequemlichkeiten des heimatlichen Herdes, dem Umgange mit den Freunden entreißen. Dieß alles vertauscht er mit den Uebelſtänden einer langen Ueber-

fahrt, mit der Schlaflosigkeit verursacht durch das Rollen und Stampfen des Schiffes auf einem immer bewegten Meere, mit einer in der Regel mittelmäßigen wenn nicht ungesunden Kost (unser John Elder macht eben eine seltene Ausnahme), mit der Muthlosigkeit die ihn bei der Landung in dem fernen Lande überfällt, mit der niederschlagenden Wirkung und dem Gefühl der Verlassenheit an dem Orte seiner Verbannung! Nicht ohne eine Anwendung von Mitleid sehe ich den schönen Jüngling, mit den engen Schultern, der flachen Brust, den glänzenden Augen, den edeln Zügen, wie er, sorgfältig gekleidet, sich in die Schar der kräftigen, von Gesundheit strotzenden Männer mengt, welche sich täglich, wenn das Meer es gestattet, den in England so beliebten, athletischen Spielen hingeben. Aber bald, von Müdigkeit übermannt, sinkt er zusammen; der Schweiß, den eine eisige Brise trocknet, perlt auf seiner Stirn. Eine sonderbare Cur für einen Brustleidenden. Und dennoch begegnete ich auf meinen Reisen, mehrmals ähnlichen Kranken. Der Aesculap, der sie zur Deportation verurtheilt hat, ist vielleicht ein sehr guter Arzt, aber er kennt die weiten Seefahrten nur aus Reisebeschreibungen.

Wir haben einen jungen Yankee an Bord. Ein köstlicher Mensch! Will er eine Bekanntschaft machen, so geht er auf den Betreffenden zu, blickt ihm fest in die Augen und fragt ihn: „Wie heißen Sie?“ Daher wird er auch am Schiffe What's your name genannt. In der kleinen Rauchkajüte kann man ihn sehen, die Beine auf zwei Tischen ausgestreckt, mit dem Rücken auf einer Bank ruhend. Es ist dies, oder vielmehr es war eine amerikanische Gewohnheit welche jetzt in Abnahme kommt. Wer in den Vereinigten Staaten gereist ist findet darin nichts Auffallendes. Dieser, am Schiffe sehr populäre, Geselle mit einem offenen Ausdruck, einer gestülpten Nase und einem festen aber nicht frechen Blicke, spricht stark durch die Nase. Seine Anekdoten sind oft haarsträubend, aber niemals unanständig, zuweilen sogar geistreich und gewürzt mit echt amerikanischem Humor.

Wenn er nicht spricht, pfeift er immer dieselbe Arie. Man kann nicht sagen daß er gemein ist. Es bezeichnet den amerikanischen Demokraten daß er der Gleiche der Höherstehenden werden will. Er sucht die Gleichheit indem er sich erhebt. Der europäische Demokrat will daß wer höher steht zu ihm herabsteige. Jenen bewegt der Ehrgeiz, diesen der Neid.

Am liebsten verkehre ich mit einem Schottländer welcher ehemals, ich glaube presbyterischer, Missionar war und gegenwärtig in einer ansehnlichen Stadt von New-South-Wales die Seelsorge übt. Er gab mir eine Flugschrift deren Verfasser er ist. Der Titel allein sagt vieles: „Christian missions to wrong places, among wrong races and in wrong hands.“ „Christliche Missionen am unrichten Orte, bei den unrichten Menschen, anvertraut den unrichten Personen.“ Ein merkwürdiges Buch. Der Verfasser sucht, mit Hülfe amtlicher Schriftstücke, den Beweis zu liefern daß, mit Ausnahme der schwarzen Rassen in Afrika und Indien und der gelben in China und Japan, sämtliche andere farbige Stämme sich mit steigender Raschheit vermindern und im Laufe des nächsten Jahrhunderts verschwinden werden. Von dieser Voraussetzung ausgehend, gelangt er zur Ansicht daß man offenbar unfruchtbare Bestrebungen aufgeben, d. h. sämtliche Missionare bei den auf dem Aussterbeetat stehenden Völkerschaften abberufen und anderwärts verwenden solle.

Unlängst wohnte ich mit mehrern Reisegefährten einem Gespräche zweier Passagiere bei. Der eine von ihnen behauptete, die Theilung der Güter (in England) sei nur mehr eine Frage der Zeit. Man werde die jetzigen Eigenthümer im vollen Genuß ihres Grundbesitzes, die Söhne im halben belassen; die Enkel werden sodann vollkommen depossedirt. Die Nihilisten haben recht. Was die von ihnen begangenen Mordthaten anbelange, so sei

dies eine heikelige und verwickelte, einer ernstern Prüfung würdige Frage. — Zu jeder Zeit gab es Menschen welche so dachten und wohl auch so sprachen. Daß aber ein Mann, in einer gewissen geselligen Stellung, an Bord eines großen Steamers, in Gegenwart mehrerer Personen, unverhohlen, laut und mit einer gewissen Naivetät, sich dergleichen Aeußerungen erlauben darf, hat mich doch, als etwas ganz Neues, sehr überrascht. Noch vor zehn Jahren wäre dies geradezu unmöglich gewesen. Das Publikum würde eine solche Sprache nicht geduldet haben. Und man sagt, Altengland mache keine Fortschritte. Mit Riesenschritten geht es vorwärts.

Nicht nur allzu heftige Discussionen und dem Gotte Bacchus allzu häufig gebrachte Opfer bringen einige Abwechslung in die Eintönigkeit dieser langen Ueberfahrt. Es scheint daß die Seeluft auch zarte Gefühle erregt. Die Aufrichtigkeit, der Ernst und die Treuherzigkeit mit welcher der Anglojache dieser Lebenskreise hierbei zu Werke geht haben etwas Rührendes. Die Bekanntschaft wurde am Deck gemacht. Natürlich begegnet man sich unzähligemal in den Salons und Gängen. Wenige Tage reichen hin um die Herzen zu entflammen. Solche Courmachereien, die der Engländer flirtations nennt, finden vor den Augen aller statt und geben keinen Anstoß. Man weiß daß die Trauung am Tage der Landung, spätestens am folgenden, stattfinden wird.

Gilt es aber die guten Sitten zu wahren so ist jeder bereit mit Hand anzulegen. Ein junger Mann, von dem man wußte daß er verheirathet ist, ließ es sich beikommen einem in der zweiten Klasse reisenden Mädchen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Als er einmal während der Nacht versuchte in die Cabine der Schönen zu dringen, fielen andere Passagiere über ihn her. Mit Mühe gelang es dem wachthabenden Offizier den übel zugerichteten Don Juan aus den Händen dieser Hüter der

öffentlichen Tugendhaftigkeit zu befreien. Demungeachtet, erſchien er am nächſten Morgen mit verbundenem Kopfe in der Mitte ſeiner Züchtiger. Sie begrüßten ihn auf das Freundlichſte. Der Gerechtigkeit war Genüge gethan, und à tout péché miſéricorde.

Die lange Seefahrt geht zu Ende. Es iſt das einſamſte Meer welches Packetboote befahren. Zwischen San-Francisco und Japan hat man wenigſtens die Ausſicht dem von dort zurückkehrenden Schiff derſelben Geſellſchaft zu begegnen. Nichts dergleichen hier. Das letzte Boot iſt einen Monat vor uns abgereiſt, das nächſte wird in einem Monat folgen. Während der ganzen Reiſe ſind wir ein ſchwarzer Punkt der ſeiner Beſtimmung zueilt mit der durchſchnittlichen Geſchwindigkeit von 300 Meilen in den 24 Stunden, auf einer Linie welche ſich bis zum 45. Breitengrade gegen Süden neigt, und die man erſt in der Nähe von Austraſien verläßt. Segelſchiffe, den wüthenden Stürmen und der ſtrengen Kälte im Eiſmeere trogend, ſuchen unter dem 50. Grade friſchere Winde und ſchmälere Meridiane.

Ich habe niemals eine angenehmere Seereife gemacht. Der Himmel war fortwährend lichtgrau, nachmittags perlſarbig wenn die Sonne, ihre Schleier zerreiſſend, Schiff und Meer mit ſanftem Lichte übergöß. Ich ſaß vom Morgen zum Abend an Deck, in meinen Kafferpelz gehüllt und verſchlang eine Bibliothek. So vergingen die 20 Tage ohne einen Augenblick der Langweile. Dabei das Gefühl der vollen Geſundheit. In ſolcher Verfaſſung legte ich die Entfernung zwischen dem Cap der Guten Hoffnung, ungefähr im Meridian von Wien, nach Melbourne, im Meridian von Kamtschatka, in dem erſtaunlich kurzen Zeitraume von 19 Tagen zurück.

Ankunft in Melbourne am 5., Abreiſe am 10. October. Am 15. abends, nach einer ſtürmiſchen Ueberfahrt in einem kleinen

Colonialdampfer, erblickte ich die eis- und schneebedeckten Bergriesen, die Hüter der Südinself Neuseelands, welche der in diesen Breiten nimmer ruhenden Wuth der Elemente ihr Quos ego! zurufen.

Für die Nacht flüchtete unser Boot in eine kleine Bucht der Piloteninsel, und am nächsten Morgen landeten wir wohlbehalten in Bluffs an der Südspitze der Südinself. Der Bürgermeister von Invercargill und Herr Jackson, ein junger Oronian* empfingen mich am Landungsplaze. Letzterer wird in dieser Colonie mein willkommener Begleiter sein.

Entfernung von der Capstadt nach Melbourne 5923, von Melbourne nach Bluffs 1200 Seemeilen.

* Student der Universität Oxford.

II.

Die Südinſel.

Vom 15. zum 24. October 1883.

Invercargill. — Wakatipusee. — Dunedin. — Chriſtchurch. — Eine „Station“
im Innern.

Eine Eiſenbahn verbindet die wenigen Häuſer welche den Namen Bluffs führen mit Invercargill, der ſüdlichſten Stadt der Welt (46° ſüdl. Br.). Vom erſten Augenblicke an erregt der Bürgermeiſter meine Aufmerkſamkeit. Man ſieht ihm an daß er ein Sohn ſeiner Thaten iſt, a ſelf made man, und überdies ein Menſch dem nichts für unmöglich gilt. Ruhig, einfach, beſcheiden nicht ohne Würde, verrathen ſein ſcharfer Blick ſowie der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie den Mann von innerm Gehalt. Engländer von Geburt, ging er zuerſt nach Austraſien, ſuchte, ohne es zu finden, Gold in Ballarat und Bendigo, kam dann nach Neuſeeland wo er glücklicher war. In Otago ſammelte er einen kleinen Schatz der den Ankauf eines Güthens ermöglichte. Im Laufe der Jahre gelang es ſeine Söhne als Färber zu verſorgen; er ſelbſt treibt, wenn ich nicht irre, das Schuſterhandwerk. Er hat einen offenen Kopf, unverdreht durch ſchlecht verdaute Lektüre, und ſprach mit großer Klarheit von den poliſtiſchen Zuſtänden der Inſel, was ihn nicht verhinderte zugleich meine Fußbekleidung aufmerkſam zu betrachten und ſogleich den franzöſiſchen Urfprung derſelben zu erkennen. Dann zog er eine

Flugschrift aus der Tasche welche er mir verehrte. Es war ein von ihm in irgendeiner Versammlung gehaltener Vortrag über die Angelegenheiten der Stadt, einfach, klar, sogar sprachlich fehlerlos. Keine Spur von Eleganz; aber man sieht daß der Verfasser den Gegenstand kennt den er behandelt. Lächelnd zeigte er mir die Schwielen seiner Hände. Dieser „Mayor“ ist ein Typus von Menschen wie man sie zuweilen in den englischen Colonien trifft: Männer die von ihrer Hände Arbeit leben aber den Horizont ihrer Gemeinde oder ihres Districts geistig beherrschen. Sie sind vor allem Bürger die nichts gemein haben mit dem professionellen Politiker, aber die nicht ohne den Stoff sind aus dem der Staatsmann gebildet wird. Ihre Stellung ist eine bescheidene, und ihr Leben verläuft in dem Dunkel beschränkter Verhältnisse, aber sie üben einen ununterbrochenen, zuweilen wichtigen, vielleicht in kritischen Augenblicken entscheidenden, Einfluß auf die Geschicke ihres neuen Vaterlandes. Es ist eine seltene Gunst des Zufalls in diesen anonymen Büchern blättern zu können. Wie viel Licht verbreiten sie über verwickelte Fragen die man früher nicht verstand!

Wir haben die Ehre in der Staatscarrosse der Municipalität die Stadt Invercargill zu besichtigen. Die geraden, 133 Fuß breiten und unabsehbar langen Straßen harren noch der Häuser welche sie einfassen sollen. Aber im Centrum entwickeln bereits einige öffentliche Gebäude, darunter die Bibliothek, Athenäum genannt, ihre stattlichen Façaden neben den hölzernen, eisengedeckten Bürgerhäusern. Die Einwohner sind sehr stolz auf ihre Prachtbauten in welchen sie ein Symbol der künftigen Größe ihrer Stadt erkennen. Daß diese einst der Hauptausfuhrhafen der Südinselfein werde ist wohl mehr als ein frommer Wunsch der ehrbaren Bürger von Invercargill.

Ein kalter Regen, den uns ein schneidender Wind in das Gesicht trieb, erinnerte die Reisenden an die Nähe des Eismeeres.

Die Regierung hat mir einen Salomwagen mit freier Passage auf allen Eisenbahnen zur Verfügung gestellt. Es ist unmög-

lich zuvorkommender zu sein. Ein Separatzug bringt meinen jungen Cicerone und mich nach den Ufern des berühmten Wakatipusees.

Das Land ist eine wellenförmige Ebene, bebaut in der Umgebung der Stadt, weiterhin Weidgrund. In dem Graslande wechseln gelbe Flecke mit grünen. Allenthalben sieht man Stechginsterhecken, die jetzt mit orangefarbigem Blüten bedeckt sind. Längs den Schienen weidende Heerden von Schafen werden fortwährend von unserm Zuge verschreckt. Der Himmel ist grau, die Erde gelb, die Bergkette vor uns, das „Mondschein-Gebirge“ bläulich-schwarz. Von der Station Athol ab wird die Gegend unbebaut und wild. Keine Spur menschlicher Bewohnung außer einigen Hütten der Hirten, alle nach demselben Modell gebaut. Bevor die Bahn die Ufer des Sees erreicht schlängelt sie sich durch ein Wirrsaal von Moränen welche die nahen Gletscher im Laufe der Jahrhunderte herabgesenkt haben.

Ankunft in Kingstown um 1 Uhr. Diese Stadt besteht aus einem kleinen Hotel, einem andern Hause und dem Bahnhofe am Endpunkt des Schienenstranges.

Der Himmel hat sich plötzlich aufgeklärt. Der Wind ist immer noch kalt, aber die Sonne heiß.

Ein kleiner Dampfer bringt uns nach Queenstown, ungefähr auf halbem Wege gelegen zwischen Anfang und Ende dieser langen und verhältnißmäßig schmalen Wasserfläche. An beiden Ufern erheben sich in sanfter Steigung, ganz baumlos, in einen weißen und gelben Mantel gehüllte Berge bis zur Höhe von 6000 Fuß. Ein malerischer Punkt mit senkrechten Felswänden heißt „Halberweg“. Die Landschaft ist eigenthümlich: Schwarze, rasch vorüberziehende Wolken werfen ihre durchsichtigen Schatten auf den tiefblauen See. An den Ufern, grün- und gelbbraune Steinblöcke. Der Himmel blau wie Opal. Hier und da weiße Nebelschleier. Ich habe nichts Aehnliches gesehen in den Alpen, im Kaukasus, in den Pyrenäen, in den Cordilleren. Alles in allem, eine ernste phantastische Gegend. Ich würde sie eintönig nennen

ohne den Reiz der wechselnden Lichter welche über die stille Wasserfläche dahingleiten.

Die bedeutende Entfernung der Scheitel der Berge von den Ufern des Sees bringt zwei optische Wirkungen hervor. Erstens, erscheinen die Gipfel niedriger als sie sind. Zweitens, gestattet die sanfte Neigung dieser Kolosse dem Schnee auf ihren Abhängen zu ruhen, daher man beinahe keine nackten Felsen sieht. Ein ungeheureres weißes Leichentuch bedeckt die Alpen Neuseelands. Den Fuß hüllen sie in ein, aus Tussock, dem gelben Grafe, gewebtes Plaid. Man glaubt sich nach den Polargegenden versetzt. Nur die sengende Sonne zerstört die Täuschung.

Audere Augenlust harrete unser in Queenstown. Binnen wenigen Stunden war, wie es auf diesen Inseln vorkommt, ein Sommerabend auf den winterlichen Tag gefolgt. Der See ist Silber und mattes Gold. Im Hintergrunde der Landschaft, gegen Nordwest, gleichsam als Rahmen der glänzenden Wasserfläche, zeichnen, durchsichtig schwarz, mächtige Berge ihre zackigen Umrisse auf den unten orangefarbigem, dann rosigen, weiter hinauf blaßblauen Abendhimmel. Die dazwischenliegenden Abstufungen spotten der Beschreibung. Hier und da zeigen schwarze Wolkensflocken mit weißen Rändern noch die Formen der Bergkuppen von denen sie sich so eben losgerissen. Am tiefblauen Zenith schweben lichtrosige Wölkchen ähnlich den Fallschirmen eines Feuerwerkes. Dann bricht die Nacht herein, und der volle Mond steigt hinter den Firnen der Gletscher empor. In bequemen Lehnstühlen ruhend, weiden wir die Augen, durch das große Bogenfenster des Gemaches blickend, an dem feenartigen Schauspielen. Es war Nacht geworden als die artige Wirthin, die Witwe eines Deutschen der dies treffliche Hotel errichtet hat, uns zu andern, culinairischen, Genüssen abrief.

Queenstown, ein hübsches Städtchen, verdankt seinen Ursprung den nahen Goldgruben von Otago. Zur Zeit seiner größten Blüte zählte es 6000 Einwohner, deren Zahl jetzt auf

800 herabgesunken ist. Die meisten sind Irländer. Aber der Wohlstand der Stadt hat sich darum nicht vermindert, ist vielmehr solider geworden als vordem, weil er nicht mehr von den wechselnden Ergebnissen der Goldminen abhängt sondern von den Reizen der Natur und des Klimas, die sich immer gleich bleiben und jeden Sommer eine wechselnde Zahl von Besuchern herbeiziehen.

16. October. — Der ganze Tag wurde am See zugebracht. Wir besuchten seinen obern Theil welcher tief in die hohe Kette der Bergriesen eindringt an deren Füßen sich die Wogen des stets sturmgepeitschten Oceans brechen. Diese Kolosse heißen Humboldt, Coëmos, Carnslaw. Letzterer ist 10000 Fuß hoch. Die weißen Gipfel abgerechnet, ist alles grau, lichtgrau, gelblichgrau. Die üppige Vegetation der Alpenthäler, deren bukolische Reize in dem Gegensatze mit dem großartigen Ernste der Gletscher liegen, fehlt vollkommen. Hier und da sieht man zwar einzelne bewaldete Stellen, aber das Ganze ist nackt. Kein Landbau, keine Spur menschlicher Wohnungen, außer am Seehaupte, in Glenochie und Kinelough, wo zwei oder drei Pioniere ein armseliges Dasein fristen. Ihre Geschichte ist die der meisten Goldsucher. Sie fanden kein Gold und wurden Farmer. In den Schluchten findet man einige gute Häuser und die Hütten der Hirten. Erstere dienen den großen Squattern, wenn sie ihre Stationen besuchen, zur Unterkunft.

Auch hier ist der Fuß der Berge mit Tussock bedeckt. So wird das gelbe Gras genannt welches den Schafen zur Nahrung dient wenn es nicht von den Kaninchen verzehrt wurde. Dieses von England eingeführte Thier ist eine Geißel von Neuseeland geworden. Die Regierung betreibt seine Vertilgung mit großen Kosten aber bisher ohne Erfolg.

Die Kolonisten sind, mit Recht, stolz auf ihren Wakatipusee. Sie haben aber seine Schönheit zu viel besungen, und es scheint

mir, es ist ein Fehler ihn mit den Seen der Schweiz oder Oberösterreichs zu vergleichen. Dergleichen Uebertreibungen schaden mehr als sie nützen. In den vielen Beschreibungen welche ich las wiederholten die Verfasser, mit Ausnahme Trollope's, aus Gefälligkeit die Lobsprüche der Landesfinder. Unter dem Eindruck dieser glänzenden Schilderungen hier angekommen, fühlte ich mich etwas enttäuscht. Die Wirklichkeit blieb unter meiner Erwartung. Es fehlen hier der Vordergrund der Landschaft, die Vegetation, der Mensch und seine Wohnstätten.

17. October. — Ein langer Eisenbahntag. Die Gegend immer dieselbe. Weidegründe, durchfurcht von gelbblühenden Stechginsterhecken, bedeckt mit grünem und gelbem Grase. Die weißen Flecke sind Schafe welche unser Zug in die Flucht treibt. Am Horizont, hohe Berge, gelb an ihrem Fuße, weiß vom Gürtel bis zum Scheitel. Hier und da die Hütte eines Hirten: eine Thür, zwei Fenster, ein graues Eisendach; eine wie die andere. Dazu ein grauer Himmel. Selten ein blasser Sonnenblick. Die Hütten der Farmer d. h. der Pflanzler, mit ein paar aus Australien eingeführten Eucalyptus zur Seite, erfreuen das Auge, nicht durch den Reiz der landläufigen Bauart, sondern durch das Ansehen des Wohlstandes welches sie mit ihren Bewohnern gemein haben. Denselben Eindruck machen die Menschen welche man auf den Bahnhöfen trifft.

Um 7 Uhr abends Ankunft in Dunedin.

Der Bürgermeister und zwei der angesehensten Bewohner der Stadt, Mr. Gargill und Mr. Russell, welche von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt waren, hatten die Freundlichkeit uns am Bahnhofe zu empfangen und im Fernhill-Club unterzubringen.

18. October. Dunedin. — Die große Kutsche, in welcher uns der Bürgermeister durch die Stadt fährt um uns die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, wurde hier gebaut, errang einen ersten Preis in der Ausstellung von Sydney und gehört selbst zu den Merkwürdigkeiten Dunedins. Diese, sozusagen kaum geborene, junge Gemeinde ist bereits einer der wichtigsten Handelsplätze der Insel geworden, macht mit jedem Jahre sichtbare Fortschritte, theiligt sich an den verschiedenartigsten Unternehmungen und scheut vor keiner Schwierigkeit zurück. Ein junger Hercules der, in der Wiege, die Vernäische Schlange erwürgt.

Die Stadt bedeckt Thäler und Hügel und verliert sich am Ende zwischen Gärten, Gebüsch und Baumpflanzungen: die englische Eiche, der australische Eucalyptus, die Coniferen Californiens und die der Norfolkinsel. Die breiten, langen, schnurgeraden Straßen mit ihren hölzernen, eisengedeckten Häusern, erinnern mehr an Australien und Amerika als an England. Aber die menschlichen Wesen, welche man hier findet, sind unverkennbare Söhne des „alten Landes“, the old country, und, wenn ich mich nicht täusche, herrscht unter ihnen das schottische Element vor. Auch viele Deutsche gibt es hier. Letztere beloben sich sehr ihrer Beziehungen zu den Anglosachsen.

Mehrere schöne Kirchen, darunter die im Bau begriffene katholische Kathedrale welche uns der Bischof Msgr. Morand zu zeigen die Güte hat, ein Frauenkloster mit einer niedlichen Kapelle, das Stadthaus, das Museum, die Schulhäuser, und so viele andere stattliche Gebäude zeugen von dem wachsenden Wohlstande, dem Credit, und dem strebsamen Geiste dieser jungen Stadt welche vielleicht bestimmt ist einst die Handelsmetropole von Neuseeland zu werden.

Die Umgegend, ein Gemisch von schwellenden Hügeln und steil abfallenden Klippen, zwischen denen kleine Buchten durchschimmern, während sich am Horizont der Meerespiegel aufrollt, bildet einen anmuthigen Rahmen dieses Gemäldes der Thätigkeit und des Erfolgs.

19. — 23. October. Christchurch. — Abreise auf der Eisenbahn um 8 Uhr morgens. Sie führt an dem Hafen von Dunedin, Port Chalmers, vorüber. Einige Dreimaster rollen an ihren Ankern. Kleindampfer kommen und gehen. Am Strande herrscht bewegtes Leben. Die Bahn folgt dem Ocean auf dem Kamme der Klippen welche hier, 50—60 Fuß hoch, senkrecht in das Meer stürzen. Die Dunediner vermeiden die Stelle. Man hat sie „Blauhäute“ genannt, weil die Furcht die Reisenden blau färbt. Der Zug verläßt nach einiger Zeit den Meeresstrand, überschreitet niedere Hügelzüge, durchheilt grünes Weideland mit gelben Hecken, versprengt unzählige Schafe, ladet Passagiere ein und ab, alle wohlgenährt, anständig gekleidet, wohlhabigen und ehrbaren Ansehens.

Weiter nördlich setzt die Bahn nahe bei seiner Mündung über den Waitaki welcher die ehemaligen Provinzen Otago und Canterbury scheidet. Mittlerweile hatten wir uns den hohen, bis tief herab beschneiten Bergen der Westküste genähert.* Um 8 Uhr abends trafen wir in Christchurch ein, und wurden am Bahnhofe von zwei Deutschen empfangen, dem Bürgermeister und dem Professor von Haast. Diese Herren bewirtheten uns in dem nach der Stadt benannten Club welcher sich in Neuseeland eines besondern Rufes erfreut.

Die Clubs in den englischen Colonien zeichnen sich durch ihre praktischen und bequemen Einrichtungen aus. Will man eine Stadt besuchen, so wird ein Freund derselben hiervon im vorhinein benachrichtigt. Er sorgt sodann dafür daß der Ankömmling sich direct vom Bahnhof nach dem Club begeben kann, wo er ein kleines, einfach eingerichtetes Schlafgemach, ein gutes Bett und einen trefflichen Waschapparat findet. Die Küche ist immer gut und zuweilen ausgezeichnet. Im Lesezimmer findet man, außer den für Fremde wenig anziehenden Local-

* Mount Cook, der höchste der Insel, erhebt sich 12350 (englische) Fuß über das Meer.

blättern, die hervorragendsten englischen Journale. Telegramme werden, sogleich nach ihrem Einlaufen, angeschlagen. Die Gesellschaft besteht aus den Notabeln der Stadt und ihren am Lande lebenden Freunden.* (Weniger werden die Gasthäuser gerühmt. Ich kann hierüber nicht urtheilen da ich, dank neuseeländischer Gastfreundschaft und der Zugänglichkeit der Clubs, das Innere eines Hotels nicht gesehen habe.)

Der Bürgermeister opfert seinen Morgen um uns die Stadt zu zeigen. Aus Kurhessen gebürtig, kam er als Bäckergehilfe hier an, verlegte sich auf Landwirthschaft, errichtete eine Mühle und lebt jetzt von seinem redlich erworbenen Einkommen. Trotz seines fremden Ursprungs wurde er zum Vorstand einer Gemeinde erwählt welche hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, aus Engländern besteht. Ein, wie mich dünkt bedeutungsvoller Umstand; jedenfalls bezeichnend für die zwischen Colonisten verschiedener Nationalität bestehenden guten Beziehungen.

In einer weiten Ebene gelegen, im Südosten von seinem Seehafen, Littleton, durch eine niedere Hügelkette getrennt, trägt Christchurch, obgleich auch im rechtwinkligen Colonialstil angelegt, das Gepräge einer echt englischen Stadt. In ihrer Mitte erhebt sich die anglikanische Kathedrale, ein noch unvollendeter gothischer Bau. Die Häuser sind alle von Holz und die Zwischenwände im Innern mit einer Schicht Gips überzogen. Sie sollen sehr wohnlich sein. Man sieht nur wenig obere Stockwerke. Die meisten Häuser bestehen aus einem Erdgeschoß und liegen in kleinern oder größern Gärten, oder doch zwischen und hinter einer schönen Baumgruppe. Die Universität, ein Prachtbau, erinnert an Cambridge und Oxford. Eigentlich kann man sagen daß diese beiden Sitze der Wissenschaft der Stadt ihr Gepräge aufgedrückt haben. Feine Sitten und geistige Bildung werden den Einwohnern wie es scheint mit Recht nachgerühmt.

* Die Preise sind außerordentlich niedrig: 10—12 Schillinge für den Tag, Wohnung und Nahrung.

Man findet hier mehrere schöne Kirchen, Schulen und andere stattliche Gebäude.

Die Umgebung der Kathedrale ist das belebteste Stadtviertel, aber, wenige Schritte davon, verwandeln sich die Gassen in lange von Baumreihen oder grünen Hecken eingefasste Avenuen. Der Reichthum an Laub bildet einen der Reize dieser Stadt, welche vor dreißig Jahren nicht einen Baum besaß. Je weiter man sich dem Mittelpunkte entfernt, je mehr hüllen sich die Wohnhäuser in grüne Schleier. Die Stadt ist ein Garten geworden. Noch ein paar Schritte weiter, und, ohne sie zu verlassen, befindet man sich am Lande. Ohne die Ti, welche man noch in einzelnen Exemplaren hier und da sieht, würde man sich in England glauben. In diesen Stadttheilen hat alles Geschäftstreiben aufgehört. Man sieht nur Kinder mit ihren Wärterinnen. Die Männer sind im Comptoir oder in den Schulen, die Frauen in ihrem Hause beschäftigt. Nur die Kinder genießen der Freiheit, und diese Freiheit scheint unbegrenzt; sie blicken ruhig in die Welt, nicht ohne einen etwas spöttischen Ausdruck, jedenfalls wie kleine Wesen welche nichts aus der Fassung bringt und nichts wundernimmt. Das Nil admirari bildet überhaupt einen Hauptzug des Demokraten, wie er sich in den Colonien entwickelt hat.

Es ist Sonntag, und die katholische Kathedrale mit Irländern angefüllt. Nach der Messe sagte mir der Pfarrer, daß, als er vor achtzehn Jahren hier die Seelsorge übernahm, seine Pfarre aus 16 Individuen bestand. Heute zählt sie an 5000. Diese Zunahme rührt nicht von Befehrungen her, sondern ist die Folge der irischen Einwanderung. Wenn Missionar genannt wird wer den christlichen Glauben verbreitet, gehören der Irländer und sein Eheweib, soweit es sich um die Fortpflanzung der katholischen Religion handelt, zu den thätigsten Missionaren der Christenheit.

Aber Christchurch hat ein speciell anglikanisches Gepräge, besonders heute und um diese Stunde, an einem ruhigen Sonn-

tagnachmittag, a quiet sunday afternoon. Morgens Glockengeläute, abends feierliche Stille und tiefe Einsamkeit. Ausgenommen einige Männer und Frauen im Sonntagsanzug, unterwegs nach den Kirchen wo der Abendgottesdienst stattfindet, besitze ich die Gassen für mich allein. Ich schlendere unter schönen Baumreihen, gehe Worcester-Street auf und nieder und glaube mich in der Umgegend einer alten englischen Cathedralstadt. Diese Täuschung wiederholt sich unaufhörlich. Sind dies wirklich die Antipoden?

Bisher habe ich nicht einen Eingeborenen gesehen. Man sagt mir ich werde deren auf der Nordinsel finden. Die Wahrheit ist aber daß die Māori verschwinden. Warum? Erstlich, erwiderte man mir auf diese Frage, in Folge der Annahme der europäischen Tracht. Niemand hat sie dazu gezwungen. Aber, wie die Japaner, fühlen sie das Bedürfniß unsere Sitten und Gewohnheiten nachzuäffen. Seit sie sich in europäischer Weise kleiden, legen sie niemals ihre Gewänder ab, selbst nicht während der Nacht. Die Folge ist daß sie sich, beim Ausgehen in der Morgenfrische, Erkältungen und Lungenkrankheiten zuziehen. In der Umgegend der Goldgruben, wo die Europäer zusammenströmen, werden die Weiber von früher unbekanntem Krankheiten befallen die sie nicht zu behandeln wissen. Viele sterben elendiglich, und Kinder bringen die Keime des Uebels auf die Welt. Die größten Verheerungen, endlich, verursachen die geistigen Getränke.

Coof fand hier nur Vögel, nicht Ein vierfüßiges Thier. Die Ratten und Schweine welche dormalen hier existiren sind die Abkömmlinge von Thieren welche der Weltumsegler auf seinen Schiffen mitgebracht hatte. In dem Museum, dessen Gründer und Vorstand Dr. von Haast ist, sieht man Vögel, deren Gattung noch vor zehn Jahren sehr gemein war, und welche heute äußerst selten geworden sind. Andere, wie die Moa, sind vollkommen verschwunden. Nur die Kea, ein grüner Papagai, widersteht. Sie ist die Geißel und der Schrecken der Schafe, an deren

Rücken sie sich klammert um die Nieren der armen Thiere zu fressen. An den Ufern des Wakatipu-sees und anderwärts beträgt die Zahl seiner Opfer an 10 Procent.

Auch die Pflanzenwelt, sowie die belebte Natur, leidet durch die Berührung mit den Weißen. Das Rindvieh und die Schafe, ursprünglich aus England importirt und jetzt, in immer größerer Zahl, im Lande gezogen, verzehren die Pflanzen bevor diese ihren Samen verbreitet haben. Sie zerstören auch das Unterholz welches die Wurzeln der großen Bäume beschützt. Infolge dessen dringt der Wind unbehindert in die Wälder und vertrocknet den Boden. Der nöthigen Feuchtigkeit, beraubt sterben die Bäume.

Die Māori kennen das Loß das ihrer harrt. Das einheimische Gras, der gelbe Tussock, verkommt wenn auf demselben Grundstücke grünes, englisches, Gras gesäet wird. Daher sagen sie: „Green grassy English, tussock Māori.“ Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen des Landes werden verdrängt durch Menschen, Thiere und Pflanzen die aus Europa kommen. Diese Metamorphose vollzieht sich mit wunderbarer Raschheit. Ein neues England entsteht. Der Māori, die Mōa, der Ti verfallen der Vergangenheit und werden bald der Sage angehören. Wer weiß ob künftige Geschlechter sie nicht für einen Mythos halten, ob irgendein Zukunftsprofessor von Christchurch nicht beweisen werde daß es niemals einen Māori gab?

Heute Nachmittag ist große „Procession“; d. h. der Avon, ein zwischen Trauerweiden, Gärten und Landhäusern sich schlängelndes Flößchen, wird von einer langen Reihe von Rähnen befahren. Die Fenster und Balkone sind mit Damen dicht besetzt, jungen und alten, in einfachem kleinbürgerlichen Anzuge. Die Männer stehen am Rande des Wassers. Ein bukolisches Schauspiel welches an die Alma mater im „alten Lande“ erinnert.

Ein wahres Kleinod ist Islum, der Wohnsitz eines Sohnes

des Erzbischofs von Christchurch Dr. Harper. Haus, Garten, Bäume, Blumen und der Fluß, mit Inbegriff der freundlichen Bewohner, bilden ein echt englisches Stillleben.

Ich habe hier sehr angenehme Bekanntschaften gemacht, darunter einige Familien welche in der ersten Zeit eingewandert sind und die Anschauungen und Gefühle derselben bewahrt haben. Letztere verflüchtigen sich wie die Māori. Dem Professor von Haast bin ich zu besonderm Danke verpflichtet. Er ist der würdige Nachfolger des österreichischen Gelehrten, Professor Hochstetter, dessen wissenschaftliche Forschungen zur Kenntniß der Hülfquellen dieser Inseln wesentlich beitrugen. Auch hat er in der Colonie ein gutes und dauerndes Andenken hinterlassen.

Am frühen Morgen Aufbruch nach Waitavi, jetzt dem Terminus der Bahn welche Christchurch mit Nelson verbinden soll.

Wir nähern uns der doppelten hohen Gebirgskette, dem Rückgrat der Südinself. Der Morgen ist schön und die Luft erquickend. Die Sonne vergoldet die mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Zinken der Berge und färbt mit rothigen Tinten den Fuß dieser Riesen. Um uns die gewöhnliche Landschaft: eine weite Ebene, orangefarbige Hecken, graugelber Tuffsock, saftgrünes englisches Gras, und flüchtende Schafheerden.

Der Eigenthümer des „Run“ erwartet uns am Bahnhofe. Er mag ein vorgerückter Fünfziger sein und ist der Typus des englischen Gentleman von altem Schlage. Er hat in der Armee weiland der Ostindischen Compagnie gedient. Seine Frau ist Engländerin, die Kinder sind Māori, wie man die im Lande geborenen Weißen im Scherz zu nennen pflegt. Der Herr besitzt 70000 Schafe und gehört also zu den größern Squatters. Den Grund hält er in freiem Besitz, Freehold.

Der Run erstreckt sich über eine von Hügeln umrahmte und

durch zwei Flüsse bewässerte Ebene. Eine vereinzelt Anhöhe gestattet den Blick auf das Hochgebirge. Als wir heute Morgen Christchurch verließen, glichen diese Kolosse Wölkchen am fernen Horizont. Jetzt steigen sie, scheinbar nahe, in den Himmel empor. Es ist eine schöne Landschaft aber sie macht den Eindruck der Einsamkeit. Wer hier seine Hütten baut, muß von den eigenen Kräften eine hohe Meinung haben, denn er kann auf keine menschliche Hülfe zählen.

Am Fuße des eben erwähnten Kegels, mitten in einer Baumschule: Fichten, Eichen, Pappeln, steht das gut eingerichtete und wohlgehaltene Wohngebäude.

Die Tochter und eine Freundin, zwei junge gebildete Mädchen, trugen das von ihnen, mit Hülfe der Frau vom Hause, bereitete Mittagsmahl auf. Hier verrichtet jedermann Handarbeit. Diener sind beinahe nicht aufzutreiben und, wenn so bleiben nicht. Es gibt aber vielleicht noch tiefer liegende Gründe. Das Gemeinwesen hierzulande ist von Gentlemen begründet worden, aber diese Gentlemen wurden allmählich durch Männer aus dem Volke von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verdrängt. Es ist daher natürlich daß letztere der neuen Gesellschaft ihren Stempel aufdrücken. Wahrscheinlich werden sie sich, im Laufe der Zeit mit dem erworbenen Besitz auch den Geschmack der höhern Klassen aneignen. Man wird sie dann neue Reiche, nouveaux riches, nennen, aber allmählich werden sie die Muße welche der Reichthum gibt würdigen lernen, und so dürfte die neuseeländische Gesellschaft des 20. Jahrhunderts mit der unsers alten Europa manche Aehnlichkeit darbieten. Aber mittlerweile gibt es hier nur Menschen die mit ihren Händen arbeiten. Die Mitglieder der Aristokratie und der Gentry bewahren die geistige Richtung, die Traditionen und die Manieren ihrer Klasse. Handarbeit erniedrig niemals. Alle Jahre, an einem gewissen Tage und in einem gewissen Tempelgrunde, führt der Kaiser von China den Pflug. Wenn der Kaiser von Brasilien seinen Wagen am Bahnhofe, oder sein Nachtschiff im

Hafen besteigt, liebt er es seine Reisetasche und sein Plaid selbst zu tragen. Eine feinen weißen Unterthanen gegebene Lektion, weil sie sich einbilden Handarbeit sei Sache der Schwarzen und entehre den Weißen. Dom Pedro II. will sie eben wieder zu Ehren bringen, was in einem Sklavenstaate kein Leichtes ist. Hier, fürchten Edelleute nicht durch Handarbeit ihren Stamm- baum zu schädigen. Man hat schwierige Hände. Wie sollte dies nicht sein, da man die Schaufel führt? Man ist sonner- brannt, wenn man den ganzen Tag den Busch ausgerodet oder Viehheerden gehütet hat. Dies verhindert aber nicht, vom Felde oder von den Hürden heimgekehrt, sich zu waschen, eine sorgfäl- tige Toilette zu machen und an der Tafel der höchstgestellten Personen ein Gedeck zu finden. „Sehen Sie sich diese beiden Männer an“, sagte mir der Squatter auf einem Spaziergange durch sein Gebiet. „Es sind Gentlemen, wie Sie an ihrer Hal- tung mehr als an ihrem Anzuge erkennen werden. Es sind Croppers. Darunter versteht man Folgendes: der Eigenthümer einer Station verpachtet für einen sehr geringen Preis auf zwei Jahre ein Stück unbebauten Landes. Der Pächter übernimmt die Verpflichtung dasselbe auszuroden und mit Getreide zu be- säen. Nach Ablauf der zwei Jahre, nimmt der Eigenthümer das Land zurück, baut englisches Gras darauf und verwandelt es dergestalt in Weidegrund. Wenn der Cropper, der ein Pferd und das nöthige Werkzeug besitzen muß, ein nüchterner, thätiger, dem Spiel nicht ergebener Mensch ist, und wenn er nicht be- sonderes Unglück hat, in Folge schlechten Wetters oder Sinkens der Getreidepreise, so kann er innerhalb der zwei Jahre auf einen Reinertrag von 800—1000 Pfd. St. rechnen, und, fährt er in derselben Weise fort, in sieben bis acht Jahren die zum Kauf einer kleinen Station nöthige Summe ersparen. Dies alles aber nur in der Voraussetzung daß er selbst arbeitet. Wenn er Arbeiter miethet, muß er zu Grunde gehen.“

Hinter einer Hecke, halb im Grase versteckt, lagen zwei Ge- sellen von wenig einnehmendem Außern. Ich wäre ihnen nicht

gern allein im Walde begegnet. „Es sind“, sagte mir mein Begleiter, sundowners, Leute die den Sonnenuntergang abwarten und dann in einer Station vorsprechen um Abendbrot und Unterkunft für die Nacht zu erbitten. Dies wird, nach Eintritt der Nacht, nie verweigert, aber nie zugestanden solange die Sonne am Himmel steht.“

In einiger Entfernung vom Hause befinden sich die Schafhürden und die Vertlichkeiten in welchen die Schaffschur vorgenommen wird. Es ist eine wichtige Epoche im Jahre, welche mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit, also im nächsten Monat, beginnt. Unser Wirth verwendet zu dieser Arbeit, welche sechs Wochen dauert, 120 Männer. Die Scherer, 36 an der Zahl, erhalten 1 Pfd. St. Tageslohn. Alle werden auf der Station genährt. Wir trafen dort bereits den Koch, einen italienischen Schweizer, eifrig beschäftigt sein Geschirr in Ordnung zu bringen. Im Hause des Besitzers kochen seine Frau und Tochter, die Arbeiter werden von einem Koch bedient. Wie sonderbar! Aber die Leute sind da um die Schafe zu scheren und nicht um sie zu braten.

Ich sah prachtvolle Thiere, alle Abkömmlinge von sächsischen Merinos. Für die Böcke werden sehr hohe Preise gezahlt.

Diese Squatter führen ein einsames Leben. Die im Bau begriffene Eisenbahn wird allerdings manchen Vortheil bringen, manche Entbehrung und manche Gefahr beseitigen; aber es gehört doch ein gewisser Muth dazu seine Wohnstätte in diesen Einöden aufzuschlagen, fern von jeder unmittelbaren Hülfe, und abgeschnitten von allem geselligen Verkehr. Indes, es scheint der Mensch gewöhnt sich leicht an diese Lebensart; er liebt die weiten Horizonte und den beständigen Kampf mit der Natur, und kehrt, wenn die Stunde des Scheidens schlägt, nur mit Widerstreben zurück in den Schoß der gesitteten Welt.

III.

Die Nordinsel.

Vom 25. October zum 12. November 1883.

Wellington. — Picton. — New-Plymouth. — Kawhia. — Auckland. —
Die heißen Seen. — Politische Uebersicht.

Bei sinkender Nacht verließen wir in einem kleinen Dampfer den Hafen von Christchurch, Namens Littleton, ungefähr sieben Meilen von der Stadt entfernt. Am nächsten Tage fand uns die aufgehende Sonne am Eingang der Meerenge welcher Cook seinen Namen gab. Seit ich in den australen Gewässern schiffe, ist mir dieser merkwürdige Mann immer gegenwärtig. Es ist fabelhaft wie viele neue Länder er entdeckt, wie viele unbekannte Meere er befahren, welchen Schwierigkeiten er getrozt, welche Gefahren er bestanden hat. Die Neuseeländer haben den Helden unter die Götter versetzt. Ein verschleierter Olympier, den irdischen Blicken entrückt, lebt er fort in der Erinnerung und der Einbildungskraft der Sterblichen.

Vor uns steigen, wie in der Luft schwebend, die hohen Berge von Kaikura empor.* An ihrem Fuße kriecht eine verworrene Kette von niedern gezackten Hügelzügen, mit Ausnahme

* Auf der Südinsel, am südöstlichen Eingange der Cook'schen Meerenge erhebt sich der Pik von Kaikura 9700 Fuß, der des Looker-on 8300 Fuß über den Meerespiegel.

einiger gelber Grasflecke, jeder Vegetation vollkommen bar. Eine Fata-Morgana, oder ein Kaleidoskop: die Farben verschwimmen, scheiden und begegnen sich. Wenn der Blick, von der unruhigen, schäumenden, unwirthbaren See abgewendet, sich langsam erhebt, durchläuft er die Stufenleiter eines wundervollen Farbenschmelzes: Unten Safrangelb mit rosigem Tönen, darüber Tiefblau, Azurblau, Bläßblau wie Opal. Bei den Firnen der Gletscher angelangt, vermag er es kaum sich von dem entzückenden Schauspiele loszureißen. Es sind Diamanten die in der Morgen Sonne glänzen, am matten Hintergrunde des perlfarbigen Firmaments. In der entgegengesetzten Richtung ahnt man die niedern Ufer der Nordinsel. Als landschaftlichen Reiz — die Fanatiker des Wakatipusees mögen mir dies verzeihen — habe ich in Neuseeland bisher nichts Aehnliches gesehen.

Wellington, wo wir gegen Mittag ankommen, liegt im Innern einer kleinen Bucht. Daher kein Meereshorizont, und die Täuschung eines Landsees. Die Ufer sind theils bebaut, theils bedeckt sie der Urwald. Die Hauptstraße, ausnahmsweise nicht schnurgerade, läuft einigen mit Häusern und Gärtchen besäeten Hügeln entlang. Es ist eine niedliche kleine Stadt, wegen der häufigen Erdbeben ganz und gar aus Holz gebaut. Vielleicht wird die Bezeichnung „klein“ die Empfindlichkeit der Einwohner erregen, welche mit Recht von der amtlichen Hauptstadt der Colonie eine hohe Meinung haben. Christchurch auf der Süd-, Auckland auf der Nordinsel besäßen eigentlich mehr Anspruch auf diese Ehre. Wellington wurde seiner centralen Lage wegen zur Hauptstadt gewählt. Man ließ mich hier die Paläste des Gouverneurs und der Legislatur, und insbesondere ein ungeheures Gebäude bewundern in welchem die Staatsarchive und das Arbeitspersonal sämmtlicher Ministerien untergebracht sind. Die Wellingtonianer sind auf diesen Bau sehr stolz. Ueberall liebt man ein Unicum zu besitzen, aber nirgends mehr als in den Colonien. Dieser Tempel der Bureaokratie ist ein Labyrinth von großen und kleinen, sehr gut und zweckmäßig eingerichteten

Gemächern, und ich frage nur wie es möglich ist die nöthige Anzahl von Beamten aufzutreiben um alle diese Kanzleien zu bevölkern, und die nöthige Beschäftigung zu finden für diese Menge glücklicher Sterblicher in deren Händen die Geschicke Neuseelands ruhen. Aber je mehr ich die Colonien bereise, je mehr ich mich in dieser neuen Welt umsehe, um so klarer wird mir daß der Mensch überall, mehr oder minder, sich gleich bleibt und die Empleomania bureaucatica unter allen Himmelsstrichen gedeiht.

In diesem großen Regierungs-Phalanstère, von dem Post- und Telegraphenminister Oliver geleitet, hatte ich die Ehre die meisten seiner Collegen kennen zu lernen. Auch im Club, wo ich wohne, finden sie sich zu den Mahlzeiten und abends ein. Den Gegenstand der Unterhaltung bilden die Kämpfe zwischen der demokratischen Volkspartei und dem aristokratischen Element, zwischen dem „Mob“ und den „Gentlemen“, wie die einen sagen, zwischen dem Volk und den „Landskarks“ nach der Ausdrucksweise der Leute aus der untern Klasse. Wer wird Besitzer von Grund und Boden sein? Dies ist die Frage. Ein deutscher Kaufmann, ein hier sehr angesehener Mann, sagte mir: „Bisher behaupten wir unsere Stellung. Und diese Stellung ist die erste. Natürlich nehmen wir die nouveaux riches gern am Fuße der Gleichheit in unserer Mitte auf, aber nur in der Voraussetzung daß sie auf ehrlichem Wege reich geworden sind.“

So verstrichen zwei angenehme Tage im Umgange mit gescheitern und zum Theil gebildeten Männern. Dann, nachdem ich mich von meinem jungen Oronian, der hier bleibt, mit Leidenschaft getrennt hatte, trat ich die Reise nach Picton an. Das Städtchen ist auf der Nordspitze der Südinself, in einer engen Bucht gelegen, ich möchte sagen in einem norwegischen Fjord. Was diesen Landschaften immer fehlt ist der Mensch. Daher das den Reisenden beschleichende Gefühl der Einsamkeit sobald er die Städte verlassen hat. In den Berghalden gibt es wol einige Mäorihütten. Einige dunkle Gestalten stehen hier und da auf

den Klippen und Felsblöcken mit welchen hier das Meer besäet ist, ein Meer tief genug um den größten Schiffen die Fahrt hart am Ufer zu gestatten, wenn es hier überhaupt Schiffe gäbe. Hügel von bedeutender Höhe, mit grünem Grafe bedeckt, umrahmen die Bucht. Zu beiden Seiten erschließen sich dämmernde Schluchten zwischen den senkrecht abfallenden Felsuferu. Man sagt mir daß diese hohen Terrassen prachtvolle Weidegründe mit zahlreichen Schafsheerden auf ihrem Scheitel tragen.

In Nelson habe ich das Vergnügen den Gouverneur der Colonie, Sir William Searles zu treffen.

Die Stadt liegt im Hintergrunde einer kleinen gegen den Ocean geöffneten Bucht, und gewährt einen lieblichen Anblick. Den hohen Kupferbergen kehrt sie den Rücken. Im Grunde ist sie, mit Ausnahme des kleinen Geschäftsviertels, nur eine Gruppe von Cottages und englischen Gärten, welche das grüne Berggelände hinaufsteigt. Die Einwohner haben sich meist von den Geschäften zurückgezogen und leben von ihren Renten oder, wenn sie Beamte waren, von ihrer Pension. Keine Spur von Bewegung. Tiefe Ruhe herrscht über Pensionopolis, im grellen, meinem Gefühle nach, angenehmen Gegensatze zu dem lärmenden Getriebe der großen Handelsstädte. Ich sah in den Colonien so viele denen der Drang und das Bedürfniß Geld zu machen auf die Stirn geschrieben ist, daß mir Menschen welche, wie hier, nur ausruhen und genießen, wie Wesen höherer Art erschienen. Man ließt das dolce far niente auf ihren zufriedenen, sorglosen, ein wenig schläfrigen Gesichtern. Sie verlangen nichts als daß man sie in ihrer Ruhe nicht störe, daß man sie der Schatten ihrer Gärten, der sanften lauen Lüfte ihrer Bucht, unter einer meist halb verschleierten Sonne genießen lasse. Vielleicht sehen sie auch so glücklich aus weil sie dem Götzendienste des goldenen Kalbes entzagt haben.

Als nachmittags der Gouverneur, mit dem ich die Reise fortsetze, sich nach dem Hafen begab, war die Gasse durch die wir fuhren mit wohlgekleideten Menschen erfüllt. An ihrer

Spitze stand der anglikanische Bischof. Ich hörte niemals ein so begeistertes *Hep, Hep, Hep, Hurrah!* Die Zufriedenen sind immer den leitenden Gewalten zugethan. Die lächelnde Menge setzte ihre Zurufe fort lange nachdem unser Schiff den kleinen Hafen verlassen hatte, und wir vernahmen noch die durch die Entfernung gedämpften Töne als ein zauberhafter Sonnenuntergang, dessen wir bereits auf hoher See genossen, den Bezeugungen britischer Loyalität ein Ende machte.

Wir steuern an der Westküste der Nordinsel dem Lande *Taranaki* entlang, einst dem Schauplatze der Kriege mit den *Māori* und überdies berühmt wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, hinter welcher selbst die der gesegneten Provinz *Canterbury* zurückbleibt. Der eisenhaltige Sand am Strande ist schwarz. Eine amerikanische Gesellschaft hat hier Eisenwerke, nach einem neuen System eingerichtet.

Um die Mitte des Tages erschollen neue *Hep, Hep, Hurrah!* von der Küste her. Wir sind vor *New-Plsmouth*, in einiger Entfernung von der Stadt angekommen; und werden in einem stattlich geschmückten Korbe an das Land gehißt. Der Gouverneur besichtigt die Arbeiten am neuen Damm, empfängt die Spitzen der Behörden, vernimmt und beantwortet die an ihn gerichteten Anreden und besteigt sodann mit seinem Gaste einen vierspännigen *Phaethon*. Die Reitknechte sind als *Postillone* von *Longjumeau* gekleidet. *Piqueurs* umgeben das leichte elegante Fuhrwerk. Eine lange Reihe von Equipagen und Reitern folgen dem Wagen des Gouverneurs. Man nennt dies hier eine *Procession*. Sie hat zwei Meilen zurückzulegen ehe sie die Stadt erreicht, an deren Eingang der Repräsentant der Königin von den verschiedenen Körperschaften mit vorangetragenem Fähnlein feierlich empfangen wird. Ein Offizier der Colonialtruppe, dessen weißen Helm ein rother Federbusch beschattet, die Beine in ungeheuern Stiefeln steckend, reitet an der Spitze des

langen Zuges, sorgt für freie Passage, und stimmt von Zeit zu Zeit sein *Hep, Hep, Hurrah!* an, welches Tausende von Stimmen mit Begeisterung wiederholen. Diese Scene hatte übrigens nichts Komisches. Im Gegentheil, das Ganze war anständig, feierlich, aber eigenthümlich und naturwüchsig. Die Männer sahen ernst und nachdenklich aus. Man konnte errathen daß ein jeder ein Anliegen hatte. Wir sind hier nicht in Nelson welches nur Eins wünscht: in Ruhe gelassen zu werden; sondern in New-Plymouth, einer Stadt voll von Jugend, überströmender Thatkraft, voll von unbestimmtem Sehnen und Trachten, von Hoffnungen deren Erfüllung unmöglich ist, welche sie aber verwirklichen wird, dank ihrer Willenskraft, ihrer Berwegenheit, ihrem naiven Glauben an das Glück. Ueberall in den Colonien findet man diese geistige Stimmung, aber, wie mir scheint, nirgends mehr als hier.

Der Zug hielt im Mittelpunkte der Stadt neben einer öffentlichen Schule. Um besser vernommen zu werden, sprach Sir William am Vock des Wagens stehend. Ich konnte den Eindruck der Rede auf den Gesichtern der Menge lesen welche den kleinen Platz, die einmündende Gasse, die Fenster und Hausdächer erfüllte. Unerachtet einer sengenden Sonne, hatten die Männer das Haupt entblößt und es war ein glücklicher Gedanke des Gouverneurs daß er seinen Speech mit der „*Motion*“ begann, jedermann möge sich bedecken. Hierauf folgten artige Bemerkungen, Rathschläge, Lobsprüche, Zusagen, letztere allerdings etwas allgemein. Aber die Wirkung der Rede war überwältigend, und die Stadt bewahrte den Tag über und bis tief in die Nacht ihr feierliches Aussehen.

Rings um New-Plymouth bekleiden frische Wiesen die wellenförmige Ebene über welche Stechginster und blühendes Heidekraut gelbe und rosenfarbige Tinten verbreiten. Mount Egmont (8200 Fuß) der Aetna der Antipoden, weiß vom Scheitel zur Zehe, beherrscht die Stadt.

Mitternacht war vorüber als ich mich von Sir William Jervois verabschiedete um die Reise, diesmal in Begleitung des

ersten Ministers, Major Atkinson, fortzusetzen. Die Abfahrt von New-Plymouth war weniger glänzend als die Ankunft. In der dunkeln Nacht irrten die soeben genannte hohe Persönlichkeit und sein Begleiter geraume Zeit am Strande umher, vergeblich ihr Schiff, die Henemoa suchend. Endlich stießen sie auf einige Fischerleute die sie an Bord brachten.

Heute Morgen, um 6 Uhr, ging der kleine Dampfer im Hafen von Kawhia vor Anker. Kawhia gehört zum „Königslande“, d. h. zu dem unabhängigen Gebiete des Königs der Māori. Die Stellung dieses, zur Zeit der Liga von Taranaki, erwählten Königs ist eine unklare. Es thut mir leid, zur Steuer der Wahrheit, bekennen zu müssen daß Tawhao keines sehr guten Rufes genießt. Meine Achtung für die Größen dieser Erde verhindert mich hier die Schilderung wiederzugeben die ich von diesem Gelegenheitskönige vernommen habe.

Die Colonialregierung scheint sich mit der Absicht zu tragen seinem Königreiche ein Ende zu machen, nicht mit Gewalt, sondern mit moralischen Mitteln, mezzi morali. Den Beginn machte sie mit der Besitzergreifung eines Bah, oder Kampfplatzes, wo ein Gensdarmarieposten errichtet wurde. Am Fuße des Bahs soll eine Stadt gebaut werden auf einem dem Könige abgekauften Grundstücke. Zunächst werden dort ein Zollhaus, ein Telegraphenamnt und ein Postamt eingerichtet. Sofort wird die Menge herbeiströmen, und ehe einige Jahre verstrichen sind, dürfte auf diesem jetzt wüsten und einsamen Strande eine blühende mit Auckland wetteifernde Handelsstadt stehen. Große Erwartungen knüpfen sich an dies Project.

Verschiedene Umstände scheinen sie zu rechtfertigen. Kawhia liegt Sydney, und mithin England, näher als Auckland. Die Seereise würde um 600 Meilen abgekürzt. Nach Beendigung der Eisenbahn zwischen Wellington und Kawhia wird die europäische Post der Nordinsel von hier aus befördert werden.

In der Nähe befinden sich bedeutende Kohlenlager. Die Schiffe welche in Auckland 15—20 Schillinge zu zahlen haben, werden sie hier für 7—10 Schillinge laden können.

Hinter Kawhia erstreckt sich das den Weißen verträglich verschlossene Königsland weit in das Innere. Um jeden Preis muß es eröffnet werden: der Civilisation, der Bodenkultur und vor allem der Speculation, d. h. dem Länderschacher.

Auckland würde, wenn sich diese Entwürfe verwirklichen, bedeutend verlieren und setzt daher in Wellington alles in Bewegung um den Plan zu vereiteln. Aber die meist unwiderstehliche Macht der Dinge scheint Kawhia zu begünstigen.

Ich betrat den, noch vor einem Monate vom europäischen Standpunkte aus jungfräulichen, Boden in Begleitung des Premier und des Generalcommandanten der Colonialgensdarmarie, Obersten Readon. Ein grünes Land, smaragdgrün wie Irland. Am Strande stehen einige Māorihütten und einige prachtvolle heilige Bäume, Bäume die tabu sind. Ich habe ihren Māorinamen vergessen; den botanischen konnte man mir nicht nennen. Einige Eingeborene saßen, in ihr Plaid gehüllt, auf den Fersen ohne uns eines Blickes zu würdigen. Stehen diese Leute aufrecht so bewundert man die hohen und schlanken Gestalten. Aber in der kauenden Stellung sehen sie wie Kinder oder Zwerge aus.

Ein steiler Pfad führt zum Lager hinauf. Der Commandant, ein fröhlich aussehender Mann mit den Manieren eines Gentleman, war überglücklich weil wir ihm für einige Stunden seine Frau und seinen Knaben gebracht hatten. Da die Postdampfer hier nicht landen, befindet sich Kawhia dormalen noch außerhalb der civilisirten Welt. Der Commandant und seine Mannschaft leiden daher zuweilen auch Mangel an Mundvorrath.

Vom Pah aus betrachtet, gleicht die Bay einem Landsee. Im Norden erheben sich wilde, zerklüftete Bergmassen zu bedeutender Höhe. Die Bucht scheidet uns von ihnen. Kein Segel belebt sie. Hier und da zeigt sich ein ausgehöhlter Baumstamm von einem oder zwei Māori gerudert. Tiefes Schweigen ruht

über der weiten glatten Wasserfläche in welcher sich Land und Himmel spiegeln.

Wir hatten den Meerbusen eben verlassen als uns ein phantastisches Schauspiel überraschte. Leichte, wie der Himmel, azurfarbige Nebelschleier verhüllen die Küste, und in der Mitte des blauen Vorhanges, hoch oben in den Lüften schwebend erscheint der weiße kegelförmige Krater des Mount Egmont. In gerader Linie trennen uns 80 Seemeilen von dieser magischen Erscheinung. Dergleichen sieht man doch nur in Neuseeland.

Der Dampfer kommt hart an einem kleinen Eilande vorüber. Es ist weiß wie Schnee und heißt darum White-Island. Vögel haben ihm Farbe und Namen gegeben. Wir gewahren eine Unzahl dieser Bewohner der Lüfte und der Wasser. Ihre Eier brütend, sitzen sie unbeweglich in dichtgedrängten Reihen. Der Kapitän des Dampfers, der jahraus jahrein dieses Meer befährt, macht uns mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt. Der große Reiz der Reisen in fernen Landen liegt, sollte ich meinen, darin daß man jeden Tag irgend etwas Neues, Sonderbares, Räthselhaftes sieht oder hört oder erlebt. Das interessanteste Object bleibt aber immer der Mensch. Dieser Seemann, von Geburt ein Canadier, der alle Meere befahren hat, gehört jener Klasse von Abenteurern an welche, je nach ihren natürlichen Anlagen und der Einwirkung des Zufalls, sich zu Freibeutern oder Helden entwickeln. Der Ocean und unbekante Küsten sind der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Meistens leben, wirken, sterben sie unbekant. In einer höhern oder den Blicken aller zugänglicheren Sphäre geboren, würden sie die Welt in Erstaunen versetzen durch den Glanz ihrer Großthaten oder durch die Schwärze ihrer Verbrechen. Aber obgleich ihr Dasein in Dunkel gehüllt bleibt, spielen sie, wengleich hinter den Coulissen, eine große Rolle in dem staatlichen Dasein der Colonien.

Wir dampfen fortwährend der Küste entlang, und die Gegend wird immer lieblicher. Landung in Manikau kurz vor Sonnen-

untergang. Eine halbe Stunde später hat uns ein Bahnzug nach Auckland gebracht, der ehemaligen Hauptstadt von Neuseeland und, immer noch, der bedeutendsten Stadt der Nordinsel.

Auckland. Vom 5. zum 12. November. — Ich wohne in dem trefflichen Northern-Club der den höchsten Punkt in der Stadt einnimmt. Von hier betrachtet, sieht sie wie eine Metropole aus. Noch ausgedehnter und wirklich schön ist das Panorama dessen man vom Mount Eden genießt. Dieser vereinzelte Berg erhebt sich im Südwesten der Stadt. Auf seiner Spitze steht ein ehemaliger Pag. Zu unsern Füßen, wenn wir nach Norden blicken, liegt Auckland und der von Schiffen gefüllte Hafen, jenseits die weite Wasseroberfläche des Golfs von Hauraki, eingerahmt hier vom Festlande, dort von einer Gruppe kleiner Inseln; das Stille Weltmeer bildet den Horizont. Wendet man den Blick gen Süden, so gewahrt man in der Tiefe einen Theil der Landzunge welche den Golf von Hauraki von der kleinen Bucht von Manikau trennt. Ringsum eine Menge Gärten, Landhäuser und Gehöfte. Das Gesamtbild ist schön und sogar malerisch, aber der Enthusiasmus der Einwohner übersteigt jedes Maß, erweckt daher den Widerspruchsgeist, und thut jedenfalls der Bewunderung, welcher man sich ja schon aus Gefälligkeit recht gern hingeben möchte, bedeutenden Eintrag. Auckland wird verglichen mit Neapel, Nizza, Genua, Konstantinopel, aber, natürlich, ist Auckland am schönsten. Man nennt dies in die Poesaupe stoßen, blowing the trumpet, oder kurzweg blowing. Spricht man von den Erzeugnissen der Natur oder der Industrie, von der Schönheit der Gegend, vom Klima, von den Menschen und Dingen des Landes, so endigt das Gespräch immer mit der Versicherung, die einer ehrlichen Ueberzeugung entspringt, es sei das Beste in der Welt. Und, was das Aergste, dem Fremden wird ein artiges Schweigen nicht gestattet. Man zwingt ihn

mit in die Trompete zu stoßen. Es ist eine Schwäche, eine Kinderkrankheit die man nur in neuen Ländern antrifft. Beschreibungen von Reisen in Nordamerika aus dem Anfange, ja noch aus der Mitte des Jahrhunderts sind voll von Anekdoten und komischen Bemerkungen über die damalige Gewohnheit der Yankee über sich selbst in Ekstase zu gerathen. Der Seceffionskrieg hat die Entwickelungsepoche abgeschlossen. Die Nation ist gereift und hat die Gewohnheiten der Kinderzeit abgelegt. Dasselbe wird hier und in Australien stattfinden. In der, seit zweihundert Jahren bestehenden, Capcolonie wird die Trompete nicht geblasen. Auf was immer für einem Gebiete seiner Thätigkeit oder seiner Studien, ist der Mensch immer geneigt sich seine ersten Erfolge zu übertreiben, je mehr er aber vorwärts dringt, je mehr vermag er den Weg zu messen der noch vor ihm liegt. Dann tritt der Rückschlag ein, d. h. Entnuthigung. Erst im reifern Alter findet er, der tüchtige Mann nämlich, sein Gleichgewicht. So ergeht es auch den Gemeinwesen.

In der obern Stadt kann man durch die Gitter eines Parkes zwischen schönen Bäumen Government-House errathen. Weiter folgt eine Reihe von eleganten Häusern und Gärten, welche die breiten und unabsehbar langen Avenuen einfassen. Die innere Stadt, der Sitz des Handels und der Gewerbthätigkeit, gleicht den australischen Großstädten.

Die üppige Vegetation erinnert an den Breitengrad. Der Reisende fühlt daß er den Tropen näher gerückt ist. Die Einwohner rühmen natürlich das Klima: es ist das beste in der Welt. Aber hier ansässige Fremde versichern mir es sei heißer, feuchter und veränderlicher als jenes der gemäßigten Zone unsers Continents. Es übt insbesondere einen entnervenden Einfluß aus, und die in der Colonie geborenen jungen Leute sind schwächer als ihre aus Europa eingewanderten Väter.

Hier, wie in Dunedin, Christchurch, Wellington überhäuft man mich mit Liebenswürdigkeit. Diese Neuseeländer, stets bereit Menschen und Dinge ihrer Insel in den Himmel zu erheben, rühmen sich nie einer ihrer Tugenden: der ihnen angeborenen Gastfreundlichkeit.

Sir George Grey ist für einige Tage von seiner Insel nach der Stadt gekommen, und ich erfreue mich täglich seines lebenden Umganges. In England und in den Colonien ist die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes wohlbekannt. Im Jahre 1812 geboren, erforschte er, als junger Offizier, einen Theil Westaustraliens und fungirte dann einige Zeit als Magistrat in Albany (Westaustralien). Abwechselnd Gouverneur, Administrator, Befehlshaber der Truppen in Neuseeland, zweimal Gouverneur der Capcolonie und Obercommissär in Südafrika, ließ er überall dauernde Spuren seiner Thätigkeit zurück. Seit er den Staatsdienst verlassen, nimmt er einen thätigen Antheil an den politischen Angelegenheiten dieser jungen Colonie, abwechselnd getragen und verlassen von der wechselnden Gunst der öffentlichen Meinung. Während seiner langen Laufbahn, erwies er sich stets, infolge der Unabhängigkeit seines Urtheils und seines Charakters, als ein unbequemer Untergebener, aber als ein vortrefflicher Leiter sei es einer Colonie oder einer Partei. Man beschuldigt ihn sich im hiesigen Parlamente der äußersten Linken angeschlossen zu haben. Ich weiß nicht wie weit diese Anklage gegründet ist; ich weiß nur daß der Schein zuweilen trügt, und ich weiß auch wie unverläßlich das Urtheil ist welches „Politiker“ über Staatsmänner fällen.

Persönlich ist Sir George Grey ein liebenswürdiger Greis, mit veilschenblauen Augen, gerötheter Gesichtsfarbe und schneeweißem Haar; ein gebildeter durch Lektüre genährter Geist, großer Bibliophile, interessant und lebhaft im Gespräche; unerschrocken der Vorliebe für die Demokratie die ihm, mit Recht oder

Unrecht, nachgerühmt oder zur Last gelegt wird, ein Mann der großen Welt, und, trotz eines langen unter den Antipoden zugebrachten Lebens, das Urbild des englischen Gentleman von altem Schlage. Er und Sir Bartle Frere sind, trotz ihrer geringen Aehnlichkeit, auf der südlichen Halbkugel die beiden hervorragendsten Gestalten.

Sir George brachte mich nach seiner kleinen, nördlich von Auckland, im Golfe Hauraki gelegenen Insel Kawau. Die Entfernung beträgt 26 Meilen, und die Fahrt währt $3\frac{1}{2}$ Stunden. Es ist heute der Geburtstag des Prinzen von Wales und daher ein holyday. Kaufläden, Magazine und Werkstätten sind geschlossen. Dagegen begegnen wir einer Menge Dampfer welche mit Vergnügungsreisenden im Sonntagsanzuge überfüllt sind. Auch unser winziges Boot vermag kaum seine Passagiere zu fassen. Darunter viele Frauen in einfacher Toilette; von Eleganz keine Spur; die ganze Gesellschaft hat einen kleinbürgerlichen Anstrich. Nichts was man fast nennen könnte. Aber allerdings einige naiv verliebte Pärchen; wie denn überhaupt in dieser Colonie, was die Sitten anbelangt, ein anständiger Ton herrscht. Sir George wird als Respectsperson behandelt, und ein Theil der Ehrenbezeugungen kommt auch dem Gefährten zugute. Der Kapitän lehnt unsere 5 Schillinge, das Fahrgeld, ab. Er begnüge sich, sagt er, mit der Ehre uns an Bord zu haben. Das Wetter ist wundervoll. Der Wind von Achter macht die Seebrisen unspürbar. Wir gleiten sanft auf dem Spiegel fort zwischen den kleinen Felswänden kleiner Vorgebirge, mit kleinen Baumgruppen auf ihrem Scheitel. Endlich wird Kawau erreicht. Der Dampfer umfährt eine kleine Spitze, dringt in eine kleine Bucht, und durch diese in eine noch kleinere, an deren Ende sich, von prachtvollen Bäumen beschattet, der Wohnsitz meines Amphitryon erhebt. Es ist ein schönes steinernes Haus und zugleich ein Museum und eine Bibliothek. Heute, zu Ehren des englischen Thronfolgers, standen alle Räume des Gebäudes, der Park und die Blumengärten, dem Publikum offen. Die

Touristen bewunderten die Schätze und lagerten dann auf den Rasenplätzen hinter dem Hause. Das ganze Eiland ist ein großer Park, eine Hügelreihe bewaldet mit den prachtvollsten Bäumen und Pflanzen welche, buchstäblich, aus allen Theilen der Erde herbeigeschafft wurden. Da sieht man den ehrwürdigen Kauri (*Damara australis*) viele andere neuseeländische Bäume und Büsche, mehrere californische Coniferen, die edle, etwas steife und gezierte Fichte der Norfolkinsel, wundervolle Arten der süd- und nordpazifischen Flora, den australischen Eucalyptus, die prächtige Krauzäa, Nadelholz aus Japan, Trauerweiden aus China, Fichten von Teneriffa, peruanische Faserpflanzen, fast alle südafrikanischen Bäume, sogar den Silberbaum, den Kampher- und den Lorberbaum, *Cinnamomum* des Malaiischen Archipels, endlich viele Gattungen der europäischen Flora. Auf den Pfaden hüpfen Känguru in ihrer unbehülflichen Weise, und wir begegnen einem riesigen Strauß der majestätisch einherschreitend uns kaum eines verächtlichen Blickes würdigt. Im Dickicht fliegen Fasanen auf. Ihr weißes Halsband verräth chinesisches Ursprung. Der Park selbst macht einen chaotischen Eindruck. Die grüne Farbe herrscht vor, aber in unzähligen Abstufungen. Er ist kein botanischer Garten, er ist kein Urwald: er ist das irdische Paradies vor dem Falle.

Ausflug nach den heißen Seen. Vom 29. October zum 5. November. — Gewissen Pflichten kann sich der wißbegierige und gewissenhafte Reisende nicht entziehen. Man geht nicht nach Rom ohne den Papst zu sehen. Man reist nicht nach Neuseeland ohne die heißen Seen zu besuchen oder doch die Absicht dieses Besuches zu äußern. Um meinem treuen Diener die Unannehmlichkeiten einer Seereise zu ersparen, lasse ich ihn in Auckland zurück und mache mich allein auf den Weg. Das Meer ist in einem entsetzlichen Zustande; der Golf von Hauraki gleicht einem Kessel mit siedendem Wasser. Der sehr kleine Dampfer

hat sich nicht sobald vom Kai entfernt, als er einen Hölle-
reigen zu tanzen beginnt. Der Regen fällt in Strömen und
dringt sogar in die elende Rauchfajüte wo mir nach dem Abend-
essen der Koch Gesellschaft leistet. Ein anderer Mann, von wenig
einladendem Aeußern, setzt sich zu uns. In den Colonien herrscht
vollkommene Gleichheit. Jack, sagt man, gilt so viel wie sein
Herr. Der Koch ist ein närrischer Kauz mit den Manieren der
großen Welt. Der Himmel weiß welche Wechselfälle des Schick-
sals ihn in diese Meere verschlagen haben. Daß er aber kein
geborener Koch ist, beweist das von ihm soeben bereitete Abend-
mahl. Hierzulande kommt es täglich vor daß junge Leute aus
guten Familien, nachdem sie ihr Vermögen in Speculationen oder
am Spieltische verloren haben, in den Dienst ihrer ehemaligen
Bedienten treten, welche, gewandter oder glücklicher als sie,
mittlerweile auf der geselligen Leiter emporgestiegen sind. Ein
höherer Beamter, durch seine Geburt der englischen Aristo-
kratie angehörig, sagte mir: „Die jüngern Söhne welche hierher
kommen verlieren meist ihr Geld, entweder weil sie nichts von
Geschäften verstehen oder weil ihnen die neue Lebensweise wider-
wärtig ist. Sie verfallen in Trübsinn und Muthlosigkeit, und
suchen Zerstreuung im Spiel oder ergeben sich dem Trunke.
Man macht sich keine Vorstellung von all den Wandlungen
welche sie erleben. Ich selbst könnte als Beispiel dienen. Ich
war Offizier in Indien in einem eleganten Regimente. In-
folge eines Zerwürfnisses mit meinem Obersten, verkaufte ich
meine Commission und ging nach Neuseeland wo ich alsbald
alles was ich besaß verlor. Nicht ein Penny war mir ge-
blieben. Da wurde ich Oberhirte, head driver, von Schaf-
heerden. Ein hartes Brot, aber wer es ißt, vergibt sich nichts
nach den Begriffen des Landes. Später wurde ich Goldigger.
Mit drei Gefährten begab ich mich nach den Minen von
Wakatipu. Wir arbeiteten 16 Stunden täglich; meine Gesell-
schafter, Männer aus dem Volke, erlagen der Anstrengung,
und ich frage mich noch heute wie meine Gesundheit wider-

stehen konnte. Am Ende verließ ich die Gruben mit etwas Gold in der Tasche welches ich jedoch alsbald wieder verlor.“ (Er sagte mir nicht wie.) „Ich traf eben Anstalt wieder Schafstreiber zu werden — *de revenir à mes moutons* — als ich, durch die Verwendung einflußreicher Freunde in England meine gegenwärtige Anstellung im Staatsdienste erhielt.“

Der andere Herr, der Mensch mit dem unheimlichen Gesicht und dem vernachlässigten Anzug, ein greulicher Strolch, wie mir mein neuer Freund, der Koch, in das Ohr raunte, mischte sich in die Unterhaltung. Er betrachtet die Dinge hauptsächlich vom Standpunkte der öffentlichen Moral. Die Bestechlichkeit der Minister, die Käuflichkeit der Volksrepräsentanten entlockten ihm Thränen der Entrüstung. Dieser tugendhafte Mann mit dem Aeußern eines Schnapphahnes ließ den Koch nicht mehr zum Worte kommen. Es war spät als ich mich in meine Kajüte zurückzog. Die scheußliche Atmosphäre in dieser Spelunke und das Rollen und Stampfen des Bootes verschleuchten aber den Schlaf von meinem elenden Lager.

Am nächsten Morgen, um 10 Uhr, kam der Glenelg bei strömendem Regen vor Tauranga an. Major Swindley holte mich an Bord ab und brachte mich in ein kleines Hotel wo wir alles fanden was das Herz erfreut: treffliche Kost, einen wohnlichen Salon und ein gutes Feuer im Kamin. Der Major befehligt die Gensdarmmerie des Districts und ist, im Auftrage der Regierung, mein Begleiter auf diesem Ausfluge. Um Mittag klärt sich der Himmel auf und ein kleiner Buggy, eine Art von Char-à-bancs die von Californien eingeführt wurden, bringt uns nach dem Gate Pah traurigen Andenkens. Hier geschah es im Jahre 1864 daß die britischen Soldaten infolge eines Mißverständnisses im Dunkel aufeinander schossen, dann in einem plötzlichen Anfall von Schrecken die Flucht ergriffen, ihre Offi-

ziere verlassend, welche den Kampf bis zum Morgen fortsetzten. Bei Tagesanbruch fand man den Pah verlassen. Dieser nächtliche Kampf und die starken Verluste der Engländer erinnern an Cortez' triste noche in Mexico.

Der Pah, der wie alle Kampfplätze der Māori den Scheitel eines Kegels einnimmt, gewährt eine weite Aussicht über eine zerklüftete Ebene und niedere mit Büschen bewachsene Hügelzüge. Die röthlichen Töne des Heidekrauts verschmelzen sich mit dem Graugrün des Gestrüpps. Grün und Roth sind die in diesem Theile der Nordinsel vorherrschenden Farben.

Die tapfern Offiziere welche am Gate Pah fielen ruhen auf dem Kirchhofe von Tauranga. Auf einem einfachen Monument liest man ihre Namen.

Die Stadt besteht aus einigen hölzernen Häusern. Die Bäume welche sie umgeben, meist Trauerweiden, Norfolklichten und Pappelbäume, wurden von Europäern gepflanzt. In der Umgegend entstehen mehrere Pflanzungen. Allenthalben sieht man die Bucht welche kein Boot, kein Segel belebt. Ein isolirter Fels, der sich 800 Fuß hoch über das stille Wasserbecken erhebt, dient den wenigen Schiffern als Landmarke beim Einlaufen in diese entlegene Bucht.

Englische Missionare brachten die Heckenrose hierher. Diese Pflanze, sowie der englische Stechginster, auf beiden Inseln sehr verbreitet, erschweren die Urbarmachung des Bodens.

Tauranga und seine zwei Hotels verdanken ihre Entstehung den heißen Seen und den Geisern welche seit einiger Zeit, von November bis April, von Sichtsfranken besucht werden.

Abfahrt von Tauranga um 8 Uhr morgens in einem mit vier kräftigen Pferden bespannten Buggy. Zuerst führt der Weg durch ein Wirrsal von Gräben, Hügeln und kleinen ebenen Stellen; am Horizont zeigt sich der bis zum Rande hinauf

bewaldete Krater des Vulkans Edgcombe; ihn abgerechnet, walten die horizontalen Linien vor. Wir fahren an einigen wenigen bebauten Feldern vorüber und erreichen, eine Brücke überschreitend, die Māori-Reserve. So nennt man die den Eingeborenen zugewiesenen Ländereien, auf welchen nur mit Einwilligung der letztern den Weißen die Niederlassung gestattet ist. Die Regierung hat sich jedoch einen gewissen Einfluß vorbehalten, läßt Straßen bauen und sorgt durch Errichtung und Unterhalt von Schulen für die eingeborene Jugend.

Das Land ist beinahe unbebaut. Das einheimische, blaß-rotthe Heidekraut, der glänzende, grüne Tutu, eine dem Vieh Verderben bringende Giftpflanze, der Tibaum, welcher der Familie der Lilien angehört, sind die Herren des Bodens. Auch der Tuffock kommt stellenweise vor, aber seltener als auf der Südinself und ist hier von grünlich-weißer Farbe welche, dem Eise ähnlich, der Landschaft einen eigenthümlichen Anstrich verleiht. Hier und da ist die Täuschung eine vollständige, und man fragt sich wie der Schnee einer beinahe tropischen Sonne widerstehen könne. Unsere Pferde wurden schon als wir an einer Gruppe von Māori vorüberfahren welche uns mit wildem Geschrei begrüßten. Die durch einen großen Urwald nach Ohinemutu führende Straße war infolge der letzten Regengüsse unfahrbar geworden; dies zwang uns zu einem Umwege durch eine offene Einöde welche fortwährend den Charakter großartiger Wildheit bewahrt.

Wir besuchten einige Gehöfte. Die Häuser, ganz aus Holz erbaut, mit hohen schweren Dächern und Pilastern an den Ecken, wo man, nebst dem Symbole der zeugenden Kraft, die Bildnisse der Stammältern beiderlei Geschlechts wahrnimmt, letztere immer roth gemalt, lassen auf einen höhern Bildungsgrad schließen. Wenigstens habe ich nichts Aehnliches unter ganz oder halb wilden Stämmen gesehen. Einen guten Begriff von māorischer Kunst gibt ein Ahnensaal welchen Herr von Haast in dem Museum von Christchurch aufstellen ließ. Die Verzierungen, originell in ihrer

Weise, erinnern dunkel an Aegypten. Die Holzschnitzer arbeiten, ohne Zeichnung oder irgendeine Vorlage, mit zwei Messern welche sie zugleich mit beiden Händen führen.

Wir kamen an einem hübschen Wasserbecken Kotoiti (kleiner See) genannt, vorüber und erreichten dann die Ufer des großen Sees Rotorua (Koto, See; rua Loch). Die dichten Wolken am jenseitigen Ufer entstiegen den berühmten Geisern, diesem Wunder Neuseelands, und, wie man hinzufügen kann ohne in die Trompete zu stoßen, diesem Wunder der Welt.

Um 5 Uhr abends Ankunft im Seehotel. Entfernung von Tauranga 55 Meilen.

Ohinemutu ist ein kleines, auf einer in den See vorspringenden Landzunge erbautes Mäoridorf. Pfähle umgeben jedes einzelne Haus. Die Bewohner, welche sich niemals an den Kriegen mit den Engländern betheiligten, gelten für gute „Loyalisten“. Soeben haben sie ihr Stadthaus gebaut, d. h. die Halle in welcher die Familienhäupter zusammenkommen. In der Mitte steht ein Sockel auf welchem die Büste der Königin Victoria, in Gegenwart des Gouverneurs, feierlich aufgestellt werden soll.

Noch vor zwei Jahren traf man hier kein weißes Gesicht. Heute, dank den heißen Seen und den ausländischen Ärzten, besitzt Ohinemutu einige Waarenniederlagen und zwei während der Badesaison stark besuchte Hotels. Der Boden gleicht ringsum einem Siebe. Aus den kleinen, mit siedendem Wasser gefüllten, Oeffnungen steigt fortwährend Rauch auf. Daher ist ein Spaziergang in den Gassen sogar bei Tage schwierig und nachts gefährlich. Einige Europäer im trunkenen Zustande fanden hier ein jämmerliches Ende. Heute Abend haben wir das geräumige Hotel für uns allein. Nur der Besitzer, der Gründer der Stadt Graham's Town in dem nahen Goldrevier an „der Themse“, leistet uns Gesellschaft. Ein herablassender Herr der es nicht unter seiner Würde findet meine Neugierde über manche Punkte zu befriedigen.

Heute Morgen nahm ich ein Bad in einem kleinen, einige Schritte vor dem Hotel sprudelnden und seufzenden Geiser. Daneben buk ein Māoriweib ihr Brot in einer siedenden Pfütze. Ein Spaziergang in diesem Dorfe ist wirklich unheimlich. Man hat immer den Tod eines Hummers vor Augen.

Die großen Geiser von Watarewarewa, drei Meilen von hier, versetzen in Dante's Inferno. Der Qualm blendet, die Hitze erstickt, der Lärm betäubt den Besucher. An den Arm eines Māori geklammert, blickt er in den gähnenden Pfuhl der ihn zu verschlingen droht. Das Land, eine zerrissene, von Gräben durchfurchte, mit Heidekraut bewachsene Ebene bietet wenig Anziehendes. Im Osten die dunkle Waldlinie, im Norden die weite Wasserfläche, eingerahmt von Hügeln die, durch den Vergleich mit dem See, niedriger scheinen als sie sind. Aber die Geiser sind ein ergreifendes Schauspiel. Ich habe nichts Aehnliches gesehen.

Das Dorf Watarewarewa mit seinen Tuffsockdächern scheint aus den prähistorischen Zeiten der Māori zu stammen. Nichts erinnert hier an Europa als das vom Winde geneigte Kreuz über der Kirche, einer Hütte welche, etwas geräumiger als die übrigen, von dem Schottländer Vater Macdonald, einem katholischen Priester, aus eigenen Mitteln und zum Theile mit seinen eigenen Händen, erbaut wurde. Er lebt hier ein guter Hirte seiner Schafe.

Etwas weiter kamen wir in einen schönen Urwald. Da stehen in Reihe und Glied die schwarze Fichte, und die rothe Fichte und, vor allem, der edle Kauri (*Damara australis*) welcher nur auf der Nordinsel vorkommt. Außerhalb Europa sind der Kauri, die Wellingtoniana, die Fichte der Norfolkinsel und die Ceder des Libanon die Könige des Waldes. Wir bewunderten einige prachtvolle Exemplare der *Damara australis*, aber viele dieser Riesen schienen dahinzusiechen. Die einen waren kaum von dem tödlichen Uebel ergriffen, andere hatten bereits die Blätter, viele sogar ihre Zweige verloren. Leichenblässe bedeckte manchen, einer schlanken Säule gleich, aufsteigenden Stamm.

Der Feind ist die Rata. Diese Schlingpflanze schmiegt sich an die Stämme, und, gleich der Boa Constrictor, erstickt sie langsam aber sicher in ihrer Umarmung. Von ferne gesehen, gleicht sie einem dicken Seile. Die Māori behaupten sie entspringe aus dem Kopfe einer Raupe. Die Sage hat etwas Poetisches. Die Wahrheit ist daß es hier eine Raupe mit einem Auswuchse am Kopfe gibt welche mit der Rata einige Aehnlichkeit besitzt. Der Wirth in Ohinemutu zeigte uns mehrere Exemplare. Die Kauri, wie so viele andere Coniferen, erreichen eine bedeutende Höhe. Die Natur pflanzt sie gewöhnlich in einer gewissen Entfernung voneinander. Ihre Nester sind zu kurz um sich mit denen der Nachbarstämme zu verschlingen; aber das Unterholz bildet eine feste, undurchdringliche Masse. Das helle Grün der Arbuskeln sticht angenehm ab von dem Blaugrün der Kauri, und bringt in das Colorit der Waldlandschaft eine dem Auge wohlthunende Abwechselung. Die Hauptschönheit des Kauri besteht in dem mächtigen, schlanken, glatten Stamme. In der Sonne, leuchtet er wie Metall; der Schatten übergießt ihn mit warmen lichtbraunen Tinten. Die einheimischen Bäume jedweder Gattung erneuern ihre Blätter fortwährend. Frische und Grazie fehlen gänzlich. Im ganzen keine Aehnlichkeit weder mit unsern noch mit den tropischen Wäldern. Der „Busch“ dieser Insel ist ein Unicum. Er gefällt, er fesselt, er überrascht, aber er stimmt zur Wehmuth. Er gleicht einem interessanten Kopfe, mit dem Ausdrucke des nahen Todes auf den edeln Zügen. Die Māori selber sind wie ihr Wald. Die unbelebte wie die belebte Natur müssen, so scheint es, den Neuankömmlingen weichen.

Nachdem die Straße oder besser gesagt der Weg den Wald zu meinem Leidwesen verlassen hat, führt er dem seinem Namen entsprechenden See Tikitapu (Blauer See) entlang nach den Ufern der Rotokaki. Um 4 Uhr erreichten wir das Māoridorf Wairoa. Entfernung von Ohinemutu 11 Meilen. Mit Ausnahme eines oder zweier Missionare, sind die einzigen hier lebenden Europäer die Wirthsleute eines kleinen Hotels welches der

Insel Wight zur Ehre gereichen würde. Die Biographie der Pioniere bietet fast immer ein gewisses Interesse. Unser Wirth war ursprünglich seines Zeichens ein Schafhirte. Seine Frau hütete in ihrer Kindheit Schweine, diente als Kinderwärterin in Auckland, gab sich selbst eine gewisse Erziehung, und ist heute eine hübsche, wohlgekleidete junge Frau und tüchtige Hauswirthin.

Wir gingen an der Schule vorüber, als eben die Jugend sie verließ. Es ist eine undenominationaler oder confessionsloser Anstalt welche von der Colonialregierung errichtet und auf ihre Kosten unterhalten wird. Mein Begleiter, der kein Freund dieses Systems ist, sagte mir: „Hier lernen die Kinder nicht einmal den Namen Gottes aussprechen.“ In demselben Augenblicke trat einer der tatouirten Schuljungen an mich heran und bettelte in ziemlich frecher Weise. Da ich keine Notiz von ihm nahm lief er mit einem God dam you! davon. So ganz unbekannt ist also der Name Gottes doch nicht.

Wir standen mit der Sonne auf und stiegen auf einem steilen Fußpfade in eine Schlucht hinab, welche sich gegen den, verhältnißmäßig, großen See Tarawera aufthut. Ein mit vier Māori bemannter Rachen und die unvergleichliche Kate harren unser dort. Kate ist eine Halbblutmāori, in der Mitte des gewöhnlichen Erdenlebens angelangt, und besitzt noch einige Spuren früherer Schönheit. Sie rettete das Leben einem Touristen welcher, ihrer Warnungen nicht achtend, in einen der kleinen Geiser stürzte. Daher die Medaille der Colonialregierung, welche ihre Brust schmückt.

Dieses in ihrer Weise hervorragende Geschöpf, von dunkler Gesichtsfarbe, die Stirn und die Wangen geschmückt mit kunstvoller Tatouirung, anständig gekleidet und von züchtiger Haltung, steuerte den Kahn; die Wilden führten die Ruder mit

kräftigen Armen, und rasch glitten wir auf der weiten Wasserfläche dahin. Der See spiegelte das wolkenlose Himmelszelt, den grünen Gürtel der ihn umspannt und, über diesem, niedrige Berggalden, von den rothigen Tinten des blühenden Heidkrautes übergossen. In der Mitte des Sees angelangt gewahrten wir sein östliches Ufer, einem grünen Damme ähnlich, überragt von den steilen Abhängen und dem Krater des Vulkans Edgcombe. Bald darauf wandte sich das Boot südwärts, nahm in einem kleinen Dorfe Mundvorrath ein, Fische und Crevetten, und setzte uns an der Mündung des Flüsschens Raiwaka an das Land. Der Raiwaka ist der Abfluß der Wasser des berühmten heißen Sees Roto Mahana. Von diesem Punkte bis zu der Stelle an welcher wir uns eingeschifft hatten zählt man sieben Meilen. Wir gingen eine Weile am linken Ufer des Emissärs entlang, setzten in einem ausgehöhlten Baumstamme nach dem jenseitigen Ufer über und erkletterten eine Anhöhe, ohne Wege und Steg, so gut wir konnten, durch dick und dünn, durch Heidkraut und Tussock und Manukabüschle deren große weiße Blumen sich in der sanften Brise wiegten. So erreichten wir die Ufer des heißen Sees. Vor uns, in geringer Entfernung, erhoben sich staffelförmig die berühmten Weißen Terrassen. Die Rothten verdeckte noch ein Vorsprung des Geländes. Von geringer Ausdehnung, umgeben von Hügeln welche das Heidkraut blaßroth färbt während ihr Fuß sich in grünes Laubwerk hüllt, kann der See Mahana auf Schönheit, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, keinen Anspruch erheben. Er gilt sogar für häßlich. Auf mich, ich gestehe es, wirkte er bezaubernd. Die Natur, diese große Künstlerin, verschmäh't es hier durch reiches Colorit und phantastische Zeichnung auf das Auge zu wirken. Einige Striche mit dem Stifte, einige Pinselstriche mit blassen Tönen genügen ihr. Indem sie die Ufer des Sees, die nur ein Zubehör sind, herabdrückt, erhöht sie die Terrassen welche den Hauptgegenstand des Gemäldes bilden; und so ergreifend, so großartig ist die Wirkung dieser Bilder daß ich verzichten muß sie in Worten wiederzu-

geben. Es war einer jener Augenblicke in welchen man die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache fühlt, der es leichter fällt die Thätigkeit des Geistes und die Regungen des Gemüthes wiederzugeben als Eindrücke zu beschreiben welche durch die Vermittelung der Sinne vor unsere Seele treten.

Wir befinden uns am Fuße der Weißen Terrassen, welche aber nicht weiß sondern perlfarbig sind. Die höchste derselben nimmt ein kleiner Teich ein der erst sichtbar wird wenn man an seinem Rande steht. Es ist der Krater. Siedendes Wasser entströmt ihm, überschießt die breiten Staffeln der Terrassen und füllt, allmählich einen Theil der Hitze verlierend, eine große Anzahl kleiner, muschelförmiger Höhlungen. In diesen natürlichen, etwa vier Fuß tiefen, dem Anscheine nach alabasternen Badewannen nimmt das Wasser eine azur- oder opalblaue Färbung an. Den Grund konnte man mir nicht angeben. Unzähligen kleinen, von der Natur in die Stufen der Terrassen gebohrten Oeffnungen entsteigen Wasserdünste in Form von Wölkchen, oben weiß wie frischgefallener Schnee, tiefblau auf ihrer untern Fläche. Vielleicht der Widerschein des in den Wannen enthaltenen Wassers. Aus letztern erheben sich von Zeit zu Zeit kleine flüssige Säulen, nach Art der Wasserkünste in altfranzösischen Lustgärten. Auch mit Fallschirmkraketen könnte man sie vergleichen. Oben am Krater gestattet die Hitze des Wassers und des Dampfes nur einen ganz kurzen Aufenthalt. Von unbeschreiblicher Schönheit und wundervoller Mannichfaltigkeit sind die an den Rändern der Stufen, im Laufe der Jahrhunderte, entstandenen Tropfgebilde. Von der trefflichen Rate geführt und durch eine eigenthümliche Fußbekleidung gegen das Ausgleiten geschützt, wateten wir fortwährend in dem heißen Wasser welches die Eigenschaft besitzt die Gegenstände in Stein zu verwandeln. Vor einigen Jahren verlor hier eine englische Dame einen Schuh, beiläufig gesagt, von selten kleiner Dimension. Noch befindet er sich, vollkommen versteinert, an derselben Stelle. Er ist tabu, heilig, und wehe dem Verwegenen der sich erkühnte die Reliquie zu berühren.

Ein von Māori geruderter hohler Baumstamm hat uns an das andere Ufer gebracht und wir landen am Fuße der Rosaterrassen welche aber nicht rosenfarbig sondern rothgelb sind. Wirklich rosen- und purpurfarbige Felsen sah ich nur im Steinigen Arabien. Diese zweiten Terrassen sind etwas niedriger und schmaler als die Weißen, aber die Staffeln sind vollkommener erhalten, und man erkennt hier, deutlicher als dort, die Hand des Architekten. Einige Reisende haben mit Bleistift ihre wenig interessanten Namen auf die Steinplatten geschrieben, und es ist leider unmöglich sie zu verköthen. Scripta manent. Ich nahm in einer dieser natürlichen Wannen ein köstliches Bad und zwar, trotz eines rauhen Windes, ohne Nachtheil für die Gesundheit.

Gefrühstückt wurde im Schatten einiger blühender Manuka-Büsche, nicht im Grase, welches hier fehlt, sondern auf Bimssteinen sitzend, in Gesellschaft unserer Führerin und einiger Māorifischer. Die Letztern brachten uns in ihrem Kahu nach der Stelle wo wir unsern Rachen gelassen hatten. Der heiße Kaiwaka, mehr Bach als Flüsschen, aber reißend und überreich an Stromschnellen, windet sich wie eine Schlange zwischen den grünen Vorhängen des Dickichts beider Ufer. Die Manuka sind hier zu Bäumen aufgeschossen. Die Tutu mit ihren giftigen Blättern, der einheimische Hauf und andere exotische Gewächse bilden den Rahmen und, an mehreren Stellen, ein dunkles Tonnen- gewölbe unter welchem unser Kahu pfeilschnell dahinglitt.

Wir kehrten auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Ohinemutu zurück und hatten im ganzen, zu Fuße, zu Wagen und zu Schiff, über 30 Meilen zurückgelegt.

Bei furchtbarem Wetter um 6 Uhr morgens den Wagen bestiegen. Um 8 Uhr Ankunft am Rande des großen Urwaldes welcher den See Rotorua von dem Flußgebiete des Waikatu

trennt. Wir durchziehen ihn zu Pferde und, ungeachtet des strömenden Regens der durch unsere Kautschumäntel dringt, ungeachtet der gefällten Baumstämme welche den Reitpfad fast ungangbar machen, habe ich selten eines Rittes im Urwalde mehr genossen. Bei dem Austritte, auf einer Anhöhe angelangt, rollte sich vor den Reisenden ein unermeßliches Rundbild auf: eine weite Hochebene, zerrissen und zerklüftet durch tiefe Rinniale, hier mit Büschen bewachsen dort besäet mit Gruppen von Kauri welche die Art der Ansiedler noch nicht berührt hat; weiterhin niedere Hügelzüge, blau in blau am Horizont verdunstend. Wir haben die Māori-Reserve verlassen und sind in der Stadt Oxford angekommen, welche aus zwei Häusern besteht. Das eine ist der Gasthof, hauptsächlich von Steinbrechern und Holzhauern, sämmtlich Weiße, besucht. Im Gastzimmer liegen das dubliner Blatt „Weekly Freeman“ und die „Nachahmung Christi“ auf. Später erreichten wir das Thal des Waikatu. Der imposante Strom, der Emiffär des im Mittelpunkte der Insel gelegenen Taupoesees, wälzt seine etwas trüben Wasser, zu unsern Füßen, in einer tiefen Thalrinne. Dieser letzte Theil der Tagereise, zwischen Oxford und Cambridge schien mir vorzüglich genußreich. Jedermann ist nicht dieser Ansicht, aber die Freunde der römischen Campagna würden sich zu meiner Meinung bekennen.

Um 6 Uhr abends Ankunft in Cambridge. Der Regen hatte den ganzen Tag über angehalten. Erst im Augenblicke als wir vom Pferde stiegen klärte sich der Himmel. Und demungeachtet war es einer der genußreichsten Tage meiner Reise.

Die Stadt Cambridge, eine Gruppe von Häusern und Gärten, steht auf einer Anhöhe deren Fuß der Waikatu badet. Die Gegend ist Weideland mit blühender Viehzucht. Alles, hat hier einen bukolischen Anstrich. Wegen des Sonntags waren die Züge eingestellt. Am folgenden Tage Eisenbahnfahrt vom

frühen Morgen an. Bei sinkender Sonne Ankunft in der Hauptstadt des Nordens.

Seefahrt von Auckland nach Sydney. Vom 12. zum 17. October. — Am Tage meiner Abreise wüthete über der Stadt Auckland und den Buchten einer der furchtbarsten Stürme, welche ich je erlebt habe. Das Clubhaus zitterte in seinen Grundfesten. Die Zealandia, einer der vier großen Steamer welche zwischen San-Francisco und Sydney einen monatlichen Dienst versehen, schon seit einigen Tagen erwartet, war noch nicht signalisirt worden, was einige Besorgniß erregte, als sie gegen Mittag, unerachtet der Wuth der Elemente, auf der Rhede erschien. Gegen Abend legte sich der Wind, und um Mitternacht, von Sir George Grey an Bord begleitet, schiffte ich mich ein. Eine angenehme Ueberraschung bereitete mir die Begegnung mit Lord und Lady Rosebery, welche sich nach Australien begaben. Es war Mitternacht vorüber als die Zealandia, trotz des noch immer schändlichen Wetters, in See stach.

Unter den verschiedenen wilden Stämmen, deren Mißgeschick es war mit dem weißen Manne in Berührung zu gerathen, hat keiner mehr als der der Māori die Aufmerksamkeit, die Neugierde und das wohlwollende Interesse Europas erregt. Man rühmte ihre Schönheit, ihren Unabhängigkeitsinn, die Tapferkeit welche sie in vielen blutigen Kämpfen mit den Eindringlingen bewährt hatten. Daher auch das Angstgeschrei der Colonisten, als, nach Wiederherstellung eines problematischen Friedens, die letzten englischen Truppen Neuzeeland verließen. Die Abberufung dieser Streitkräfte war übrigens nur die Anwendung des neuerlich aufgestellten Grundsatzes daß jede Colonie mit verantwortlicher Re-

gierung für ihre eigene Sicherheit zu sorgen habe. Hier schien die Aufgabe die vorhandenen Kräfte zu übersteigen; aber sie wurde, wie die Folge zeigte, glücklich gelöst. Allmählich beruhigten sich die Eingeborenen, und heute geben sie keinen Anlaß mehr zu ernstern Besorgnissen. Auf ihre „Reserven“ und das sogenannte Königsland auf der Nordinsel beschränkt, auch dort sogar von der herbeischleichenden Civilisation bedroht, beginnen die ehemaligen Herren des Bodens sich in ihr Schicksal zu fügen, und dies Schicksal, sie wissen oder ahnen es, ist das nahe Erlöschen ihres Stammes.

Es geht unter ihnen eine Sage, laut welcher ihre Vorfahren von den Hawaiiinseln (Sandwich), nach andern von einer der Samoa, nach den damals unbewohnten Inseln Neuzeelands gekommen wären. Dies soll sich im 15. Jahrhundert ereignet haben. Da weder die Passatwinde noch die bekannten Strömungen ihre gebrechlichen Fahrzeuge nach Süden treiben konnten, klingt die Legende höchst unwahrscheinlich. Andererseits ist aber der polynesische Ursprung der Māori augenfällig. Sir George Grey, einer der besten Kenner der Sprache und Gesittung dieser Wilden, erblickt in ihnen die entarteten Abkömmlinge eines hochcivilisirten Volks.

Das Werk der Bekehrung begannen wesleyanische Missionare welche im Jahre 1835 in das Land gekommen waren. Damals ließen sich mehrere Stämme taufen. Nach der allgemeinen Ansicht, sind aber diese Bekehrungen sehr oberflächlich. Kaum haben die Prediger ihren jungen Gemeinden den Rücken gekehrt, so verfallen diese in die alten Gewohnheiten und die erlernten Dogmen sind alsbald vergessen; jedoch nicht gänzlich, denn in diesem Augenblicke beschäftigen sich einige Häuptlinge mit der Erfindung einer neuen Religion, wobei sie verworrene Erinnerungen an christliche Glaubenssätze einfließen lassen. Die Zahl der Missionare wurde übrigens bedeutend vermindert seit die Gesellschaften ihr Hauptaugenmerk auf die oceanischen Inselgruppen richteten. Der katholische Bischof von Auckland, Msgr.

Luke, belobt sich sehr der kleinen von ihm gebildeten christlichen Gemeinden welche unter fortwährender Aufsicht seiner Hülfсарbeiter stehen. Der Mangel an Priestern vereitelt allein, seiner Ansicht nach, eine Ausdehnung dieses frommen Werks. Uebrigens ist wol kaum nöthig zu bemerken daß die kleine Anzahl katholischer Eingeborener in der großen Menge ihrer ganz oder halb heidnischen Stammesgenossen verschwindet. Die Religion der letztern ist ein Gemisch dunkler Begriffe des Christenthums und erbten Aberglaubens; aber alle haben dem Kannibalismus entsagt, welcher noch im Jahre 1840 auf beiden Inseln herrschte. Im Museum von Christchurch wird ein sehr complicirtes Instrument gezeigt, dessen man sich bediente um, bei den Festgelagen, das Gehirn aus den Menschenschädeln zu entfernen.

Nach dem allgemeinen Urtheil sind die Māori, innerhalb gewisser nie überschrittener Grenzen, geistig begabt. In Auckland machte ich die Bekanntschaft eines Mannes der wie ein Gentleman aussah. Es war der Häuptling von Ohinemutu; ein ältlicher Herr, mit lichter Hautfarbe und einem prachtvoll tатуirten Gesicht. Da mein Begleiter als Dolmetscher diente, konnte ich mit dem Māori verkehren. Nach wenigen Minuten hatte ich vergessen daß er ein Wilder war.

Die Māori stehen im Rufe feiner Beobachter. Während meines Ausfluges nach den heißen Seen, hörte Major Swindley einen unserer Schiffer sagen: „Wie sind diese Herren doch verschieden von den Weißen die im Sommer kommen! Diese lärmen, zanken, verlieren ihre Zeit mit Essen und Trinken und sehen nichts oder wenig von der Gegend. Die beiden Herren aber benehmen sich anders. Das nennen wir reisen.“ Sie besitzen einen gewissen Hang zur Ironie. „Ihr sprecht uns immer von Gott“, sagte ein Häuptling zu einem Missionar, „und während wir die Augen zum Himmel emporzuschlagen, stehlt ihr uns den Boden unter den Füßen weg.“ Eine Anspielung auf den damaligen Länderschacher, als große Gebiete für Glasperlen und Pfeifen verhandelt wurden.

Ich habe bereits von dem sogenannten Könige und seinem „Königslande“ gesprochen. Die Colonialregierung beabsichtigt, wie erwähnt, der Unabhängigkeit dieser unbequemen Enclave, welche den directen Verkehr zwischen Auckland und Wellington verhindert, durch Anwendung gewisser Mittel ein Ende zu machen. Die Aufstellung eines Lagers mit 130 Constablern nächst dem Hafen von Kawhia ist der erste Schritt in dieser Richtung. Ich will mir kein Urtheil über eine Politik erlauben welche, nach gewöhnlichen Rechtsbegriffen, kaum zu entschuldigen wäre. Aber die Macht der Dinge versetzt zuweilen in Zwangslagen denen man nicht zu entgehen vermag. Wenn die Māori überhaupt wieder zu den Waffen greifen sollten, und dann gewiß zum letzten mal, würde das „Königsland“ den Kriegsschauplatz bilden. Hierüber sagte mir ein höherer Offizier, der in solchen Dingen für eine Autorität gilt: „Ein Aufstand ist sehr möglich. Aber wir werden uns nicht überraschen lassen. Die Māori sind keine Verräther. Befreundete, friendlies, werden uns gewiß, bei guter Zeit benachrichtigen wenn Gefahr vorhanden und der Entschluß uns anzugreifen gefaßt ist. Sie handeln immer so. Haben sie aber diese Freundespflicht ehrlich erfüllt, so halten sie sich, als gute Māori, für berechtigt ja verpflichtet uns, mit Anwendung aller Mittel, auch der Kriegskunst, zu vernichten. Ein befreundeter Māori, welcher sieht daß Sie sich nicht retten können, wird Sie ohne weiteres niedermachen um Ihnen einen grausamen Tod und die Schande zu ersparen durch Feindeshand, d. h. den Tod des Besiegten, zu sterben. Gegenwärtig halten sich die Māori ruhig weil sie wissen daß wir gegen jeden Angriff gerüstet sind. Hierauf kommt alles an. Sie müssen wissen daß wir schlagfertig und wachsam sind; dann verlieren sie das Gelüste nach einem Aufstande. Die Anwesenheit von 130 Polizeisoldaten in Kawhia unter dem Befehl eines tüchtigen Offiziers ist eine Bürgschaft des Friedens. Diese Hand voll Weiße, inmitten einer Masse Wilder, haben nichts zu befürchten.“ Hiermit ist alles gesagt. Der Weiße hat nichts mehr zu befürchten von dem Māori.

Der Māori hat nichts zu hoffen von dem Weißen. Somit gibt es keine Māorifrage mehr.

Aber es gibt eine andere, eine brennende, alle andern beherrschende Frage. Die oberste Gewalt auf diesen Inseln geht mehr und mehr in andere Hände über. Neuseeland wechselt seine Herren. „Die ersten Colonisten“, wurde mir gesagt, „gehörten beinahe ausschließlich der englischen Aristokratie und der Gentry an. Da wurden die Goldlager von Otago entdeckt. In jenen Tagen begann die massenhafte Einwanderung von Familien aus dem niedern Mittelstande und dem Volke. Das gefellige Niveau sank allmählich aber stetig. Heute nimmt die Demokratie bereits die erste Stelle ein. Die Minister, die höhern und untergeordneten Beamten, die Mitglieder der beiden Kammern gehören beinahe ausschließend den untern Schichten des Mittelstandes an, wenn sie nicht aus den Reihen des Volks hervorgegangen sind. Hierzu kommt daß die hier geborenen Kinder der ersten Einwanderer, obgleich häufig in England erzogen, die Ideen, Sitten und Manieren dieser neuen Welt annehmen welche so ganz anders ist als die ihrer Väter.“

Offenbar hat man es hier mit einem Umschwung zu thun welcher, zugleich politisch und social, sich langsam, ruhig, aber wie es scheint mit unwiderstehlicher Macht vollzieht. Was man mir von der so verschiedenen Denk- und Lebensweise der Söhne sagte, fiel mir gleich in den ersten Tagen meiner Ankunft in Neuseeland auf. Aber dies ist nur eine natürliche Rückwirkung des Uebergangs der Gewalt an andere Schichten der Gesellschaft. In der Familie geben die Aeltern den Ton an, im Staate die Gebieter. Hier sind die Gebieter Leute aus dem Volke, der Pöbel wie die von der Macht Verdrängten sie nennen. In meinen Gesprächen mit den letztern bemerkte ich daß sie das Wort Mob, Pöbel beständig im Munde führen, zum Unterschied von den Gentlemen. Aber was wenigstens die Manieren anbe-

langt, ist es augenfällig daß hier unter den Antipoden der Mob steigt und der hier geborene Gentleman die Gefälligkeit hat zu sinken, sodaß sich beide Theile auf halbem Wege begegnen werden; wie denn überhaupt die Bildung einer neuen, einer seeländischen Nation keinem Zweifel unterliegt. Die anglosächsische Rasse wird in ihr vorherrschen, aber sie wird alle andern fremden Elemente, namentlich das deutsche, in sich aufnehmen, und diese neue Nation wird den Stempel der Demokratie auf der Stirne tragen.

Der Mann aus dem Volk fühlt sich als Herr, und gewiß ist Neuseeland das Paradies der Menschen welche durch Handarbeit ihr Brot verdienen. Daher die Redensart der „vier Acht: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Nichtsthuns, acht Stunden Schlafes und acht Schillinge Lohn“. Der Lohn ist sehr hoch, wenn verglichen mit den Preisen der Lebensmittel und anderer Gegenstände erster Nothwendigkeit. Auf der Südüsel verdiente, vor sieben bis acht Jahren, der Feldarbeiter 4—4½ Schillinge; heute erhält er 7—8, an der Westküste bis zu 10 Schillingen. Das Leben ist wohlfeil. Fleisch kostet ein Drittel, Mehl etwas weniger als die Hälfte weniger als im Mutterlande. Gemachte, von England eingeführte Kleidungsstücke erleiden zwar einen Zuschlag von 5 Procent, aber die Leute geben doch weniger Geld für Kleidung aus in einem Lande wo Luxus und strenge Winterkälte unbekannt sind. Es ist also, wie bereits bemerkt, das Eldorado des Arbeiters. Aber auf seinem so glänzenden Firmament zeigen sich zwei schwarze Punkte die ihn beunruhigen. Vor allem die Leute seinesgleichen, die unablässlich aus dem alten Lande herbeiströmen und, in Folge der zunehmenden Anzahl kräftiger Arme, zu einem Sinken des Lohnes oder einer Zunahme der Arbeitsstunden Anlaß geben können. Daher ist er geschworener Gegner der Einwanderung.

Es gibt sodann hier die, wenig zahlreiche, Klasse der Grundbesitzer. Sie treiben ausschließlich Viehzucht. Dies führt mich zu der großen Tagesfrage, betreffend den Grundbesitz. Um

sie zu verstehen, ist es nöthig einen Blick auf die Vergangenheit zurückzuwerfen. Bekanntlich war es Cook der, im Namen Georg's III., von Neuseeland Besitz ergriff. Aber erst im Jahre 1814 wurden die Inseln durch das Colonialdepartement dem Britischen Reiche einverleibt. Um jene Zeit begannen vereinzelte Abenteurer diese noch geheimnißvollen Gegenden zu besuchen. Mittlerweile hatte sich, ohne Unterstützung ja gegen den Willen des Colonialministers, in London unter dem Vorsitz Lord Durham's, eine Gesellschaft gebildet mit der offen ausgesprochenen Absicht von den Mäorihäuptlingen Grundstücke käuflich zu erwerben. Sie ging von der Voraussetzung aus die Eingeborenen seien die Besitzer des Bodens und daher auch berechtigt ihn zu veräußern. Diese Gesellschaft, welche verschiedene Wandlungen erlebte, entsendete ihr erstes Schiff, trotz der formellen Einsprache der englischen Regierung, im Jahre 1839 nach Neuseeland und erwarb dort, vor Ende des Jahres, Ländereien deren Flächenraum dem von Irland gleichkam. Den höchst wesentlichen Umstand, daß die Inseln für eine englische Colonie erklärt worden und die Häuptlinge mit ihren Stämmen zur Krone in ein Abhängigkeitsverhältniß getreten waren, ignorirte die Compagnie absichtlich. Die erworbenen Grundstücke oder eigentlich Landstriche wurden mit Flinten, Pulver und Blei, Schlafmützen, Taschentüchern u. dgl. bezahlt. Bald darauf kam zur Kenntniß der Regierung daß in vielen Fällen die Verkäufer nicht die Eigenthümer des Bodens und von den letztern auch nicht zum Verkauf ermächtigt waren. Der Minister der Colonien erließ nunmehr eine Erklärung kraft welcher Neuseeland der australischen Colonie Neusüdwales einverleibt wurde. Zugleich sandte er einen Agenten an Ort und Stelle, welcher als Gouverneur fungiren sollte, mittlerweile aber sonderbarerweise den Titel eines Consuls führte. Dieser Oberbeamte landete an der Nordspitze der Nordinsel, schloß mit 46 Häuptlingen den Vertrag von Waitangi, der noch heute für den Besitztitel Großbritanniens gilt, und gründete sodann die Stadt Auckland. Durch das ebengenannte Uebereinkommen unter-

warfen sich die verbündeten Stämme der britischen Oberherrlichkeit. Ihrerseits erklärte die Königin ihren Besitz von Grund und Boden als zu Recht bestehend. Im übrigen wurde ihnen der Schutz der Krone zugesagt.

Das durch den Vertrag von Waitangi aufgestellte Princip steht im Widerspruch mit der befolgten Uebung bezüglich auf von Wilden bewohnte, herrenlose Länder, eine Uebung welche sich auf die rechtliche Voraussetzung gründet daß der Wilde nicht besitzt, und daß civilisirte Staaten, durch die Thatsache der Besitzergreifung des Landes, auch Eigenthümer des Bodens werden; mit andern Worten, daß der Boden des Landes durchweg Kron- oder Staatseigenthum ist. Dies Princip hat in den australischen Colonien volle Geltung. Hier aber waren die Stämme oder Tribus als Grundbesitzer anerkannt worden. Es war daher nur folgerichtig daß die Landerwerbungen der Gesellschaft Lord Durham's einer strengen Prüfung unterzogen wurden. Da ergab sich daß die von den Europäern mit ein paar Schiffsloadungen angekauften Ländereien mehr als 45 Millionen Acres betrugten! Die Regierung bestand darauf daß die Besitztitel der Erwerber in Crown-grants, Regierungsconcessionen, verwandelt würden, und daß solche Concessionen nur unter zwei Bedingungen sollten verabsolgt werden, nämlich: es müsse der Beweis geliefert werden, daß der betreffende Stamm zum Verkauf ermächtigt war und daß der Erwerber einen billigen Preis bezahlt habe. Die natürliche Wirkung dieser Bestimmungen waren die Nichtigkeitserklärung der meisten dieser Verkäufe und die Rückgabe der Ländereien an die alten Besitzer. Jene Käufer aus dieser Periode, welche infolge der Untersuchung nicht expropriirt worden sind oder jene an welche sie ihre Besitztitel abgetreten haben, bilden die, wie bereits gesagt, sehr zusammengeschmolzene Klasse der Großgrundbesitzer auf Neuzeeland. Sie sind heute, seitens der Volkspartei, die Zielscheibe der heftigsten und gehässigsten Angriffe.

Unerachtet der ausnahmsweisen Großmuth welche die Regierung in ihren Verhandlungen mit den Māori an den Tag

legte, die aber von letztern als Schwäche gedeutet wurde, erwiesen sich die Häuptlinge wenig dankbar. Im Jahre 1853 schlossen sie einen gegen die Engländer gerichteten Bund. Der Mittelpunkt der Bewegung, und später der Hauptkriegsschauplatz, war der an der Westküste der Nordinsel gelegene Landstrich Taranaki. Um jene Zeit ereignete es sich zum ersten mal daß eine gewisse Anzahl von Häuptlingen ein gemeinsames Oberhaupt, einen König erwählten, allerdings nur einen Schattenkönig. Dennoch blieb bis zu diesem Jahre (1883) das „Königsland“ hermetisch verschlossen, und erst gegenwärtig, wie man gesehen hat, tritt die locale Regierung mit der Absicht hervor es den Colonisten zu eröffnen.

Die neuseeländische Verfassung, im Jahre 1852 durch eine Acte Sir George Grey's in Kraft gesetzt, wurde später in eine Colonie „mit verantwortlicher Regierung“ umgewandelt. Hierdurch traten die Māori in den Vollgenuß der politischen Rechte und beschickten, wie die Weißen, das Repräsentantenhaus mit Deputirten ihrer Farbe.

Ich kam mit mehreren Großbesitzern in Berührung und fand sie alle im höchsten Grade aufgeregt oder entmuthigt, insbesondere aber erbittert gegen die Regierung welche sich, wie sie behaupten, von der Demagogie in das Schlepptau nehmen lasse. Andererseits wird aber auch behauptet daß die Minister ihre angeblichen demokratischen Gesinnungen nur darum an den Tag legen, weil dies ein Mittel sei sich an der Gewalt zu erhalten. Im Grunde aber bekämpfen sie insgeheim die demokratischen Principien welche sie durch die Presse und im Parlament zur Schau tragen. Sir George Grey ist auf das entschiedenste an die Spitze der Volkspartei getreten und verfißt ihre Interessen mit dem Feuer eines jugendlichen Tribuns und mit dem Ansehen eines in den öffentlichen Angelegenheiten ergrauten Staatsmannes.

Diese land question bildet den Gegenstand aller Gespräche. Von Cabinetmitgliedern und Leitern der Opposition, von Nota-

bilitäten des Handelsstandes, von englischen, deutschen, neuseeländischen Politikern hörte ich sie verhandeln, überall und unablässig.

Vom Anbeginn an, sagte man mir hat die englische Regierung einen großen Fehler begangen. In Australien erklärte sie alles Land für Kron-eigenthum, indem sie hierdurch die Eingeborenen ihres Besitzes vollkommen beraubte. In Neuseeland kam man auf Umwegen ungefähr zu demselben Ergebniß, jedoch mit dem Unterschiede daß den Eingeborenen gewisse Ländereien vorbehalten wurden, wo sie Grundbesitz erwerben können. Alles übrige Land steht zur Verfügung der Regierung und des Colonialparlaments. Hieraus ergibt sich, nur von Neuseeland sprechend, daß eine sehr beschränkte Anzahl von Personen, etwa 1000—1200, mit in England aufgenommenem Gelde, 11 Millionen Acres, zu Spottpreisen erwarben. Diese Ankäufe repräsentiren ein Kapital von 500 Mill. Pfd. St., wovon 270 Millionen noch nicht gezahlt sind. Die Großgrundbesitzer verfügen über die Regierung und das Parlament. Letzteres besteht aus zwei Kammern: dem Gesetzgebenden Rathe und dem Hause der Repräsentanten. Die Mitglieder des Oberhauses oder Gesetzgebenden Rathes werden vom Gouverneur ernannt, jedoch im Einklang mit den Ministern. Aber da diese die Großgrundbesitzer, soviel sie können, begünstigen, öffnen sie die Pforten des Oberhauses nur ihren Schülzlingen und Freunden. In dem Repräsentantenhause sichert ihnen der Wahlmodus einen großen Einfluß. Dies erklärt die Lage in der wir uns befinden. Ein ungeheurerer Theil des Gebiets ist in den Händen einer kleinen Anzahl von Männern, deren mehrere ein Einkommen von 20—30000 Pfd. St. besitzen, und in deren Interesse es liegt ihr Land nicht zu bebauen da es als Weidegrund ein größeres Erträgniß gibt. Ihr ganzes Bestreben geht darauf hin die Erwerbung kleiner Grundstücke durch kleine Leute zu vereiteln. So geschieht es daß, infolge ihres Einflusses auf die Minister und im Parlament wo ihre Creaturen sitzen, sich ein Zustand verlängern kann welcher für

das unbebaut bleibende Land ebenso nachtheilig ist als für die ankommenden Einwanderer.

Diese Landfrage steht in engem Zusammenhange mit den öffentlichen Arbeiten, Straßen und Eisenbahnen.

Unter dem Drucke der erzürnten öffentlichen Meinung wurde, zur Zeit des Beginns der Eisenbahnbauten, in den beiden Häusern ein Gesetz votirt, kraft welchem in Anbetracht der zu gewärtigenden Steigerung des Werthes der Grundstücke welche die neuen Bahnen durchschneiden würden, die Besitzer dieser Gründe, im Verhältniß des Flächenraums, verpflichtet wurden zu den Kosten des Baues der Bahnen beizutragen. Das Gesetz wurde aber außer Kraft gesetzt, obgleich der Werth des Bodens sich verzehnfacht hat. Daher die Erbitterung der Kleingrundbesitzer und der Einwanderer. Wird eine neue Bahn geplant durch unverkaufte Grundstücke oder durch Land welches den immer zum Verkauf bereitwilligen Māori gehört, so verstehen es die Schützlinge der Gewalthaber in den ministeriellen Kanzleien einen praktischen Wink zu erhalten, und das Land welches sie, in Folge dessen, um 1 Pfd. St. den Acre gekauft haben, ist am nächsten Tage 10 Pfd. St. werth. Dem öffentlichen Unwillen über diese schreienden Uebelstände verdankt die Gesetzesvorlage betreffend die „Nationalisirung des Bodens“ land nationalisation, ihre Entstehung.

Natürlich kann ich die Richtigkeit dieser gegen die Regierung erhobenen Anklagen nicht verbürgen. Ich kann nur sagen daß sie im Publikum umlaufen und von mehreren sehr hochgestellten Persönlichkeiten geäußert werden.

Sir George Grey brachte eine Gesetzesvorlage ein durch welche der gesammte Grund und Boden Neuseelands für Nationaleigenthum erklärt werden soll. Eine zu ernennende Commission werde die Grundstücke schätzen und Sir George meint die Schätzung würde durchschnittlich 1 Pfd. St. für den Acre ergeben. Für den Acre werde sodann eine Grundsteuer, land tax, von 4 Pence zu entrichten sein, und diese Steuer werde

zunehmen im Verhältniß der in derselben Hand befindlichen Anzahl Acres. Der Antragsteller hofft daß, durch diese Bestimmung, die Großgrundbesitzer gezwungen würden den Kleinbesitzern und den neuankommenden Einwanderern einen Theil ihrer Ländereien zu verkaufen. Ich konnte nicht umhin Sir George mein Befremden über seinen, wesentlich socialistischen, Gesetzesvorschlag auszudrücken. Er entgegnete, die äußersten Uebel können nur durch die äußersten Mittel geheilt werden. Bleibt zu erwägen ob das Mittel nicht schlimmer ist als das Uebel.

Die radicale Partei, welche von ihrem nahe bevorstehenden und vollständigen Triumph überzeugt ist, geht noch weiter. Sie verlangt einfach die Abschaffung des Grundeigenthums und die Ersetzung desselben durch ein Pachtssystem, in der Weise daß kein Grundstück für längere Zeit als 21 Jahre verpachtet werden dürfe.

Kann man den Worten der Minister, in öffentlichen Versammlungen sowie im Privatverkehr, auch mir gegenüber, geäußert, Glauben schenken so unterliegt es keinem Zweifel daß sie sich für die „Nationalisirung“ des Bodens sowie für die gänzliche Einstellung des Verkaufs von Kronländereien entscheiden werden. Der gesammte Grundbesitz muß, wie sie behaupten, an den Staat übergehen. Die Grundbesitzer, freeholders müssen in Pächter, holders under the law, verwandelt werden. Das bezügliche Gesetz wird nicht unmittelbar aber in einer nicht fernen Zukunft durchgebracht werden. Mittlerweile, stellt die Regierung den Verkauf der crownlands ein, und verpachtet, versuchsweise, kleine Grundstücke für einen bestimmten kurzen Zeitraum.

Dies ist das Programm der gegenwärtigen Minister. Man bezweifelt, wie bereits erwähnt, ich weiß nicht mit welchem Grunde, ihre Aufrichtigkeit. Aber aufrichtig oder nicht, ist ihre Sprache nur der Wiederhall dessen was die Massen wollen, und die Massen werden in kürzester Zeit, wenn sie es nicht schon sind, auf Neuseeland die Herren der obersten Gewalt sein.

Während ich vorstehende Zeilen in mein Tagebuch eintrage, steuert die *Zealandia* öden, zerklüfteten, felsigen Gestaden entlang. Wir befinden uns an den nördlichen Ausläufen des Nordlandes, wo ein paar hundert Weiße sich in zerstreuten Gehöften angesiedelt haben, während dort eine unbekannte, nicht sehr große Anzahl wilder Nomaden als Jäger und Fischer ihr Leben fristen. Auf der ganzen Reise behandelte uns das Stille Meer, ungeachtet seines friedlichen Namens, mit entschiedener Ungnade. Aber dies sicht den amerikanischen Leviathan, der nie rollt und nur selten stampft, in keiner Weise an. Nicht rasch aber majestätisch bewegt er sich vorwärts. Eines Tages hatten wir das schöne und seltene Schauspiel eines Sturmes bei Sonnenschein. Endlich, am 17. November morgens, lief die *Zealandia* durch die Heads in die wundervolle Bucht von Sydney ein.

Dritter Theil.

Australien.

I.

Seereise von Colombo nach Albany, Glenelg und Melbourne.*

Vom 9. zum 27. April 1884.

Unterseeische Vulkane. — Die Kokosinseln. — Albany. — Ein Cyflon. — Glenelg. — Ankunft in Melbourne.

Der Shannon der P and O (Peninsular und Oriental) Company verließ Colombo auf Ceylon am 10. April 1884. Ausnahmsweise begünstigt uns das Wetter. Rasch und sanft durchschneidet der Dampfer die, in diesem Monat, gewöhnlich sturmgepeitschten Gewässer des Indischen Oceans. An einigen Stellen gewahren wir, von einem Horizont zum andern, lange weiße Streifen. Es sind Bimssteine welche irgendein unterseeischer Vulkan auf die Oberfläche gespieen hat.

Wir steuern in geringer Entfernung an einer Gruppe kleiner

* Ich landete dreimal in Australien: in Melbourne vom Cap, in Sydney von Neuseeland, endlich zum zweiten mal in Melbourne, von Indien kommend. Zur größern Bequemlichkeit des Lesers vereinige ich in demselben Kapitel meine während eines dreimaligen Aufenthaltes in Australien gemachten Wahrnehmungen. Ich erzählte bereits die Ueberfahrten von Afrika nach Melbourne und Neuseeland, und von dort nach Sydney. Indem ich den dritten Theil meines Buches mit der Beschreibung meiner letzten Reise nach Australien beginne, begehe ich einen Anachronism welchen man verzeihen möge. Die beschwerliche Seefahrt durch die Meerenge von Torres nach Indien folgt an ihrem natürlichen Platze.

Eilande vorüber, Koko genannt. Ein schottischer Farmer, welcher die holländische Flagge aufgehißt hat, besitzt, bewohnt und bebaut sie mit seiner Familie. Dieser Robinson Crusoe soll sich dabei sehr gut befinden. Ein kleines Segelschiff unterhält die Verbindung zwischen seinem kleinen Königreich und Batavia wo, für ihn, die civilisirte Welt beginnt.

Als wir uns Australien nähern trübt sich das Wetter. Die Wogen waschen über Deck. Um von meiner Kajüte am Vordertheil, in unmittelbarer Nähe des Schaffstalles, in den Speisesaal zu gelangen bedarf ich des Beistandes einiger Matrosen. Aber ich ziehe die Einsamkeit, nur mit Hammeln getheilt, dem großen Salon vor welcher, auf dieser Ueberfahrt, mit seekranken Passagieren, mit musizirenden Damen, mit schreienden Babies überfüllt ist.

Endlich ist Cap Leeuwin in Sicht und am nächsten Morgen, 21. April, läuft der Shannon in den König-Georg-Sund ein. Entfernung von Colombo 3795 Seemeilen. Ein unerquicklicher Anblick: am Eingange niedere sandgefleckte Felsen; dann der Sund eingerahmt von niedern steinigen Hügeln, theils nackt theils mit Heidekraut bewachsen. Kein Baum, keine Spur von Cultur. Aber eine oder mehrere Flotten könnten hier vor Anker liegen und nichts wäre leichter als den Eingang zu besfestigen, was auch nächstens geschehen wird.

Der Dampfer hält vor der entstehenden Stadt Albany. Von ferne gesehen, gleicht sie den kleinen Seehäfen in Cornwallis oder Irland. In der Nähe betrachtet, ist es der Embryo einer australischen Stadt: wenige weiße Häuser mit grauen Dächern, schnurgerade, übermäßig breite Straßen, meist noch ohne Gebäude. Wir sehen eine große anglikanische Kirche und eine sehr schöne katholische Kapelle in welcher ein spanischer Priester den Gottesdienst versieht. Die Entfernung von hier nach Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, beträgt 130 Meilen, und bald soll eine Eisenbahn beide Städte verbinden. Albany wird dann, so hofft man, das große Entrepot für den Wein, das Getreide und

die übrigen Producte der Umgegend von Perth werden. Die Deutschen bilden ein bedeutendes Element in dieser Colonie. Im Sommer wie im Winter, wie das ganze Jahr hindurch, ist das Klima mild, nie übermäßig heiß, aber immer feucht. Man könnte sich in Irland glauben. Passatwinde wehen ohne Unterbrechung, abwechselnd, von Ost und West.

Mr. Lofie, Agent der Colonialregierung, auch Resident betitelt, und seine Frau, die Insassen eines sehr bequemen und hübschen Cottage welches wunderbarerweise die Stürme noch nicht fortgetragen haben, bieten sich mir als Führer an. Wie sie an ihrer neuen Heimat hängen, und welche Hoffnungen und Pläne der Zukunft! Diese langen, von Hecken umsäumten Wege sind in ihren Augen bereits zu prachtvollen Straßen geworden. Fußgänger und Reiter, Dampfomnibusse und elegante Equipagen drängen sich zwischen den Reihen stattlicher Paläste. Natürlich ist dies alles dermalen noch ein Gebilde ihrer Colonialphantasie. Aber dieser naive und feste Glaube in die Zukunft, der sie belebt, der sie antreibt, der sie nie verläßt, auch nicht in Zeiten der Prüfung und arger Enttäuschung, dieser merkwürdige Zug im Charakter der australischen Colonen führt endlich zum Erfolg. So wahr ist es daß nur wer Unmögliches anstrebt Großes vollbringen kann. Mr. und Mrs. Lofie zeigen mir also den Club, über den ich natürlich mit ihnen in Ekstase gerathe, obgleich er nur ein kleines Häuschen ist mit einem Bücherbret und einigen Bänden: die zukünftige öffentliche Bibliothek, die anglikanische Kirche, einige gute und stattliche Häuser am Hafen, die ersten Gartenanlagen deren künftige Pflanzen und Blumen einst mit den Passatwinden kämpfen werden, endlich die Aussicht auf die Bucht, dermalen das trostlose Bild der Wildniß. Aber wie schön wird sie sein, wenn die Sanddünen in grünende Aecker, das Gestrüpp in Lustgärten verwandelt sind; wenn die Klippen reizende Villen auf ihrem Scheitel tragen, beschattet von ehrwürdigen Norfolklichten oder zitternden Silberpappeln; wenn die stille Laguna belebt wird durch zahllose

Segelschiffe und rauchende Dampfer. Das ist Albany betrachtet durch das coloniale Prisma. Und doch, ist dies alles ein Traum; ein leerer Wahn? Gewiß nicht. Was anderwärts geschah, warum soll man es nicht auch in Westaustralien erleben? Nur eins thut noth. Der Wille, und diesen besitzt man.

Eine winzige Barkasse bringt mich nach dem Shannon zurück, wo ich vom Regen und Gischet durchnäßt ankomme. Aber plötzlich wird das Wetter heiter und kalt. Alte Matrosen, die diese Breiten wohl kennen, schütteln den Kopf. Sollte dies ein schlimmes Anzeichen sein?

Am nächsten Morgen überfällt uns ein Cyklon. Er bläst von Nord und treibt nach Süd. Die See, siedendes Wasser in einem Kessel, ist prachtwoll. Himmel und Wasser fließen ineinander: ein ungeheureres Leichentuch, bereit uns zu umfangen. Erscheint die Sonne für Augenblicke, so glänzen die Wogen in der Farbenpracht des Saphir. Aber alsbald hüllt sie sich wieder in ihre fahlen Schleier. Der Dampfer rollt und stampft wie ich es selten erlebte. Gehorcht er noch dem Steuer? Gebunden an meinen Reifestuhl, welcher mit Stricken befestigt ist, befinde ich mich im ausschließlichen Besitze des Sturmdecks. Ein erhabenes Schauspiel! Ist Gefahr vorhanden? Wozu die Frage? Es handelt sich darum aus einem Trichter zu entkommen, welcher sich wahrscheinlich von Nord nach Süd verrückt und dessen Durchmesser wahrscheinlich gegen zehn Meilen beträgt. Aber wo befindet sich der Mittelpunkt des Trichters? Hierauf kommt alles an. Ich hörte Kapitäne sagen daß sie sich, in ähnlicher Lage, nach gewissen, sichern Anzeichen richten. Andere hörte ich behaupten daß diese Anzeichen häufig täuschen. Eins nur ist gewiß: man muß dem Zauberkreise entkommen. Gelingt dies nicht, so wird man verschlungen.

Es ist Nacht, aber keine schwarze. Bleiche Lichter irren über dem Wasser umher. Woher kommen sie? Wer weiß es? Von Zeit zu Zeit überwältigt mich der Schlaf, und im Traume sehe ich mich zurückversetzt nach dem sonnigen Zauberlande

welches ich kürzlich verließ. In einem Haudah sitzend, fühle ich die heftigen Bewegungen meines Elefanten der, im rasenden Laufe durch die brennenden Sandwüsten Rajputanas dahineilt. Dann bringt mich ein plötzliches Erwachen zurück in die unheimliche Wirklichkeit meiner Lage. Aber die Neugierde, ein brennender Wunsch den Ausgang des Abenteuers zu errathen, läßt keine andere Empfindung aufkommen. Wird es gelingen die Peripherie des Kreises zu überschreiten? Ein Matrose, mein guter Freund, kommt von Zeit zu Zeit um nachzusehen ob Belz und Stuhl in der richtigen Verfassung seien. Er gibt mir dann die neuesten Nachrichten. Die Passagiere, sagt er, seien fast alle seekrant und nur wenige ahnen in welcher Lage sich das Schiff befindet.

Endlich graut der Morgen, ohne daß der Sturm sich zu legen scheint. So vergeht der lange Tag. Von meinem Platze kann ich die verschiedene Decke übersehen. Das Boot ist äußerst seetüchtig, die Maschine erster Kategorie; der Kapitän, die Offiziere, die englischen Matrosen dergleichen. Auf ihren männlichen Zügen lese ich Pflichtgefühl und Ernst, aber keine Spur von Entmuthigung. Dagegen scheinen die Laskaren und Malaien, Matrosen und Aufwärter, in sehr bewegter Stimmung. Die Angst bleicht ihre schwarzen Gesichter.

Die folgende Nacht ist noch sehr schlecht, aber ich verbringe sie, immer am Deck, in tiefem Schlafe. Am nächsten Morgen (24. April) um 5 Uhr überschreitet der Shannon die Kreislinie des Cyflon. Da Sonne und Horizont sichtbar sind, kann der Kapitän seine Beobachtungen anstellen. Sie ergeben daß das Schiff, nach Süden getrieben, 383 Meilen zurückgelegt hat ohne sich seiner Bestimmung zu nähern.

Um Mittag sind die von 300 weißen Fischern bewohnten Känguru-Inseln in Sicht. Um 9 Uhr abends Ankunft auf der Rhede von Glenelg, Hafen und Vorstadt von Adelaide, der Hauptstadt von Südastralien. Das Unwetter hält an, und obgleich durch das Land geschützt, rollt der Shannon gewaltig auf seinen Anfern.

Am nächsten Tage verweilte er, um seine Ladung einzunehmen, noch bis gegen Abend auf der Rhede. Ich konnte Adelaide nicht besuchen. Es ist der Mittelpunkt einer wohlbebauten Gegend welche vorzüglich Wein und Getreide erzeugt und, in den letzten Jahren, große Fortschritte gemacht hat. Unter den wohlhabenden Pflanzern gibt es viele Deutsche.

Süd- und Westaustralien empfangen den Regen welchen ihnen die Süd- und Südwestwinde bringen. Der Boden ist dermaßen erhitzt daß das Wasser verdunstet ehe es Zeit hat in ihn zu dringen, wenn nicht ein dem Regen vorangehender, sehr starker und anhaltender, Wind das Erdreich bereits gehörig abgekühlt hat. Ganz anders sind die atmosphärischen Verhältnisse von Victoria und New-South-Wales, weil diese Colonien unter dem Einflusse der Aequatorialgegenden stehen und die Regen von Nord und Nordost erhalten.

II.

Victoria.

Vom 5. zum 10. October 1883; vom 27. April zum 5. Mai 1884.

Geschichtliche Notizen. — Wirkung der Entdeckung von Goldminen. — Physiognomie von Melbourne. — Die intercoloniale Eisenbahn.

Die Geschichte dieser Colonie ist bald erzählt.* Am Anfang des Jahrhunderts ankerte ein Lieutenant der englischen Marine am Eingange einer Bucht und benannte sie, nach dem ersten Gouverneur von New-South-Wales, Port Philip. Im Jahre 1827 ließ sich dort ein Mann nieder, Namens Batman. Er war aus der Umgebung von Sydney gebürtig und in Vandiemensland, jetzt Tasmanien, ansässig. Einige Jahre später folgten ihm ein Mr. Fawkner mit einigen andern Pflanzern aus Tasmanien, und Fawkner siedelte sich an der Stelle an wo heute die Metropole der Colonie, die Stadt Melbourne, steht. Die Käufe welche diese ersten Pioniere mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossen hatten wurden von dem Gouverneur von New-South-Wales nicht anerkannt weil, wie bereits erwähnt, die englische Regierung den Grundsatz aufgestellt hatte daß der

* Es dürfte dem Leser angenehm sein daß ich ihm, in wenigen Worten, die Entstehungsgeschichte der australischen Colonien in das Gedächtniß zurückrufe. Vgl. „Handbook for Australia and New Zealand“ und A. Trollope's „Australia and New Zealand“.

australische Boden Kroneigenthum sei, über welchen die Eingeborenen nicht verfügen können. Im Jahre 1836 kam der erste britische Staatsdiener an, und im folgenden Jahre wurde der neuen Niederlassung der Name des damaligen Premierministers (Lord Melbourne) verliehen. Um jene Zeit und noch einige Jahre später, bestand diese Hauptstadt aus einigen hölzernen Häusern, zwei Gasthöfen und einer kleinen, gleichfalls hölzernen, Kirche; ein Baum diente als Glockenthurm. Da Schafe selten waren, lebte man von Kängurusfleisch. Im Jahre 1856 wurden die Niederlassungen von Port Philip als eine Colonie mit verantwortlicher Regierung anerkannt und, nach der Königin, Victoria genannt.

Victoria, außer Queensland, die jüngste unter den australischen Colonien, trat unter ungünstigen Verhältnissen in das Leben. Sie konnte nicht wetteifern mit Südaustralien welches bereits die große Kornkammer des Continents geworden war, noch mit New-South-Wales wo die Viehzucht blühte. So fristete sie denn ein spärliches Dasein bis zur Entdeckung der reichen Goldlager von Ballarat. Von jenem Tage an war Melbourne's Glück gemacht. Gold, Gold und wieder Gold! Die Einwanderer strömten massenhaft in das Land. Sie gehörten größtentheils den niedern Ständen an. Gold und Demokratie gelangten zur Gewalt. Ein Spaziergang in den Gassen der Stadt Melbourne macht dies anschaulich; denn Gold und Demokratie haben ihnen ihren Stempel aufgedrückt.

Ich werde hier auf keine Erörterung der Demokratie eingehen, aber, in Betreff des Goldes, gedenke ich eines in Californien oft vernommenen Wortes: *mining is a curse*. Goldgräberei ist ein Fluch. „Täuschen wir uns nicht“, sagte ein protestantischer Prediger in San-Francisco, „niemals, die Erfahrung lehrt es, hat sich die Gesellschaft auf goldhaltigem Boden in befriedigender Weise gründen und entwickeln können. Die Natur selbst wird zum Verräther. Sie verdirbt den Menschen, sie verführt, sie betrügt ihn. Sie spottet seiner Mühen; sie ver-

wandelt seine Arbeit in ein Hazardspiel und sein Wort in Lüge.“* Denselben Gedanken, weniger beredt, hörte ich ausdrücken in Südafrika, in Neuseeland, in Australien. Aber die Goldminen, oft so verderblich für den treuen und beharrlichen Anbeter des goldenen Kalbes, verwandeln sich in einen Segen des Himmels für jene welche, durch grausame Enttäuschungen belehrt, dem Gözen entschieden den Rücken kehren. Bald entdecken sie an der Schwelle ihres Hauses die reichern, unererschöpflichen, sich immer erneuernden Schätze eines jungfräulichen Bodens. Sie würden ihn nie betreten haben, hätte sie nicht der verführerische Reiz des Goldes herbeigelockt. Dies ist die Geschichte aller Goldländer.

Melbourne, 5. bis 10. October 1883. — Ich genieße hier, im Hause des Gouverneurs Marquis von Normanby, der Ruhe, angenehmer geselliger Beziehungen und einer edlen Gastfreundschaft. In den ersten Stunden des Morgens, Spaziergang in den grounds vor dem Palaste, dann wird, mit Hülfe eines kleinen Schlüssels, in den anstoßenden botanischen Garten gedrungen. Eine hübsche Theaterdecoration! Die Eucalyptus welche, in diesem Lande auf jedem Schritte, daran mahnen daß uns der Durchmesser des Erdballs von Europa trennt, sind hier durch andere, aus der Ferne eingeführte, Bäume ersetzt. Die Coniferen walten vor, und unter diesen nimmt natürlich die Fichte der Insel Norfolk den ersten Platz ein. Gut gezeichnete Pfade führen sanft abwärts zum Teich, auf welchem weiße und schwarze Schwäne, schwarz und weich wie Sammt, majestätisch umher schwimmen. Die Riesenbäume der Ufer und die exotischen Gewächse einiger Miniaturinseln spiegeln sich in der stillen Wasser-

* Ich habe diese Worte in meinem „Spaziergang um die Welt“ angeführt.

fläche. Von den Höhenpunkten des Gartens, überfieht man das Panorama von Melbourne. Die Stadt mit ihren Vorstädten verbreitet sich über zwei niedere Hügelzüge, steigt und sinkt mit den Bewegungen des Bodens, verliert sich allmählich zwischen andern, fernern Anhöhen. Das Auge, wohin immer es sich wende, gewahrt nur Häuser und Gärten, und, am Horizont, wolkenähnlich, in zartem Farbenspiele, wechselnd mit der wechselnden Stimmung der Atmosphäre, die ungewissen Umrisse eines weithin sich erstreckenden Gebirges. Dieser botanische Garten, mit seinen Baumgruppen und Kiosken, seinen Bächen und Teichen, mit dem nahen Government-Hause, welches stattlich anzusehen ist und schön wäre ohne den unschönen Thurm, verdient in vollem Maße den Ruf dessen er genießt. Ja man darf behaupten daß er einzig in seiner Art ist. Sein frisches und mannichfaltiges Grün bildet einen angenehmen Gegensatz mit der rosiggrauen Masse von Häusern und Kirchtürmen welche den Hintergrund des Gemäldes bildet. Der Yarra-Yarra fließt zwischen dem Garten und dem vornehmsten Stadtviertel. Das übrige verduftet in der Ferne, und nur die Abstufungen des Lichts und der Schatten gestatten die ungeheure Ausdehnung der jungen Metropole zu errathen.

In den Straßen herrscht, trotz des hier wie in Südafrika, Neuseeland und anderwärts dernalen daniederliegenden Handels, ein lebhaftes Treiben. Einen eigenthümlichen Charakter besitzen sie aber nicht. Um die Mitte des Tages bilden die sehr sorgfältig gekleideten Frauen die Majorität. Nur morgens und abends, nach Schluß der Gewölbe und Magazine, wird die männliche Bevölkerung sichtbar. Die Männer haben alle eine gewisse Familienähnlichkeit. Es sind Goldgräber, nur graben sie nicht in den Minen. Aber jedermann will reich werden. Jedermann hat also dasselbe Ziel vor Augen. Daher derselbe Ausdruck auf allen Gesichtern. Eine Art moralischer Uniform die jedermann trägt. Die Frauen sehen weniger eingenommen aber einnehmender aus. Gegen 4 Uhr füllen sie die Straßen, in welchen sich die

eleganten Kaufläden befinden. Es fehlt dann auch nicht an schönen Equipagen mit dem Kutscher in Livree; aber immer ohne Bedienten. Männliche Domestiken existiren nicht. Lord Normanby hat die seinigen aus England mitgebracht und sie werden ihm wieder dahin folgen. Es ist die einzige Ausnahme.

Zwei Kategorien von Gebäuden zeichnen sich aus: die Banken durch einen pomphaften Palaststil, die Kirchen durch eine große Mannichfaltigkeit der Bauweise. Die gothische ist vorherrschend. In den eleganten Gassen stören die vielen Lücken der unverkauften Bauplätze. Natürlich kreuzen sich die Straßen im rechten Winkel und verlängern sich unabsehbar. Treffen sie einen steilen Abhang, so erklettern sie ihn ohne die gerade Linie zu verlassen, als ob sie den Himmel erstürmen wollten. Dies erinnert an San-Francisco. Ueberhaupt bietet Melbourne mehr Aehnlichkeit mit amerikanischen als mit englischen Städten; aber Männer und Frauen tragen ein britisches Gepräge. Die Gassen in welchen sich keine Kaufläden befinden sind mit Bäumen bepflanzt. In allen andern ist der Baum auf das strengste verpönt. Der Gemeinderath, meist aus Kleinhändlern bestehend, findet daß das Laub die Auslagen der Buden verhüllt und daher den Verkauf beeinträchtigt.

Es gibt mehrere sehr schöne Gebäude. Offenbar haben die Architekten in Rom, in Frankreich, in England studiert. Es ist leicht das Modell zu erkennen welches ihnen vor Augen schwebte. So ist das Regierungshaus mit den Kanzleien der Ministerien, ein schöner Renaissancebau. Er sowie die katholische Kathedrale im gothischen Stil und mehrere andere Kirchen sind wirkliche Kunstwerke. Allerdings mit Geld, und hieran fehlt es nicht, kann man monumentale Bauten ausführen. Aber hier wird mit Geschmack und Kunstfinn gebaut. Ein Verdienst, seltener als man glaubt, und werth erwähnt zu werden.

Die Einwohner sind, mit Recht, stolz auf ihre Stadt. Wenn man bedenkt daß sich hier vor vierzig Jahren eine von Wilden und Känguru bewohnte Einöde befand, glaubt man zu träumen.

Government=House welches, wie bereits gesagt, eine Anhöhe außerhalb der Stadt, am linken Ufer des Jarra=Jarra krönt, wurde von der Colonie mit einem Kostenaufwand von 100000 Pfd. St. erbaut! Der Tanzsaal übertrifft an Länge den großen Saal im Buckingham=Palast, dem Wohnsitz der Königin von England, um 18 Schuhe. Die Victorier wollen nämlich alle in allem übertreffen. Man tadelt sie deshalb und macht sich über sie lustig, aber ich denke mit Unrecht. Menschen welche keine Bedenken kennen, welchen kein Unternehmen zu schwierig scheint und welche vor keinem Hinderniß zurückscheuen, solche Menschen bringen es weit. Es beweist dies weniger Selbstüberschätzung und Gefallsucht als Berwegenheit und Kraft. Aber Berwegenheit und Kraft führen zum Erfolg wenn sie nicht zum Untergang führen.

Dem Gouverneur verursacht die übertriebene Weiträumigkeit seiner Empfangsgemächer erhöhte Auslagen und, in geselliger Beziehung, manche Verlegenheit. Jeder Victorier ist berechtigt auf dem Ball des Gouverneurs zu erscheinen, und die Gastfreundschaft Sr. Excellenz kennt nur die durch den Raum gezogenen Grenzen. Je größer das Appartement desto gemischter die Gesellschaft. Doch hieran wird niemand Anstoß nehmen, außer wer die hiesigen Zustände nicht versteht oder nicht verstehen will.

Mein Amphitryon fährt mich durch die Suburbs (Vororte), nach dem Dorfe Kew. Es war eine etwa 15 Meilen lange Fahrt über ein wellenförmiges Terrain, durchfurcht von trefflichen Straßen oder vielmehr breiten Gassen welche, wegen der geringen Höhe der Häuser, noch breiter scheinen als sie sind. Eigentlich sind es nicht Häuser sondern Häuschen, meist zierliche Cottages mit eisernen Dächern, auf drei Seiten von einer Veranda umgeben und immer in einem Gärtchen oder auf einem Fleck Rasen stehend der jetzt wie grüner Sammt und,

während drei Viertel des Jahres, wie die Wüste Sahara aussieht. Nicht nur reiche oder wohlhabende Familien wohnen hier, sondern auch sehr kleine Leute. Aber, obgleich im raschen Trabe fahrend, konnte sich mein Auge doch an den glänzenden Fensterscheiben erfreuen, den frisch gewaschenen weißen Vorhängen, überhaupt an den Anzeichen der Ordnung und der Reinlichkeit, welche in diesen bescheidenen Wohnstätten herrschen. Der Yarra-Yarra bringt einige Abwechslung in dies etwas einförmige Stillleben. Zwischen Trauerweiden schlängelt er sich dahin. Aber an manchen Stellen könnte man ihn beinahe malerisch finden.

In dieser Jahreszeit des Ueberganges vom Winter zum Frühling folgen sich Regen und Sonnenschein, Windstöße und Windstille mit großer Raschheit und unaufhörlich. Der Himmel sieht übelläunig aus, und wenn er hier und da lächelt so ist es ein gezwungenes Lächeln. Dichte Wolken werfen ihre schwarzen aber durchsichtigen Schatten über die Gegend. Der Wind verscheucht sie um sie alsbald wieder zurückzuführen. Die Sonne ist brennend, die Luft eisig.

Die öffentliche Bibliothek steht von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr abends jedermann offen. Der Leser sucht selbst sein Buch und trägt es dann an seinen Platz zurück. Ich fand eine beträchtliche Anzahl von Männern, aber die Mehrzahl war schlecht gekleidet und schien nur gekommen zu sein um die Zeit zu tödten. Ganz gewiß gehören sie nicht der ausgewählten Gesellschaft an. Die ausgewählte Gesellschaft arbeitet; sie hat keine Zeit zum Lesen.

Heute Abend ein sehr angenehmes kleines Diner in Government-House. Unter den Gästen befindet sich eine hübsche und junge Australierin welche morgen, mit ihren Kindern, nach England abreist. Der Gemahl, ein großer Squatter, wird ihr in einigen Tagen folgen. Dies junge Paar sprach von der Reise

wie man von einem Ausfluge von Wien nach Baden spricht. Die Frau nimmt den Morgen- der Mann den Abendzug. Bei den Antipoden verliert man eben den Begriff der Entfernung und denkt nicht an die möglichen Unfälle zur See. Wer im dritten Stock wohnt steigt, ohne es zu bemerken, die endlosen Treppen hinauf. Seine Besucher, freilich, kommen athemlos an. Gebirgsbewohner gehen mit vollem Gleichmuth längs Abgründen deren Anblick hinreicht den Bewohnern der Ebene den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben. Es ist Gewohnheitsache.

Melbourne. Vom 27. April zum 5. Mai 1884. — Mein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt, fällt in den Beginn des Winters. Himmlische Tage! Ein Wetter wie Saphir, würde man in der Türkei sagen: eine strahlende Sonne, ein wolkenloser Himmel, von einem etwas undurchsichtigen Lichtblau, an Porzellan von Sevres erinnernd; die Luft elastisch und anregend; das Land verbrannt infolge der Sommerdürre; der Rasen in Staub verwandelt; das Laub grün, d. h. immergrün, jenes matte traurige Grün der Bäume welche das ganze Jahr über dieselbe Livree tragen. Außerhalb des botanischen Gartens und einiger schöner Anlagen in der obern Stadt, Eucalyptus, nur Eucalyptus, immer Eucalyptus, mit seinen krampfhast gerungenen Nestern, mit den hängenden Blättern die zu sagen scheinen: Suche keinen Schatten bei mir, ich habe keinen zu bieten. Aber ich kümmerge mich wenig um das was auf der Erde vorgeht, ich erhebe den Blick zum Himmel, schlürfe die herrliche Luft mit vollen Zügen, und erfreue mich, nach dem bewegten Treiben der letzten Monate, des Daseins und der Ruhe in diesem irdischen Paradies.

Lord und Lady Normanby sind abgereist. Die Fahne der Königin weht nicht mehr vom Thurm des Government-House dessen hermetisch geschlossene Fenster und Thore die Abwesenheit des Vertreters der Krone versinnlichen. Jedermann spricht

mir von dem eben geschiedenen Gouverneur. Man sprach weniger von ihm während seiner Anwesenheit, und das gereicht ihm zum Lobe. In ruhigen Zeiten ist es nicht nöthig daß ein hoher Functionär beständig auf der Schaubühne figurire. Er erfüllt seine Pflicht wenn er die Maschine im Gange erhält, von sich selbst möglich wenig reden macht und jedes Aufsehen vermeidet. Es ist dies ein Mittel das Vertrauen in die bestehenden Zustände zu befestigen. Ohne dies Vertrauen gibt es keinen Credit und daher keine Arbeit, und ohne Arbeit keinen öffentlichen Wohlstand. So beurtheilen hier die bedeutendsten Persönlichkeiten die Amtsverwaltung ihres letzten Gouverneurs. Marquis von Normanby, Sohn meines englischen Collegen in Paris zur Zeit der zweiten Republik und des Staatsstreichs, durch mehrere Jahre im Unterhause als Whipper-in für die Whigs thätig, konnte in spätern Jahren seine im Parlament erworbene Erfahrung verwerthen, zuerst als Gouverneur in Halifax, dann in Neuseeland und endlich in Victoria. Zugleich Staatsmann und gentleman of the sport, mußte er sich hier der strengen Colonialetikette unterwerfen, welche ihm nicht gestattete Besuche zurückzugeben oder sich anders in den Straßen zu zeigen als in seiner Carrosse mit einem Stallmeister an der Wagenthür. Aber einmal, außerhalb der Stadt, kutschirte er selbst sein feuriges Biergespann zum nicht geringen Ergötzen der Menge die, trotz ihrer schwieligen Hände und der demokratischen Gesinnungen, den großen Herrn aus Altengland mit Vergnügen betrachtete.

Der botanische Garten hat, vom Yarra-Yarra bewässert, sein frisches Grün bewahrt. Der Sonntag füllt die Pfade und Rasenplätze mit Spaziergängern, und einige Weiber und Männer der Heilsarmee singen und predigen zur geringen Erbauung der Zuhörer und beständig unterbrochen durch grobe oder unflätige Witze, wobei sich die Larikins hervorthun. So

nennt man misrathene junge Bursche, eine Geißel der australischen Großstädte, würdige Rivalen der berliner Louis oder der wiener Kappelbuben. Die Soldaten der Heilsarmee, besonders die Weiber, sahen äußerst gemein aus. Ihre Gesänge erinnern an die der blinden Bettler in unsern Städten. Von Zeit zu Zeit trat eine der Frauen vor und hielt eine kurze Predigt: „Wann werdet ihr sterben? Ihr wißt es nicht. Vielleicht in zwei, vielleicht in drei Stunden, vielleicht heute Abend, vielleicht morgen. Der Erlöser streckt die Arme nach euch aus. Vereuet euere Sünden.“ Es waren immer dieselben Worte, in dem Tone einer Schülerin welche ihre Lection hersagt, und mit den Bewegungen eines Automaten, vorgebracht. Ein Mann, der halb Geistlicher und halb Hanswurst schien, dirigitte die Vorträge. Die Zuhörer lachten und die Larikins brüllten. Eine ekelhafte Scene, aber, näher betrachtet, vielleicht doch auch ein, wenn man will, grotesker Protest gegen die große Bewegung deren Zweck die Entchristlichung der Gesellschaft ist.

Der Club gefällt mir. Ich bewohne eine Zelle und schlafe in dem Bett eines Mönches. Außerdem ein oder zwei Strohstühle, dagegen aber fürstliche Wasch- und Badeanstalten. Mehr verlange ich nicht. Der Tisch ist gut bestellt, die Bedienung desgleichen und der Speisesaal groß und lustig. In der Bibliothek gestatten die hohen, jetzt stets geöffneten Fenster dem Licht und der Wärme Eingang, und bequeme Armstühle laden zu Betrachtungen oder zur Lektüre ein. Man findet hier alle australischen Zeitungen welche jedoch nur für Leute Interesse haben können die Gold suchen oder mit Ländereien und Vieh Handel treiben. Daneben liegen aber auch die neuesten englischen Blätter, Revuen und Flugschriften auf. Es ist wirklich ein Club wie wenige. Wenn man ohne Schwierigkeit zu den Garden parties und Bällen des Gouverneurs Zutritt findet, so läßt sich dasselbe

nicht von dem Melbourne-Club sagen. Die aus der Demokratie Hervorgegangenen werden leicht zu Aristokraten, und der Exklusivismus, der dem menschlichen Herzen eigen zu sein scheint, setzt sich über die gleichheitlichen Institutionen ohne Scrupel hinweg. Die Geschichte beweist, meine Reisen um die Welt bestätigen diese Thatsache.

Die Universität, ein schönes in einem Garten stehendes Gebäude, ist, in jedem Sinne des Worts, eine Wiege der Wissenschaft. Man spricht sehr vortheilhaft von den Professoren und Studenten. In den neuen Ländern ist der jedermann befehlende Wunsch möglichst rasch reich zu werden der große Feind der Wissenschaft. Wissen hat für den australischen Studenten in der Regel nur Werth als ein Mittel früher als andere seinen Zweck zu erreichen, und dieser Zweck ist Gold. Eine Ausnahme, und es gibt deren, können nur edle und ausgezeichnete Naturen machen. Besitzen sie auch die nöthige geistige Begabung so müssen sie eine Leuchte der Wissenschaft werden.

Ich schlenderte eines Abends in Bourke-Street, wie Collins-Street, eine der großen Parallelstraßen, und gelangte durch eine mit elektrischem Licht prachtwoll erleuchtete Vorhalle in einen dunkeln halbgleeren Saal. Es ist das „Opernhaus“ und man gab Offenbachs „Blaubart“, eingerichtet für diese Bühne. Das Stück in seiner Verkleidung, die Truppe, die Ausstattung, das Orchester, der Saal und das Publikum bildeten ein wenig anziehendes Ganzes. Der Zufall hatte mich bei der Wahl des Theaters nicht begünstigt. Auch in London und Paris gibt es ähnliche entsetzliche Belustigungsorte.

Die jungen Herren in meinem Club waren hierüber verdrießlich und führten mich, um den ungünstigen Eindruck zu ver-

wischen, in das Bijouthheater. Ein sehr netter Saal, ein anständiges Publikum und eine gelungene Vorstellung. Hierzulande spielen zuweilen ganz gute englische Truppen, aber niemals oder höchst selten Schauspieler ersten Ranges, weil der Australier, in Melbourne, in Sydney, in Adelaide, 4 Schillinge für den Sitz zahlt, bei großen Anlässen 5, unter keinerlei Umständen mehr. Dafür kann man keine Patti oder Nilsson hören. Die Histori, die große Tragödin, hat diese antarktischen Gegenden vor vielen Jahren besucht, und die in den beiden Amerika gemachte reiche Goldernnte mußte das Deficit der Expedition nach den Antipoden decken. Für Virtuosen ist dies also kein günstiger Boden.

Kann man es den Australiern verübeln? Ich glaube kaum. Die ungeheure Mehrzahl will Geld gewinnen, nicht ausgeben. Die Leute wollen keine Wechsel ziehen auf eine ungewisse Zukunft und bleiben bei ihren 4 Schillingen für den Fauteuil, woran sie wohl thun.

Beim Nachhausegehen glaubte ich mich nach Paris auf den Boulevard des Italiens versetzt. Die Menge drängte sich in Bourke-Street, darunter viele Herren und einige Damen in Abendtoilette. Die Kaufläden waren glänzend erleuchtet und die Restaurants zeigten bei elektrischem Licht Hummern, Austern, Früchte und sonstige Leckerbissen. Man kam und ging. Ganz wie in Paris; die Täuschung war vollständig aber von kurzer Dauer. Dies bewegte Treiben beschränkt sich auf einen sehr geringen Raum. Ein paar Schritte weiter, herrschen Dunkel und Einsamkeit.

Ich habe bereits der Goldminen erwähnt und der vielen Enttäuschungen die sich an sie knüpfen. Nur eine sehr geringe Anzahl der Goldgräber ist reich geworden. Große und ergiebige Geschäfte werden, in Victoria, hauptsächlich im Handel mit Ländereien gemacht. Auf diesem Wege werden ungeheure Vermögen erworben. Der „Landschacherer“ geht hierbei folgender

maßen zu Werke. Er kauft Weidegründe, kauft, verpachtet sie mit dem von ihm darauf gestellten Vieh, meist Schafen; und veräußert sie sodann mit großem Gewinn. Dies Vorgehen wird mehrmals wiederholt. Nach einer gewissen Anzahl von Jahren, sind diese Leute reich geworden und können, dem Wunsche ihres Herzens folgend, nach England zurückkehren. Auf diese Weise entstehen die „neuen Reichen“, die *nouveaux riches*. Aber die eigentlichen Squatter, jene welche nicht speculiren sondern Viehzucht treiben, verlieren an Bedeutung und steigen langsam die sociale Leiter herab.

Es wird mir versichert daß die, seit der Entdeckung des Goldes, so beträchtliche Einwanderung in den letzten Jahren fast gänzlich aufgehört hat. Die Regierung besteht aus Männern oder Freunden der untern Klassen welche keine weitere Einwanderung wollen. Daher wird dermalen den Immigranten keine Staatshilfe mehr gewährt. Noch vor kurzem bestritt die Colonie einen Theil der Reisekosten. Diese Subvention hat aufgehört. „Den Leuten aus dem Volke“, wurde mir gesagt, „welche, infolge des neuen Wahlgesetzes, unsere Herren geworden sind fehlt es nicht an Einsicht. Nur ist ihr Gesichtskreis ein beschränkter; aber sie wissen was sie wollen und sie kennen ihre Interessen, d. h. die Interessen ihrer Klasse, welche nicht immer die Interessen des Landes sind. Das Territorium der Colonie ist sehr ausgedehnt; ob es mehr oder weniger bebaut werde oder brach liege kümmert sie wenig. Sie wollen es aber für sich allein besitzen und zu ihrem ausschließlichen Vortheil ausnutzen. Was sie, über alles, befürchten ist ein Herabgehen des Arbeitslohnes. Also keine Concurrrenz! dies ist ihr Lösungswort. Sie wollen wol den Kuchen unter sich, sie wollen ihn nicht mit neuen Ankömmlingen theilen.“ — „Sehen Sie sich doch die Leute an“, sagte mir ein alter australischer Pionier, „welche vor den Trinkbuden stehen. Sie erwerben ihr Brot als Lastträger oder durch ähnliche Beschäftigungen, und sind unsere Herren und Meister. Ein jeder von ihnen ist Wähler. Sie haben die

Arbeitszeit auf acht Stunden festgesetzt, gewisse Vorrechte erlangt und die Einwanderung zum Stillstand gebracht. Daß dieses System zum finanziellen und ökonomischen Ruin des Landes führen muß sehen sie nicht ein. Vorderhand sind sie guter Dinge, verhältnißmäßig wohlhabend und daher zufrieden; aber es sind Leute die von ihrem Kapital leben.“

Die Männer der höhern Stände wurden, mit wenigen Ausnahmen, aus allen Aemtern verdrängt. Sie fühlen sich besiegt und fügen sich in ihr Loß mit dem Schweigen der Ergebung in das Unvermeidliche, denn sie wissen daß sie einen Umschwung zu ihren Gunsten nicht zu erwarten haben. Die neuen Herren und Gebieter gleichen Kindern welche in einen Speisesaal mit einer großen reichlich besetzten Tafel gedrungen sind. Sie schließen die Thüren um das Vorhandene allein zu verzehren, was sie doch nicht vermögen. So essen sie sich krank und der Rest der Speisen verdirbt.

In meinem Club werden Menschen und Dinge der Colonie fortwährend besprochen. Ueber die Menschen sind die Ansichten getheilt, aber über die Dinge herrscht nur Eine Stimme: Victoria ist, in jeder Beziehung, das erste Land der Welt. Und nicht nur junge Leute, auch ältere, verhältnißmäßig hochstehende, seit vierzig Jahren hier angesiedelte Männer, die „Pioniere“ Melbournes, gefallen sich in diesem Selbstlobe. Man nennt dies *blowing the trumpet*, in die Trompete stoßen. Sie blasen musterhaft, unermüdblich, mit kräftiger Lunge, und ich bin weit entfernt es ihnen übel zu nehmen. Am Ende ist es ja doch nur der ehrliche Ausdruck einer tiefen, wenngleich naiven, Ueberzeugung. Und dann ist es so wohlthuend vollkommen zufriedene Menschen zu sehen. Ich habe deren niemals in Europa begegnet.

Die Umgebung von Melbourne ist nicht malerisch, besitzt aber doch einige hübsche Punkte. So zum Beispiel ermangeln St.=Kilda oder Brighton keineswegs eines poetischen Anhauchs. Da findet man wohlgehaltene Gärten und kleine nette Häuser, freilich durch Unternehmer alle nach demselben Modell erbaut, und das Meeresufer, und die erfrischende Seeluft, und blaue Berge in der Ferne und, was die Hauptsache, gute freundliche Menschen.

In einem Theil der Wälder welche die ebengenannten Berge, noch mehr als die Entfernung, blau färben wachsen, an einer Stelle Black-Spur genannt, die höchsten Bäume der Welt. Sie haben die californischen Waldkönige entthront. Einige von ihnen erreichen die fabelhafte Höhe von 140 Meter. In der Nähe wird Weinbau betrieben. Den besten Traubensaft liefern die Weingärten eines schweizerischen Edelmanns, des Grafen Hubert von Kastella dessen Einladung ich leider, wegen Mangel an Zeit, nicht annehmen konnte. Seine Weine dürften, vorausgesetzt daß sie die lange Ueberfahrt ertragen, einst in Europa mit unsern ersten Gewächsen wetteifern.

Von Melbourne nach Sydney, 5. bis 6. Mai. — Nach langen Zögerungen, Berathungen, Unterhandlungen, welche einen Einblick in die Natur der internationalen Beziehungen gestatten, verstanden sich endlich die Regierungen von Victoria und New-South-Wales über den Anschluß ihrer beiderseitigen Eisenbahnen nächst der am Murray gelegenen Grenzstadt Albury. So kam die ununterbrochene Linie Melbourne-Sydney zu Stande. Es wurde sogar ein directer Zug eingerichtet welcher die Entfernung zwischen den beiden Hauptstädten, 580 Meilen, in 20 Stunden zurückgelegt. Dieser Eilzug, der also 30 Meilen in der Stunde fährt, besitzt noch den Reiz der Neuheit, und die Zeitungen geben täglich die Namen der Passagiere.

Das Land ist so wie ich es auf diesem Continent überall

sah: viele, wenige oder keine Eucalyptus; unabsehbare, horizontal gespannte Eisendräthe, welche die Runs oder Stationen der Squatter voneinander scheiden; sehr wenige Städte und diese meist nur aus einigen Häusern bestehend. Letztere, mit ihrer Veranda vor der Haupt- und einigen Nadelholzbäumen an den Nebenseiten, sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich. Eine trostlose Monotonie, nur übertroffen durch die des Waldes, des dichten, des halb gelichteten, des ausgerodeten Waldes. Der Vollmond ergießt sein Silberlicht über verkohlte Baumstämme, über Bäume die ihre Wipfel verloren haben, über entastete, über entblätterte Bäume, über die Skelete des Waldes die im Abendwinde zittern. Der grauende Morgen beraubte die Einöde des elegischen Anhauchs welchen die Mondnacht über sie verbreitet hatte.

Golbourne sieht stattlich aus, und verdient wirklich den Namen einer Stadt, aber die Gegend bleibt sich gleich. Nichts als Gummibäume. Endlich zeigen sich die fliehenden Umrisse der „Blauen Berge“ und bald darauf die röthlichweißen Häusermassen von Sydney. Noch eine halbe Stunde, und der Zug läuft in den geräumigen Bahnhof der Hauptstadt von New-South-Wales ein.

III.

New-South-Wales.

Vom 17. zum 29. November 1883; vom 6. zum 20. Mai 1884.

Geschichtliche Notizen. — Die Physiognomie von Sydney. — Botany-Bay. — Die Universität. — Ausflüge nach den „Blauen Bergen“ und nach dem Hawkesbury-Fluß. — Die Arbeitslöfen.

Dem portugiesischen Reisenden, Manoel Godinho, welcher im Jahre 1601 an der Nordküste von Australien landete, gebührt die Ehre diesen Continent entdeckt zu haben. Ihm folgten holländische Schiffahrer deren berühmtester, Tasman, die Insel, welcher später die Engländer seinen Namen gaben, nach dem damaligen Gouverneur von Holländisch-Indien Bandiemenland genannt hatte. Das große Land, Neu-Holland ward Australien, Südland, umgetauft. In diesen entlegenen Gegenden verdankt man auch den Franzosen mehrere Entdeckungen. Aber der größte Erforscher war Kapitän Cook. Im Jahre 1770 landete er, von Neuseeland kommend, in Botany-Bay, besuchte das umliegende Land und nahm davon für den König von England Besitz. Der erste Gouverneur, Commodore Philip, traf 1787 ein. Seine Aufgabe war die Errichtung einer Strafcolonie. Bekanntlich wurden in neuerer Zeit alle diese Anstalten aufgehoben. Aber obgleich seither beinahe 30 Jahre verstrichen sind, haben weder die Zeit noch der Zufluß so vieler Einwanderer die Spuren jenes Systems gänzlich verwischt. „Es ist eine

noch nicht ganz geheilte Wunde“, sagte mir eine hier geborene Dame. „Nehmen Sie sich in Acht sie zu berühren. Sprechen Sie niemals das Wort Convict aus.“ Dieser nur halb gelöschte Fleck, der sich dem unerfahrenen Auge entzieht, ist in Wirklichkeit ein Krebschaden an welchem die Colonie noch heute leidet. Man weiß wer das Blut eines Deportirten in seinen Adern führt, und die Söhne müssen büßen für die Sünden der Väter.

Zwei für New-South-Wales charakteristische Thatsachen verdienen erwähnt zu werden. Während Nordamerika seine erste Colonisirung der freiwilligen Einwanderung von Privaten verdankt, entstand die große australische Colonie nicht durch das Herbeiströmen von Individuen welche hier ihr Glück machen wollten, sondern sie war das Werk der englischen Regierung. Ihr Ursprung so wie ihre Entwicklung bis zum Jahre 1856, welches ihr die Autonomie brachte, tragen einen ausschließlich amtlichen und bureaukratischen Charakter.

Die andere Eigenthümlichkeit liegt darin daß Neuseeland, Vandiemensland (Tasmania), Victoria und Queensland, einst Dependenzen von New-South-Wales waren.

Sydney. Vom 17. zum 29. November 1883. — Jeder Eingeborene dieser Stadt behauptet daß die Bucht an der sie liegt von unvergleichlicher Schönheit ist. Ich gebe dies zu, weil sie mit den Gegenden, welche für die malerischsten der Welt gelten, auch nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt, mithin auch nicht mit ihnen verglichen werden kann. Ich gehe noch weiter, ich sage, sie ist mehr schön als malerisch. Ich möchte sie mit dem Antlitze einer Frau vergleichen, welches uns kalt ließe ohne den die Züge belebenden Ausdruck einer edeln Seele.

Wir sehen hier eine ungeheurere Wasserfläche welche sich gegen Osten, bei den Heads, nach dem Ocean öffnet, dagegen

westwärts tief in das Land dringt. Ihre Verzweigungen und kleinen Nebenbuchten scheinen unzählig. Landeinwärts, am äußersten Ende, nimmt sie die, gleich dem bewaldeten Gelände, blauen Wasser der Paramatta auf. Am südlichen Ufer verbreitet sich die Stadt über eine niedere, zerklüftete Hügelkette: für das Auge eine Reihe von kleinen Vorgebirgen und Schluchten. Gegenüber auf dem nördlichen Ufer, North-Shore, stehen, zwischen Gärten und Anlagen, die Häuser der diesen Namen tragenden Vorstadt. Nach allen Richtungen hin, sind die Ufer hügelig und die durch flache Thäler geschiedenen Anhöhen scheinen sich in das Unendliche zu wiederholen. Allenthalben gewahrt man reizende Einzelheiten welche andere ähnliche landschaftliche Motive, auch wo sie sich unsern Blicken entziehen, gewissermaßen errathen lassen. Es sind einzelne Partien eines Gemäldes die sich im Halbdunkel verlieren. Man schreibt dies dem beschränkten Gesichtskreise zu. Aber das Gesamtbild ist doch schrankenlos. Dies ist der erste Eindruck welchen Sydney macht, und er wiederholt sich unablässlich: der Eindruck des Unbegrenzten. Es ist der Zauber welchen der Ocean und das Firmament auf uns ausüben. Sie stellen bildlich dar was wir definiren aber nicht fassen können: das Unendliche. Um uns einen Begriff von der Ausdehnung dieser Bucht zu geben sagte man uns daß ein Boot, welches sie in allen ihren Nebenbuchten dem Ufer entlang befahren sollte, bei seiner Rückkehr am Ausgangspunkte, einen Weg von 400 Meilen zurückgelegt hätte!

Die geringe Höhe der Ufer läßt das Becken noch größer erscheinen als es wirklich ist. Die wundervolle Harmonie in dem Verhältnisse zwischen Wasser und Land bildet, meinem Gefühle nach, den großen Reiz der Zeichnung. Vom Colorit werde ich sogleich sprechen. Hätte der Künstler hohe phantastisch geformte Berge hinzugefügt, so würden diese natürlich den Blick des Betrachtenden auf sich lenken, sie würden den, bereits niedern Hügelrahmen noch mehr verflachen und, durch den Vergleich mit sich selbst, die Wasserfläche verkleinern; aber Wasser und

Himmel bilden eben die Hauptelemente dieses Meisterstücks der Natur.

Die Ufer, außer wo die Häusermassen sie roth und weiß färben, sind mit Vegetation, d. h. mit Eucalyptus, schwarzblauem oder schwarzgrünem Eucalyptus, bedeckt. In den Gärten sieht man wol einige Norfolkfichten und einige Sanct-Helena-Trauerweiden welche in die düstern und eintönigen Tinten etwas Abwechslung bringen, aber Schwarzgrün herrscht vor und der Eindruck ist ein einförmiger, und, an trüben Tagen, ein über allen Begriff melancholischer. Da der Ocean nur durch die Heads, eine schmale Meerenge, gesehen werden kann, und diese Heads nur von den Höhenpunkten der Stadt aus sichtbar sind, bietet die Bucht den Anblick eines Landsees. Mit Bewunderung betrachtet man die Masse von Kriegsschiffen, riesigen Packetbooten und großen Segelschiffen welche hier vor Anker liegen.

Eigentlich ist die Landschaft nichts als ein Wasserbecken mit einem schön gemeißelten Rande, und doch bringt sie eine so gewaltige Wirkung hervor daß man sie Rio de Janeiro, Neapel und Konstantinopel zur Seite stellt. Eine schwache Analogie mit den niedern, baumreichen und zerklüfteten Ufern des Bosphorus gebe ich zu, aber alle andern Vergleiche scheinen mir ganz und gar verfehlt. Ich erwähne ihrer nur als eines Beweises wie ungeheuer die mit so geringen Mitteln hervorgebrachte Wirkung ist. Der Himmel und die Abstufungen des Lichtes erklären das Wunder. Hier verläßt mich der Muth weiter zu schreiben. Man muß nie das Unmögliche versuchen. An manchen Tagen, zu gewissen Stunden, gleicht die Bucht einem erst angelegten Aquarell. Grau auf grau, schwarz auf schwarz. Ein kaum begonnener Graffitto. Dann zerreißen einige blasse Sonnenstrahlen das Gewölk indem sie es verdunkeln. Je nach der Stimmung der Luft nähern oder entfernen sich die kleinen Wasserbecken und Nebenbuchten. Die ganze Landschaft ändert sich, mit der Beweglichkeit der Züge eines Kindes welches, abwechselnd lacht, weint, in Zorn geräth und sich wieder besänftigt. Ein andermal, bei

einer in dieser Jahreszeit seltenen Stimmung der Atmosphäre, würde man sich, wären die schwarzen Schatten nicht, nach den duftig blauen Gestaden unsers Mittelmeers versetzt glauben. Himmel und Wasser sind mit ultramarinen Tönen übergossen. Ich wandle auf einem Pfade, der Bucht entlang, am Fuße der Anhöhe welche den botanischen Garten trägt. Zu meiner Linken erscheint die Silhouette von Government-House, dunkel aber durchsichtig schwarz; hinter ihm, in größerer Entfernung, fällt ein anderes, blaßschwarzes, Vorgebirge in die Bay ab. Gegenüber zeigt sich North-Shore tief und undurchsichtig schwarz. Zwischen den Anhöhen und meinem Standpunkte fallen die Sonnenstrahlen fast senkrecht, aber ohne sie zu durchdringen, auf die Rauchwolken vorüberziehender Dampfer. Alles andere in dem Bilde ist Gold und Lapis lazuli.

Man sieht der Stadt Sydney an was sie ist: eine Tochter Altenglands und die Metropole Australiens. Die nicht allzu breiten und nicht überall schnurgeraden Straßen folgen den Bewegungen des Bodens. Es ist augenscheinlich daß, zur Zeit ihrer Gründung, Amerika den Antipoden noch nicht als Vorbild diente. Sydney hat nichts Amerikanisches und unterscheidet sich hierdurch von Melbourne, Brisbane und den neuseeländischen Städten.

Der Palast des Gouverneurs steht in einem schönen Park und genießt der Aussicht auf die Bucht. Er wurde vor ungefähr 30 Jahren im elisabethischen Stil erbaut und gilt mit Recht für ein Meisterstück moderner Baukunst. Die Ministerien, zahlreiche Kirchen, darunter die prachtvolle, aber noch unvollendete katholische Kathedrale im Mittelpunkte der obern Stadt, die Universität in dem westlichen Viertel, welche eine Anhöhe krönend die Blicke der Ankommenden schon aus der Ferne auf sich zieht, viele schöne Privathäuser, rechtfertigen den Stolz und die begeisterte Anhänglichkeit der Bewohner an ihre Stadt. In den großen

Parallelstraßen blühen Handel und Gewerbe. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr füllen sie sich mit Damen welche hier ihre Einkäufe machen und zugleich sich und ihre Toiletten bewundern lassen.

In der obern Stadt, führen lange und elegante, daher wenig belebte, aber leider von Dampfstramwagen infestirte Gassen, an schönen Gartenanlagen vorüber, nach den östlichen Vorstädten. Biegt man dann links ein so gelangt man, fortwährend auf- und niedersteigend, in ein mit Gärten und Landhäusern besäetes Hügelgelände. Es sind dies die früher erwähnten kleinen Vorgebirge. Die Bucht zeigt und verbirgt sich abwechselnd. Das Ganze ist eine altenglische Landschaft mit halbtropischer und australischer Vegetation. Man vergißt nicht leicht Pott's Point und Darling Point, Doublebay und Rosebay, und auch nicht die Heads mit ihrem elektrischen Leuchtturm, der 300000 Pfd. St. gekostet hat, der Stolz und die Freude der Sydneyer.

Ich genieße mit Lord und Lady Rosebery die Gastfreundschaft des Gouverneurs und seiner Gemahlin Lady Augustus Loftus und finde Gelegenheit mehrere der Notabilitäten kennen zu lernen. Meine Beziehungen mit dem Chief Justice Sir James Martin, dem Premierminister Mr. Stuart, dem Attorney-General Mr. Dalley, dem Richter Sir George und seiner reizenden Gemahlin Lady Innes, mit Herrn Mitchell und Sir Patrick Jennings und so vielen andern interessanten Persönlichkeiten werden mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben.

Großer Morgenempfang im Government-House, einer jener in der eleganten londoner Welt beliebten, und, unter uns gesagt, in der Regel nicht sehr kurzweiligen Garden parties. Hier aber

unterhält man sich bei solchen Gelegenheiten. Die Herren sehen zwar ernst und nachdenklich aus. Es ist leichter sein Comptoir oder sein Magazin hinter sich zu lassen, als die Sorgen, die Hoffnungen, die Gemüthsbewegungen der Geschäfte. Aber die jungen Mädchen und die jungen Frauen unterhalten sich köstlich. Alle zeichnen sich aus durch ihre einfachen aber geschmackvollen Toiletten, manche durch Schönheit und elegante Manieren, die in der Colonie geborenen durch jene Mischung von Lebhaftigkeit und Apathie welche sonst nur den Creolinnen eigen ist.

Obgleich die Sonne sich neigt, ist die Hitze noch bedeutend, etwa wie an einem schwülen Sommertage in Neapel. Noch vor acht Tagen hatten wir kühles englisches Frühlingswetter. Die Sydneyer sind entzückt über ihr Klima; aber die europäischen Residenten finden es schwächend, entnervend und die Quellen des Lebens langsam erschöpfend. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte.

Ausflug nach Botany-Bay. Waldeinsamkeit beginnt wo Sydney aufhört. Der Anblick der Bay und ihrer Ufer entspricht dem Namen, welcher gleichbedeutend geworden ist mit *refugium peccatorum*, wenn eine weite unbewegte, schweigsame Wasserfläche, wenn die sie auf drei Seiten umrahmenden niedern, hier nackten dort mit magerm Eucalyptus bewachsenen Felsufer, wenn ein ödes Gestade, welches ohne einen kleinen Artillerieposten und die Signalstation gänzlich verlassen wäre, wenn diese in ein Gesamtbild vereinigten Elemente geeignet sind dunkle Begriffe von Verbrechen und Strafe wachzurufen. Der, heute, graue Himmel erhöht den Eindruck der Trauer und Verlassenheit. Am Strande steht ein auf Kosten der französischen Regierung, zur Zeit der Restauration, errichtetes Monument des kühnen Weltumseglers La Pérouse. Die Inschrift sagt daß seine letzten Nachrichten von hier datirt waren (1788). Einige Schritte

weiter findet man das gut erhaltene Grab des Almoseniers der Expedition.

Wir gehen an den zwei oder drei Zelten der Artilleristen vorüber, deren Bewohner am verbrannten Grase ausgestreckt, der überhäufigen Schlangen uneingedenk, ihre Siesta halten. So leicht wird der Mensch vertraut mit der beständigen Gefahr. Die Reptilien sind in diesem Theil des Continents eine wahre Landplage. Wenn man zu Pferde reist im Walde, um die Mitte des Tages während der größten Hitze, findet man deren immer am Wege zusammengerollt, und, in diesem Falle, muß man ihnen Zeit lassen sich zu entfernen. Mit Ausnahme einer Viper, die todte oder taube Adder genannt, welche durch das Geräusch des Herannahenden nicht geweckt wird und daher um so gefährlicher ist, fliehen sie den Menschen. Ihr Biß ist meist tödlich. Nachts pflegen sie die Bahnhöfe zu besuchen und auf den breiten Steinen der Plattform zu lagern, daher Reisende mit Nachtzügen immer zur Vorsicht ermahnt werden. Nichtsdestoweniger kommen unter Weißen Schlangenbisse selten vor.

Der Eucalyptus des Waldes steigt an einigen Stellen herab bis an den Rand der ihn spiegelnden Lagune, neigt sich über sie, betrachtet wohlgefällig seine kurzen, mageren, verkrüppelten Nester, sein spärliches Laub und die gesenkten, keinen Schatten gewährenden, Blätter. In diesem Walde begegneten wir einer Familie von „civilisirten“ Aborigines, wenn Beinkleider und eine Pfeife auf diese Bezeichnung Anspruch gewähren.

Die Universität wurde im Jahre 1851 gegründet. Der Attorney-General Mr. Dalley hat die Güte mich zu begleiten, und der in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Dr. Carolus Badham* zeigt uns die Anstalt. Der Professor ist ein Zögling

* Seitdem gestorben.

Pestalozzi's, hat in England, Straßburg und Rom studirt, und erinnert, durch seine äußere Erscheinung, an den Gelehrten des 17. Jahrhunderts. Der Mann schien mir in allem eine Ausnahme von dem Gewöhnlichen oder Herkömmlichen: ein Philologe bei den Antipoden, der durch das Ansehen seines Namens und den Reiz seiner Persönlichkeit es vermag die Jugend an sich zu ziehen und in ihr den Geschmack für die Wissenschaft zu wecken! Der Doctor spricht außer seiner Muttersprache, deutsch, französisch, italienisch, ohne allen fremden Accent. Das Gebäude, die Halle, die verschiedenen Säle und Sammlungen geben den Eindruck einer reichdotirten und gutgeleiteten Anstalt. Die meisten Schulen in Australien sind confessionsslos, undenominational. Die Leute aus dem Volke — ich spreche hier von den Protestanten — obgleich in der Regel gläubige Christen welche Sonntags die Predigt hören, bestehen darauf daß kein Religionsunterricht ertheilt werde. Sie meinen auf diese Art religiösen Zwistigkeiten in der Familie vorzubeugen!! Die katholische Geistlichkeit, die Bischöfe an der Spitze, protestiren, bisher fruchtlos, gegen dies System der Scheidung zwischen der Wissenschaft und dem Glauben.

Letzte Nacht großer Ball bei Mr. Mitchell. Die Gemächer würden in West-End oder Belgravia für elegant gelten. Dies läßt sich besonders dem Tanzsaal nachrühmen. Die Gesellschaft war zahlreich und die vielen Uniformen der Seeoffiziere gaben der Versammlung einen glänzenden Anstrich. Das Fest hatte einen vornehmen Charakter. Es gehört ein gewisser Muth dazu in dieser demokratischen Atmosphäre, Haus zu machen. Wenn man nur die Bedienung entbehren könnte! Hinc illae lacrymae! Als sich unlängst auf einem Balle die Gesellschaft zum Souper begab, hatten sämmtliche Domestiken das Haus verlassen.

Ein am Lande angenehm verbrachter Tag. Wir fahren auf der Bahn nach Richmond um ein Gestüt zu besuchen. Wald, Wald, Wald. Zäune, Weideland, und Schafheerden. Einige schöne Orangenbäume, und dann wieder bush und Eucalyptus verschiedener Gattung. Vor uns die Blauen Berge, und je mehr wir uns ihnen nähern um so blauer werden sie. Am Ende des Tages, ein biblisches Mahl bei dem Eigenthümer des Gestütes, der aussieht wie ein Patriarch der Weidegründe von Bertscha.

Das Colonial-Office enthält die Kanzleien des wichtigsten Ministeriums; in seiner Art das Muster eines ähnlichen Zwecken dienenden Gebäudes. Kein Luxus, nichts Ueberflüssiges, aber das Nothwendige in äußerster Vollkommenheit. In der Nähe befindet sich die öffentliche Bibliothek die von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr nachts geöffnet ist. Was würden unsere Herren Bibliothekare zu den Nachtstunden sagen? Sie sind aber eine große Wohlthat für Männer welche, nach vollendeter Tagesarbeit, ihren Abend mit Lektüre verbringen können in einem lustigen, gut geheizten und gut erleuchteten Saale, und zwar ohne einen Penny zu bezahlen.

Sydney besitzt auch ein Museum und eine öffentliche Galerie. Die Gemälde, der Mehrzahl nach Aquarelle, kommen aus England. Diese Stadt ist in jeder Beziehung bedeutend. Und doch zählt sie kaum hundert Jahre, und war noch vor nicht sehr langer Zeit eine Strafanstalt.*

Der Premier Mr. Stuart und der Attorney-General Mr. Dalley veranstalteten einen Ausflug nach den Blauen Bergen. Lord Augustus Loftus mit seinen Gästen, die politischen und geselligen

* Zahl der Einwohner, sämmtlich Weiße, 800000.

Notabilitäten füllten mehrere Waggons eines Extrazuges. Diese Waldnatur ist, trotz ihrer Einförmigkeit, nicht ohne landschaftliche Schönheit. Je mehr der Zug in das Gebirge eindringt und die ersten Staffeln desselben ersteigt, je mehr erhebt sich am Horizont, einem ungeheuern gelben Vorhange ähnlich, die staubige sonnverbrannte Ebene in unserm Rücken. Aber vor, über und unter uns nichts als Wald, d. h. die ewigen Gummibäume mit ihren gekrümmten, weißen oder grauen Stämmen und Nesten, mit den gebeugten Wipfeln, den grau-grünen Blättern, welche dermalen der Frühling mit rothgelben Tönen übergießt. Bei uns sind dies die Farben des Herbstes; aber hier ist alles anders als auf der übrigen Welt. In diesen Wäldern gibt es kein Wild außer kleinen Bären und Kängurus. Letztere werden mit Keulen erlegt. Es kommt vor daß an einem Tage deren 3—5000 in dieser Art getödtet werden.

Eine andere, bereits erwähnte, Eigenthümlichkeit dieser Wälder besteht in dem Mangel an Schatten und Wasser. Was die Bildung des Bodens anbelangt, so besteht er aus einer Reihe horizontaler, in die Ebene vorlaufender und dann plötzlich wie Vorgebirge fast senkrecht abfallender Hügelzüge. Die Hauptkette des Blauen Gebirges überschreitet die Bahn mittels zweier Zickzack welche in den Colonien als ein Wunder und, mithin, als ein Weltwunder gerühmt werden. Jedenfalls gereichen sie dem Ingenieur zur Ehre welcher die Kühnheit besaß einen solchen Plan zu entwerfen und die Geschicklichkeit ihn so gut auszuführen.

In der Nähe der Station Katumba steht auf einer dominirenden Anhöhe ein sehr gutes Hotel. Die Luft ist elastisch, die Aussicht wundervoll; entzückend das Colorit der Landschaft welches die ganze Stufenleiter der blauen Farbe vom Opal zum Kobalt, zum Ultramarin, zum Saphir, durchläuft. Diese Mannichfaltigkeit der Töne ein und derselben Farbe verleiht dem Panorama einen eigenthümlichen, in seiner Art einzigen und unbeschreiblichen Charakter.

Heute Morgen Aufbruch nach dem Hawkesbury-Fluß. Wir waren sehr zahlreich und abermals die Gäste der Herren Stuart und Dalley. Eine Dampfbarke brachte uns nach dem Nordufer. Während wir uns Manly-Bay näherten, zeichneten einige zwanzig große Schiffe mit ausgespannten Segeln und kommende und gehende große Dampfer ihre schwarzen Umrisse auf den perlgrauen Himmel der sich, zwischen den Heads, mit dem Meereshorizont verschmolz.

Ein zerklüftetes, theils mit Unterholz theils mit Heidekraut bewachsenes Gelände trennt die Bucht von dem Ocean. Keine Straßen; nur Sand. Glücklicherweise sind unsere Char-à-banes mit trefflichen Ponies bespannt.

Ein liegender Löwe mit menschlichem Antlitz bewacht die Mündung des Flusses welchen wir beschiffen sollen. Dieser Löwe ist ein Felsen, und dieser Felsen ein Eiland. Ein phantastisches Bild!

Ein kokett eingerichtetes Boot und ein kleiner Schleppdampfer harren dort der Gesellschaft. Die beiden Ufer des Hawkesbury sind ein Wirrsal von Hügeln. Der Wald, der sie bedeckt, steigt bis an den Rand des Wassers herab, welches sein Bild zurückwirft: Weiße, glatte, marmorsäulenähnliche Stämme, andere gekrümmt und krampfhaft verschlungen, hier und da Riesenskelete die, obgleich seit langem schon des Todes verblichen, noch immer aufrecht stehen. Ein mageres von der Sonne durchleuchtetes Laub. Also wenig Schatten und immer dieselbe australische Monotonie. Doch wird sie belebt durch den Wechsel der Ansicht, welche sich ändert mit den Windungen des Flusses, mit den sich verschiebenden Spiegelbildern der Wasserfläche und mit den von der Entfernung bedingten Abstufungen des Lichtes. An den Ufern keine Spur menschlicher Behausung. Wir haben heute Morgen bei Sonnenaufgang die volkreichste Stadt des Continents verlassen, und jetzt, um Mittag, befinden wir uns in der Wildniß.

Weiter stromaufwärts werden die Ufer niedriger und be-

ginnen sich zu beleben. Zuerst einige Fischer- und Köhlerhütten; dann die Umzäunungen von Weidegründen und endlich einzelne Gehöfte von Pflanzern. Der Eucalyptus ist nicht mehr alleiniger Herr und Meister. Hier und da ist der Wald ausgerodet. Neben den Häusern und dem Flusse entlang gewahrt man Trauerweiden, sämmtlich wie behauptet wird, von dem Grabe Napoleon's auf St.=Helena eingeführt. Es gab nämlich eine Zeit wo der Name des Kaisers in den Colonien einer großen Popularität genoß. Aus dieser Epoche stammen die vielen Trauerweiden die man in den Gärten von New-South-Wales sieht. Sie wurden von den, von Europa kommenden Seglern welche immer in St.=Helena anliefen, nach Australien gebracht.

Der Hawkesbury schlängelt langsam zwischen den doppelten Hecken welche diese niedern glockenförmigen, von der einheimischen Vegetation so sehr abstechenden Bäume an seinen beiden Ufern bilden. Ihre hängenden Zweige baden und spiegeln sich in den hier fast stehenden Wassern des Flusses. Die von einem dunkeln Wolkenringe, aus welchem Blitze zucken, umfangene Abendsonne vergoldet und röthet ihr mattgrünes Laub. Noch einige Augenblicke, und die durchsichtigen Schleier der Dämmerung umhüllen uns. In der Luft, über dem Wasser, im Wald tiefe Stille. Wir kommen an einem Lager von Aborigines vorüber. Die Wilden, Männer Weiber und Kinder, sitzen um die Feuer welche sie vor ihren Zelten angezündet haben. Diesem elegischen Abend folgen plötzlich Blitz und Donner und ein Ungewitter von seltener Heftigkeit. Dann eine ruhige, stille, laue Nacht. Um Mitternacht Ankunft in Sydney. Zurückgelegte Entfernung 147 Meilen.

Sydney. Zweiter Aufenthalt. Vom 6. zum 17. Mai 1884. — Ich fand hier dasselbe idealische Wetter welches ich in Melbourne gelassen hatte. Nur ist die Sonne drückender und

die Luft weniger elastisch. Daher kommt es auch daß wer nur einigermaßen kann Sydney im Sommer verläßt. Man geht nach Melbourne oder, noch besser, nach Tasmania.

Während meines zweiten Aufenthaltes wohnte ich im Australischen Club. Um die Lunchstunde füllt er sich mit den Committäten des Handelsstandes, mit Staatsbeamten, Politikern, überhaupt mit Leuten welche die Franzosen des *homme sérieux* nennen. Die elegante Jugend zieht den Union-Club vor welcher in modernerer Weise eingerichtet ist. Aber in beiden ist man gut aufgehoben. Namentlich das materielle Leben läßt wenig zu wünschen übrig. Im Lesesaal liegen alle australische Zeitungen auf und die für den Colonialgebrauch gedruckten Auszüge der großen englischen Journale. Aber, wie bereits gesagt, man interessirt sich hierzulande nur wenig für europäische Menschen und Dinge. Auch in einem deutschen, nach deutschem Muster eingerichteten Club wurde ich freundlich aufgenommen.

Seit einiger Zeit durchziehen täglich einige tausend Männer paarweise, unter tiefem Schweigen, die besuchtesten Gassen der Stadt. Am Eingange eines der großen öffentlichen Gärten angelangt, machen sie Halt vor der Statue des Prinzen von Wales. Hier werden Reden gehalten. Diese Spaziergänger sind Arbeiter ohne Arbeit, und diese sogenannten „Processionen“ haben zum Zweck die öffentliche Meinung aufzuregen und die Regierung einzuschüchtern. Die Unterhaltungsmittel werden den Arbeitslosen durch die Trades-Unions geliefert, welche in den Colonien eine sehr große Rolle spielen. Mehr als einmal unterbrach ich meinen Morgenspaziergang um die Volksredner zu hören. Sogenannte Gentlemen wechselten mit einfachen Arbeitern, und letztere schienen mir weniger heftig und ehrlicher als die Herren im Gehrocke und mit dem Cylinder am Kopfe. Diese, offenbar Demagogen von Profession, wiederholten die bekannten Phrasen deren Zweck

immer derselbe ist, Aufreizung des Armen gegen den Besitzenden. Die Redner aus dem Arbeiterstande erzählten ihre Entbehrungen und Leiden, betonten ihren Wunsch aber die Unmöglichkeit sich Arbeit zu verschaffen, und schlossen gewöhnlich mit einer Verwahrung gegen weitere Einwanderung. Was sie verlangten sei Arbeit, aber unter der Bedingung daß der Staat sie gegen Concurrenz schütze. Die Männer im Gehrock predigten einfach die Veraubung der Reichen.

Während diese Reden gehalten wurden, zerstreuten sich die Arbeiter des Aufzuges im Garten, rauchten schweigend ihre Pfeife, sahen gelangweilt, mürrisch, traurig aus, schienen aber zu Gewaltthätigkeiten nicht aufgelegt. Keiner hörte den Rednern zu, deren Auslassungen ihnen offenbar sattjam bekannt waren. Das Auditorium bildeten die zufällig Vorübergehenden. Unter ihnen sah ich meist anständig gekleidete Menschen, wahrscheinlich dem kleinen Gewerbs- und Handelsstande angehörig. Mir fiel die gespannte Aufmerksamkeit dieser Zuhörer auf. Auch vorüberfahrende Fiaker hielten an, trotz der schüchternen Einsprache ihrer Fahrgäste. Die übrigen waren Leute aus den Volksklassen. Das Gift, wenn man die größte Verleumdung der Besitzenden mit diesem Namen bezeichnen darf, wurde nicht tropfenweise gereicht, sondern in Fülle credenzt, und zwar mit sichtlichem Eindruck auf die Zuhörer.

Das Ministerium thut nichts dagegen, weil es, um seine Majorität zu wahren, die vorgerückten Parteien schonen muß. Dennoch scheinen es diese sich täglich wiederholenden, das Publikum mehr und mehr aufregenden Auftritte einigermaßen zu beruhigen. Auch höre ich daß zwar nicht die Aufzüge aber die Versammlungen im Park verboten werden sollen. Als Grund wird man angeben, daß die Statue des Prinzen von Wales dabei leiden könnte! Den wahren Zweck des Verbotes auszusprechen wird man nicht wagen. Es wird hierdurch niemand getäuscht, aber die Pille wird vergoldet und die Empfindlichkeit des Königs Mob geschont werden.

Man sieht, alles ist nicht rosenfarbig in diesen Staaten so überreich an Jugendkraft, an Lebensfülle, an übertriebenen Hoffnungen und tollkühnen Bestrebungen. Ich muß übrigens beifügen, daß ich in den Clubs sowol als in höhern amtlichen Regionen wenigen Personen begegne welche ihre Besorgniß verhehlen. „Der nächste Zweck dieser Demonstrationen ist“, sagt man mir, „gegen die Einwanderung gerichtet. Man will die Regierung zwingen sie einzustellen, wie dies bereits in Victoria thatsächlich geschehen ist. Die Minister wollen die Gefahren der Lage nicht sehen und suchen, mittels oft gefährlicher Zugeständnisse an die Demagogie, über die Verlegenheiten des Tages hinwegzugleiten. Die Trades-Unions sind eine Macht; sie erhalten das Lösungswort aus Amerika und England. Ermuthigt durch die scheinbare oder wirkliche Schwäche der Regierung, steigern die Arbeiter ihre Anforderungen. So verlangen sie bereits, nach dem Vorgange von Neuzeeland, die sogenannte Acht: acht Stunden Arbeit; acht Stunden Ruhe und Vergnügen; acht Stunden Schlaf und acht Schillinge Arbeitslohn. Die Ankömmlinge aus England sind in der ersten Zeit entzückt. Sie vergleichen ihre neue Lage mit ihrem Dasein im Vaterlande und freuen sich ihre Umstände so sehr gebessert zu sehen. Aber die Aufwiegler bemeistern sich alsbald dieser Zufriedenen und verwandeln sie, binnen wenigen Monaten, in Malcontente.“

Alle diese Klagen enden immer mit derselben Phrase: ich sehe viele Steine auf unserm Wege, I see many rocks in our way. Aber, obgleich ein wenig erschreckt durch das was vor sich geht und was noch geschehen könnte, zweifelt niemand an der glänzenden Zukunft der Colonie, und die Seufzer enden gewöhnlich mit einem kleinen Trompetenstoße, einer australischen Fanfare, als ob man mir sagen wollte: Mengstigen Sie sich nicht zu sehr für dies Land. Es ist doch das erste der Welt.

IV.

Queensland.

Vom 27. November zum 13. December.

Brisbane. — Darling-Downs. — Rockhampton. — Townsville. — Thursday-Insel. — Politische Uebersicht.

Queensland gehörte anfangs zu New-South-Wales, wurde 1859 eine selbständige Colonie, entledigte sich der Sträflinge und verdankte der Entdeckung von Goldlagern an verschiedenen Punkten seines Gebiets eine große Anzahl von Einwanderern. Aber es ist und bleibt vor allem ein Viehzucht treibendes Land.

Ein kleiner Steamer, der zwischen Sydney und Brisbane fährt, nimmt Lord Rosebery und mich auf. Sir Patrick Jennings* hat die Güte uns als Führer zu begleiten.

Wir dampfen der Küste entlang, eine Reihe von malerischen durch ebenes Land geschiedenen Vorgebirgen, und kommen an Macquarie vorüber, vormalig eine der größten Strafanstalten, und so geht es fort von Cap zu Cap. Alle diese Felsen tragen noch die ihnen von Cook verliehenen Namen.

* Dermalen (1886) Premierminister von New-South-Wales.

Am zweiten Tage umfährt unser Boot Cap Moreton, strandet, was häufig vorkommt, auf der Barre von Brisbane, wird nach einigen Stunden flott, läuft in den Fluß desselben Namens ein, und dampft ihn hinauf ohne weitem Unfall. Die Mangroven welche wir am Waldestrande gewahren erinnern an die Nähe des Wendekreises.

Nach achtundvierzigstündiger Reise, Ankunft vor Brisbane, um 8 Uhr abends. Entfernung von Sydney 500 Seemeilen. Mit lebhaftem Vergnügen verlassen wir das Schiff um die Gastfreundschaft Sir Antony Musgrave's anzunehmen, des neu angekommenen Gouverneurs der jüngsten aber zukunftsreichen australischen Colonie.

Unerachtet der Regengüsse welche während meines hiesigen Aufenthaltes das durstende Erdreich benetzten schien mir der Himmel von Blei und die Luft versengend. Aber die Brisbaner bestreiten dies. Sie geben nur eine vorübergehende Hitze zu.

Brisbane macht mir den Eindruck eines jungen Gefellen der weiß was er werth ist und werth sein wird und der dessen kein Fehl macht. Warum sollte er?

Das neue Parlamentshaus ist ein schöner Bau, und der Architekt hat es verstanden die Parlamentarier gegen die Hitze zu schützen, deren Dasein man zwar theoretisch in Abrede stellt aber praktisch abwehrt so gut man kann.

Das seinem Custoden und Gründer zur Ehre gereichende Museum enthält viele Curiosa, und ist besonders lehrreich für die Kenntniß und das Studium der Aborigines.

Alle australischen Städte, Sydney etwa ausgenommen, haben eine sehr große Familienähnlichkeit. Ueberall die langen, breiten sich im rechten Winkel kreuzenden Straßen, die niedern, mit gerolltem Eisen gedeckten Häuser, alle mehr oder weniger nach demselben Plane und derselben Zeichnung gebaut. Hier stehen sie, die der großen Hauptstraßen abgerechnet, auf Pfählen einige oder mehrere Fuß über dem Boden, was sehr häßlich

ausfieht aber gerechtfertigt ist als ein Mittel gegen die weißen Ameisen, diese Landplage der heißen Zone.

Am Eingange der Stadt nächst dem Hafen, fällt ein schönes, großes Gebäude in die Augen. Es ist das Kloster der Barmherzigen Schwestern. In der Nähe steht die noch unvollendete katholische Kathedrale. Hier, wie allenthalben in den Colonien, gewinnt das katholische Element fortwährend an Bedeutung. Zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften herrscht das beste Einvernehmen.

Der Boden, auf welchem Government-House steht, senkt sich sanft gegen den Fluß. In dem das Gebäude umgebenden Garten befinden sich prachtvolle exotische Bäume, und der Regen der letzten Nacht hat den Rasen einigermaßen erfrischt. Dasselbe läßt sich nicht von der Luft sagen, welche nach dem Niederschlage schwüler und drückender ist als bevor. Das Innere des Hauses mit den bei Tag und Nacht offen stehenden Zimmern und nach oben und unten verkürzten Thüren, welche nicht den Blick aber die Luft in das Innere dringen lassen, erinnern mich an die Aequatorialstädte wie Singapur, Ceylon, Pernambuco, Batavia, und doch liegt Brisbane noch außerhalb der Tropen. Aber die Temperatur rechtfertigt diese Anstalten.

In den Gassen herrscht große Bewegung. Die Hügel der Umgebung sind mit Landhäusern und Gärtchen besäet. Es wäre eine ganz hübsche Landschaft ohne die aschgrauen Töne welche Dürre und Staub über sie verbreiten.

Darling=Downs. Vom 1. bis 3. December. — Darling=Downs, der fruchtbarste Theil der Colonie, liegt am westlichen Abhange des Küstengebirges, Coastrange genannt. Die großen Squatter von Darling=Downs bilden die queensländische Aristokratie. Die von ihnen besessenen Weidegründe, auf welchen sie ihr Vieh, hauptsächlich Schafe, züchten, nehmen eine

Oberfläche von ungefähr 75 Quadratmeilen ein. Jenseit dieses Gebiets, nach West und Nord, beginnt die Terra incognita. Man fängt zwar an sie zu erforschen. Eine gewisse Anzahl verwegener Pflanzler, haben sich, über Gefahren und Entbehrungen erhaben, auf einige hundert Meilen von der Küste niedergelassen. Demungeachtet ist es noch eine geheimnißvolle Welt.

Ein schmaler zerklüfteter Landstrich scheidet den Ocean von dem Küstengebirge dessen Kamm eigentlich den Rand einer sich gegen West und Südwest allmählich senkenden Hochebene bildet. Die dünnen Wasserfäden welche auf den östlichen Abhängen des Coastranche entspringen fließen dem Stillen Weltmeer zu, während die ihren Ursprung auf dem Hochplateau nehmenden Bäche, den Continent in südwestlicher Richtung durchkreuzend, den Darling, verschiedene andere Flüsse, endlich den Murray bilden, welcher sich unweit Adelaide in den Indischen Ocean ergießt.

Wir befinden uns unterwegs nach diesen interessanten Downs. Der Busch beginnt wo die Stadt aufhört. Es sind aber meist offene, open forests, d. h. theilweise gelichtete Wälder. Die ganze Gegend ist eigentlich nichts anderes. Hier und da sieht man Gehöfte, hier und da eine Häusergruppe die Stadt genannt wird, aber alles liegt mehr oder weniger versteckt im Busche der, zu seinem Lobe sei es gesagt, etwas grüner und frischer ist als die Wälder von New-South-Wales.

Das Land hebt sich stufenweise, und die engspurige Bahn vertieft sich mehr und mehr im Walde bis sie eine 2000 Fuß hohe Wand erreicht. Diese zu ersteigen ist nunmehr die Aufgabe. Die Ingenieure lösten sie in der einfachsten, und zugleich etwas haarsträubenden Weise, mittels sehr vieler, sehr kleiner und sehr steiler Curven. Die Fahrt bietet echt australische Fernsichten: eine ernste, großartige Landschaft die, mit den vorspringenden und zurückweichenden Gliedmaßen des Gebirges wechselnd, doch immer dieselbe bleibt. Bergketten mit horizontalen Rämmen, dicht bewachsen mit Eucalyptus — lichtblau, dunkelblau, grünlichblau — ziehen nach Süden. Zu unsern Füßen

gähnt der Abgrund. In seinen tiefsten Tiefen gleichfalls dichter Gummiwald.

Der Zug hat den Rand der Hochebene glücklich erklettert, ist vor der Hauptstadt von Darling-Downs, Turwumba, vorübergedampft und setzt uns in der Station Dakly ab. Entfernung von Brisbane 124 Meilen.

Kleine Wägelchen, Buggies, bringen uns, über Weidengründe fahrend, nach Sir Patrick Jennings' Station.

Es ist die Zeit der Schur, und man führt uns sofort nach den Hallen wo diese wichtige Operation vor sich geht. Ueber die Schafe, wie man mir sagt Merinos erster Dualität, halte ich mich, bei meiner Unkenntniß dieser Materie, nicht für geeignet ein Urtheil abzugeben. Mehr als die Schafe interessirten mich die Männer welche unter sich die Arbeit theilten. Es handelt sich hier um eine Reihe systematisch geordneter Operationen. Wir fanden meist junge Leute; die einen, schwächlich und beinahe schwächlich aussehend, sind in der Colonie geboren, andere, mit breiten Schultern und strammen Armen, Europäer. Alle arbeiteten mit höchster Aufbietung ihrer Kräfte so rasch als möglich, weil sie, nach der Leistung, d. h. mit einer gewissen Summe für die Schur von 20 Schafen, gezahlt werden. In der Regel reichen fünf Minuten aus um das Thier seines Felles zu entkleiden. Letzteres wird sogleich durch andere Hände auf die Tischplatte geworfen, auf welche es ausgebreitet fallen muß was eine nur durch Übung zu erwerbende Fertigkeit voraussetzt. Die armen Thiere, ihrer Kleidung beraubt und gleichsam sich ihrer Nacktheit schämend, flüchten durch kleine Thüren nach dem Hofraume. Die Felle werden sodann classificirt, gerollt und in offenen Bretterverschlägen während 8—12 Stunden aufbewahrt. Erst wenn sie, in dieser Weise, die thierische Wärme verloren haben werden sie gepreßt und in Ballen verpackt, deren jeder mit starker Leinwand umgeben, genäht und bezeichnet wird. Zwei Ballen, durch Eisenklammern verbunden, bilden den Artikel wie er nach London ausgeführt wird.

Die Scherer verdienen 15—20, die übrigen Arbeiter 10 Schillinge im Tage. Außerdem werden sie ernährt. Ihr Getränk ist sehr schwacher Thee ohne Zucker. Während der ganzen Periode, welche 6—8 Wochen dauert, enthalten sich die Männer der geistigen Getränke. Aber nach der Schur wird die verlorene Zeit eingebracht, und Alkohol fließt in Strömen.

Einer der Arbeiter, ein kräftig aussehender Mann mit grauem Haar welcher die Felle zu pressen hatte, fiel mir durch sein urgermanisches Wesen auf. Ich redete ihn ohne weiteres deutsch an. Seine ernstesten Züge erheiterten sich und, meine Frage beantwortend, erzählte er mir die einfache Geschichte seines Lebens. „Ich bin“, sagte er mir, „aus der Umgegend von Berlin gebürtig. Wir verdienen hier bei weitem mehr als zu Hause. Allerdings ist das Leben bedeutend kostspieliger, aber, demungeachtet, geht es uns besser. Wir haben uns niemals gute und kräftige Nahrung zu versagen. So genießen wir alle Tage Fleisch und zwar in Fülle. Wer arbeitet ist sicher sein Brot zu verdienen. Armuth ist unbekannt.“

Sir Patrid sagte mir daß dieser Mann vordem in seinem Solde gestanden war und 100 Pfd. St. Jahreslohn erhielt. Er verließ diesen Dienst um free selector zu werden. Sein Weib besorgt das Haus und die kleine Wirthschaft. Er selbst geht auf Arbeit von Station zu Station, und ist ein wohlhabender Mann geworden. Wie so viele seiner Landsleute, haben ihn die allgemeine Wehrpflicht und sein mäßiges Gefallen am Kriegerstande nach Australien geführt. Es ist dies die Geschichte aller free selectors und kleinen Pflanzler. Nur liederliche Gefellen kommen nicht auf.

Diese Station, eine der bedeutendsten in Darling=Downs, heißt Westbrook. Das Wohnhaus liegt, einige Meilen entfernt, auf dem Plateau welches seinen Charakter bewahrt. Mit Drahtfäden eingeschlossene Weidegründe und halb ausgerodeter Busch folgen sich unablässig. Die Rämme der von uns überschrittenen

Berge bleiben in Sicht, erheben sich aber kaum über die Ebene der Plateaus, und gleichen niedern Hügeln.

Westbrook ist ein geräumiges Haus, mit einer breiten Veranda welche die Schlafzimmer gegen die Sonne schützt. Nächst der in das meinige führenden Thür werden mir einige dunkle Blutsflecken gezeigt, die Spuren eines Kampfes, welcher gestern hier zwischen einer Katze und einer Cobra stattfand. Vor einigen Monaten, in den ersten Zeiten meines Aufenthaltes in Schlangenländern, würde mir diese Entdeckung eine schlaflose Nacht verursacht haben. Aber dergleichen Gemüthsbewegungen verlieren sich bald. Man gewöhnt sich an alles.

Die Reisegesellschaft löst sich auf. Lord Rosebery kehrt, von Sir Patrick begleitet, auf dem Landwege nach Sydney zurück. Ich ziehe nach Indien weiter. Ein Freund unsers Amphitryon fährt mich durch einen Theil dieses Eldorados der großen Squatter.

Wir kommen durch Drayton, eine heute beinahe verlassene Stadt. Die Zukunft gehört dem nahen, viel jüngern Tuwumba welches die Eisenbahn berührt, während sie Drayton zur Seite liegen läßt und ihm daher die Lebensbedingungen entzieht. Drayton stirbt, wie die Eucalyptus durch einen cirkelförmigen Einschnitt am Stamme, eines allmählichen Todes.

Tuwumba sieht großartig aus. Die langen und breiten Gassen harren meist noch der Häuser, aber die Stadt ist bereits ein wichtiges Centrum, umgeben von Villen und Gärten, in welchen man einige Norfolkfichten sieht. In dem Stadtgebiete selbst werden aber alle Bäume systematisch ausgerodet. Daher das nüchterne Aussehen der Stadt. Die Deutschen bilden den dritten und zugleich den wohlhabendsten Theil der Bevölkerung.

Eine Meile entfernt, steht ein einsames, zierliches Haus, Harlexton genannt, an der Stelle wo die Eisenbahn den Höhen-

rand des Küstengebirges ersteigt. Von diesem Punkte beherrscht der Blick nach einer Seite hin das Plateau, nach der andern ein Chaos von Schluchten, Vorgebirgen und Bergabfällen. Ein Bach, der hinter dem Hause entspringt und über Felsblöcke plätschernd in der Tiefe verschwindet, eilt dem nahen Stillen Weltmeere zu. Einige Schritte weiter auf der entgegengesetzten Seite der Villa zeigt man uns einen dünnen Wasserfaden der langsam gegen Westen fließt. Seine Bestimmung ist, mitten durch den ungeheuern australischen Continent, nach dem Indischen Ocean zu schleichen.

Bisher sah ich nur wenige Chinesen in Australien, aber es wird mir versichert daß, trotz der drakonischen Gesetze welche ihre Vertreibung bezwecken, die Zahl derselben fortwährend zunimmt. Jeder Sohn des Reiches der Mitte, auch der ärmste, hat bei seiner Landung 10 Pfd. St. zu erlegen, welche ihm, übrigens, bei der Abreise zurückgezahlt werden. Diese Bestimmung hat die Einwanderung nicht vermindert. Chinesische Gesellschaften in seiner Heimat strecken dem Kuli die für ihn sehr hohe Summe vor, und er ist gewöhnlich in kurzer Zeit im Stande sie zurückzuzahlen; denn hat er australischen Boden einmal betreten, so ist er in der Regel ein gemachter Mann. Auch hier sagt mir jeder mann daß die Chinesen die besten Gärtner, die besten Landwirthe, die besten Handarbeiter, die besten Köche und zugleich ehrliche und dem Gesetz gehorchende Menschen sind.

Die Dorunda, Kapitän Hay, von der British-Indian-Company, erwartet die Passagiere an der Mündung des Brisbane-flusses.

Diese Gesellschaft, geleitet von einer Anzahl bedeutender Geschäftsleute, unter denen der Chairman Mr. Macinnon hervorragt, hat sich in den letzten Jahren bedeutend entwickelt. Ihre Schiffe befördern die Post und Reisende, vorzüglich Auswanderer, von Eng-

land durch den Suezkanal nach Queensland, und durchlaufen ungeheure Entfernungen, wie z. B. die Strecke von Aden nach Batavia, ohne anzuhalten. Andere ihrer Boote unterhalten die Verbindung längs der ostafrikanischen Küste, zwischen Bombay, Aden, Zanzibar, andern Hafenplätzen Afrikas und Delagoa-Bay. Sehr beliebt ist die Linie Kalkutta=Singapur, auf welcher Rangun und andere Häfen Hinterindiens berührt werden.

Die Dorunda, wie alle Schiffe dieser Gesellschaft ein seetüchtiges Boot, ist hauptsächlich für den Emigranten- und Waarentransport eingerichtet und bietet den Reisenden erster Klasse, welche keine Auswanderer sind, nur einen sehr beschränkten Raum, daher man diese Steamer für die Reise von England nach Australien besser vermeidet. Dagegen empfehlen sie sich für die Heimfahrt, auf welcher sie keine Auswanderer und überhaupt nur wenige Passagiere befördern. Bleibt die Gefahr ansteckender Krankheiten, besonders der Blattern, deren Keim durch Auswanderer zuweilen auf die Schiffe verpflanzt wird.

Da ich wünschte die Nordostküste von Queensland, die Meerenge von Torres und ein Stück Niederländisch-Indien zu sehen, entschloß ich mich, unerachtet mancher Warnungen, für diese Route, obgleich sie, wegen der zahlreichen Korallenbänke und des ungesunden Klimas, für gefährlich gilt. In der That verlor auch die Gesellschaft, im Anfang ihrer Thätigkeit, mehrere Schiffe. Aber, dank der seither auf Kosten der Colonialregierung veranstalteten trefflichen Beleuchtung der Küsten und der genauern Kenntniß jener vordem wenig besuchten Meere, sind Unfälle in letzter Zeit selten geworden. Die Korallenbänke erstrecken sich von Nord nach Süd in bedeutender Entfernung von dem Festlande. Die Zwischenräume füllen ungeheure Lagunen aus welche, verhältnißmäßig leicht nirgends tiefer als 120 Fuß, den Kapitänen gestatten bei nebligem Wetter vor Anker zu gehen. Die Klippenwand schützt überdies gegen den, zuweilen sehr heftigen, Ostwind.

Die Regierung von Queensland, welche die Einwanderung

in jeder Weise begünstigt, gewährt jungen Mädchen freie Passage, und jedes Boot (eines im Monat) befördert deren immer 80—100 nach dem neuen Vaterlande. Der Colonist, welcher einer Magd bedarf oder, was häufig vorkommt, eine Verwandte aus Europa nachkommen läßt, hat sich an das Einwanderungsamt in Brisbane zu wenden und 2 Pfd. St. zu erlegen, welche dem betreffenden Mädchen gesandt werden und für Ankauf der Reiseausstattung bestimmt sind. Für die Ueberfahrt ist, wie bereits gesagt, nichts zu entrichten. Die Mehrzahl dieser jugendlichen Auswanderinnen gehören den untern Schichten des Mittelstandes an. Man findet unter ihnen auch Bonnen und Gouvernanten welche letztere meist eine sorgfältige Erziehung erhalten haben. Unbescholtener Ruf und gute Sitten bilden die erste Bedingung der Aufnahme. Diese Mädchen, welche sich immer sehr gut aufführen, stehen während der Ueberfahrt unter der Aufsicht einer „Matrone“ und zweier „Submatronen“, und sind einer strengen Disciplin unterworfen. Sie müssen bei dem ersten Glockenstreich aufstehen, sich binnen einer bestimmten Zeit ankleiden, und ihr Bett selbst machen. Nach dem Frühstück erfolgt die Visitation sämmtlicher Kajüten durch die Matrone. Die jungen Personen sind zu zehn in Kameradschaften abgetheilt, welche ihre Mahlzeiten abgesondert einnehmen, wobei die vernünftigste, mit dem Titel eines Kapitäns (!), den Vorsitz führt. Die von ihnen bewohnten Cabinen, im Hintertheil des Schiffs, sind von den übrigen Räumen hermetisch abgeschlossen. Am Verdeck trennt ein doppeltes Geländer die Mädchen von den Reisenden erster Klasse, mit welchen ihnen jede Conversation untersagt ist. Selbst Aeltern und Brüder dürfen nur zweimal die Woche mit ihnen verkehren.

In jungen Colonien, wie Queensland, bildet das *crescite et multiplicamini* eine Lebensbedingung. Hieraus erklärt sich die verständige Freigebigkeit der Localregierung sowie ihr Wunsch sich, ohne Unterbrechung, mit einer ebenso kostbaren als gebrechlichen Waare zu versehen, welche aber, dank der sorgfältigen

Verpackung, Seeunfälle abgerechnet, immer in intactem Zustande ankommt.

Wir haben eine „Matrone“ an Bord welche die weite Reise zum dritten mal macht. Sie ist Australierin, ungefähr dreißig Jahre alt, sehr wohl erzogen und hat die Manieren einer Dame. Die Regierung von Brisbane verwendet fünf solcher Matronen, gewährt ihnen freie Ueberfahrt und freien Aufenthalt in London und zahlt für jede Reise ein Honorar von 50 Pfd. St.

Die übrigen Emigranten werden in zwei Kategorien, Ehepaare und Ledige, getheilt und, voneinander streng geschieden, im Mittel- und Vordertheile des Schiffs untergebracht.

Das Dienstpersonal sowie die Mannschaft sind durchweg Lakaren aus der Umgegend von Kalkutta. Ihre Zahl an Bord der Dorunda beträgt ungefähr 120. Der Kapitän, die Offiziere und Quartiermeister, zusammen 20 Mann, sind Engländer. Hierzu kommt ein Duzend Passagiere. Ein schlimmes Verhältniß zwischen Weiß und Schwarz, wenn man die Schwierigkeiten der Schifffahrt in diesen Meeren und den Umstand bedenkt daß die Ufer entweder menschenleere Einöden sind oder von Kannibalen bewohnt werden. Aber man sagt mir daß, wenn die schwarzen Matrosen Uebles im Schilde führten, irgendein getreuer Diener, trotz seiner dunkeln Hautfarbe, die Offiziere hiervon, bei guter Zeit, verständigen würde. Es ist dieselbe Geschichte, wo immer eine Hand voll englischer Robinson Crusoes in schwarzer Atmosphäre leben. Ein jeder rechnet in der Stunde der Gefahr auf seinen Freitag.

Die Dorunda steuert, bei prachtvollem Wetter, der Küste entlang. Das Meer, hier in Wirklichkeit ein Landsee, ist spiegelglatt, die Gegend malerisch: Baumlose Vorgebirge welche, coulissenartig, soweit das Auge reicht in die blaue Wasserfläche vorspringen und am Horizont verduften.

Die Stadt Rockhampton, im Innern an einem Flüsschen, genau unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegen, verbirgt sich hinter einer Bergkette welche sie dem Seefahrer unsichtbar macht und der kühlenden Meeresbrise beraubt. Während unser Dampfer eine ungeheure Anzahl Wollenballen einschiffte, fahre ich mit dem Kapitän in einer kleinen Dampfbarcasse nach der Stadt. Entfernung 50 Seemeilen. Je mehr wir uns in das Land vertiefen, je heißer wird die Luft. In einer kleinen Bucht schläft ganz gemüthlich, halb im Schlamm vergraben, ein mächtiger Alligator. Niemand denkt daran ihn in seiner Ruhe zu stören. Er ist ein guter alter Bekannter der Bootsleute die sich aber wohl hüten hier zu baden.

Rockhampton ist einfach ein Backofen. Ein Herr Feez aus Bayern, der Pionier und Gründer dieser Stadt (1857), hat die Güte sie uns zu zeigen. Eine lange Gasse, die größte wenn nicht die einzige, läuft dem Flusse entlang über welchen man soeben eine monumentale Brücke schlug. Auf einer nahen Anhöhe steht ein monumentales Schulgebäude, und, auf einem andern Hügel, ein gleichfalls monumentales Spital. Ringsherum wurde der Wald gelichtet und nicht ein Baum verschont, was der Stadt ein unbeschreiblich ödes Ansehen gibt. Aber wenn Rockhampton, dormalen noch nicht durch Schönheit und Annehmlichkeit glänzt so thut es sich bereits hervor durch seine Bedeutung als Stapelplatz und Ausfuhrhafen.

Den nächsten Tag legt die Dorunda bei Macquai an, nach Rockhampton das größte Depot von Schaffellen welche die Stationen des Innern liefern.

Eines Tags begegneten wir einem Schiff unserer Compagnie welches London vor zwei Monaten verlassen hatte. Es war überfüllt mit Auswanderern. Auf dem Deck eingepfercht begrüßen sie uns mit Jubelgeschrei. Die guten Leute schienen entzückt bei dem Gedanken bald den Boden des neuen Vaterlandes zu betreten.

Mit Recht wird der landschaftliche Reiz des Pfingstkanals,

Whitfunday-Channel, gerühmt. Im kleinen erinnert er, ohne dessen unvergleichliche Schönheit zu erreichen, an das „Innere Meer“ von Japan.

Ich habe schon der trefflichen Erleuchtung dieser Küsten erwähnt. Die Zahl der Leuchttürme ist bedeutend. Ein in Thursday-Insel stationirender Kutter der queensländischen Regierung versieht die Wächter mit Brennstoff und Lebensmitteln. Da die Küste des Festlandes von feindlichen Stämmen bewohnt wird, so wurden die Thürme auf möglichst unzugänglichen Eilanden erbaut und mit Mauern umgeben. Innerhalb dieser Befestigung stehen die Wohnungen der Wächter, immer vier für einen Leuchtturm. Ihre Familien leben mit ihnen. Welche Existenz!

Townsville, so benannt nach dem Gründer der Town hieß, verdankt den nahen Goldlagern eine Bevölkerung von 6000 Seelen. Auch diese Stadt ist ein großer Stapelplatz und Ausfuhrhafen für die aus den Stationen im Innern gebrachten Felle. Von Zeit zu Zeit kommen die Squatter hierher um Provisionen einzukaufen und während einiger Tage, in einem vortrefflichen Hotel, der materiellen Freuden der gesitteten Welt zu genießen. Dieser Gasthof gilt für den besten in Australien. Er verdankt seinen Ruf der intelligenten Wirthin und ihrem chinesischen Koch der einen Wochenlohn von 5 Pfd. St. erhält und ein wahrer Künstler ist. Townsville klettert die ersten Staffeln eines gänzlich nackten, felsigen Berges hinan und zeichnet sich durch die Menge seiner kleinen Gärten aus. Am Rande der Stadt beginnt die wilde Natur, ja sie erlaubt sich sogar in die Gassen einzudringen. An den Straßenecken, an andern Orten, überhaupt überall wo es ihnen beliebt oder wo man sie noch nicht ausgerodet hat, entfalten üppige Waldbüschel den Schmuck ihrer Blüten. Dieses trauliche Zusammenleben von Wildniß und Civilis-

sation hat einen eigenthümlichen, poetischen Reiz. In den Gärten gibt die, aus Indien eingeführte, jetzt mit großen purpurfarbigen oder gelben Blumen bedeckte, *Pontiana regia* einigen Schatten und läßt die trostlose Einförmigkeit der Häuser vergessen. Es ist Sonntag, und ein Buggy schleppt uns mühselig über den brennenden Sand des Gestades nach der Kirche. Nachmittags werden die Umgehenden besucht. In einem Char-à-banc fahren wir der Eisenbahn entlang welche zu den Goldminen führt. Auf einige Schritte von der Stadt beginnt bereits der Wald. Noch einige Minuten, und die letzten Häuser liegen hinter uns. Wir befinden uns in der Wildniß. Aber der Busch ist weniger häßlich als im Süden des Continents. Es ist zwar immer der Eucalyptus, aber seine Blätter scheinen mir grüner und die Gattungen zahlreicher. Pappelbäume von der Familie welche die Engländer *poplar gum tree* nennen und die man an der weißen Rinde erkennt, der Pandanus oder die Stoppelzieherpalme, der Fernbaum bringen einige Abwechslung in diesen, eigentlich doch australischen, Wald. Dem Sonntage verdanken wir die Begegnung mit einigen Söhnen des Reiches der Mitte. Sie sitzen gedrängt in einem Karren und fahren nach irgendeiner Spiel- oder Opiumhöhle. Die Zahl der Chinesen ist hier im Zunehmen begriffen. Als Arbeiter zieht man sie den Kanaken aus den Sandwichinseln und den Singalesen aus Ceylon vor, aber weder die einen noch die andern können entbehrt werden da das Klima keine weiße Arbeit zuläßt.

Das Ziel unserer Fahrt ist das Akazienthal. So haben zwei unternehmende Männer ihren mitten im Walde angelegten Garten benannt. Sie sind erst seit einem Jahre hier und hatten mit der Ausrodung des Bodens, dessen sie bedurften, beginnen müssen. Ein Geschäftsfreund reist in Neuguinea und sendet ihnen seltene oder unbekannte Pflanzen, besonders neue Orchideen. Auch erhalten sie bereits Bestellungen aus Californien, Indien und England. Der *Cassuarius Johnsonii*, ein großer unbehüllicher Vogel mit braunem Gefieder, durch manches

an den Strauß erinnernd, paßt trefflich zu den ihn umgebenden exotischen Büschen und ihren in der Sonne glänzenden Blättern. Auf einem Baumaste überraschen wir einen mit einer Riesenameise im Zweikampfe begriffenen Frosch, tree frog. Ein auf Bäumen lebender Frosch! Dergleichen sieht man, glaube ich, nur in Australien.

Am Rückwege halten wir uns bei einem Lager von Aborigines auf. Die Familie besteht aus dem Haupte, einem Vierziger von scheußlicher Häßlichkeit, seinen zwei Weibern und einer kranken Tochter. Zwei Soldaten der eingeborenen Gensdarmarie leisten ihnen Gesellschaft. Sie sehen sich alle ähnlich: Thierische Physiognomie, wilder Blick, gedrungene, niedrige Statur, gekrümmte Haltung. Der Mann zeigt seine Kunst im Werfen des Bumerang, einer sehr gefürchteten Waffe, obgleich sie nur ein Stück Holz in Form einer Sichel ist. Sie durchschneidet die Luft, erreicht eine unglaubliche Höhe, beschreibt ein Zickzack und kehrt am Rückwege in die Nähe des Ausgangspunktes zurück. Als Angriffswaffe benutzt, wird sie zur Erde geschleudert und trifft, im Aufpralle, ihr Opfer. Es würde dem Geometer schwer fallen durch Berechnung den Weg zu beschreiben welchen die Waffe zurückzulegen hat um ihr Ziel zu erreichen. Instinct und Uebung ermöglichen dem Wilden die Aufgabe praktisch zu lösen.

Unser Steamer hat Townsville verlassen und umschifft die „Magnetische Insel“, von Cook so benannt weil ihr eisenhaltiges Erdreich seinen Kompaß störte. Sie ist gänzlich unbewohnt. Gegenwärtig läßt die Regierung dort ein Lazareth anlegen.

Je mehr wir uns dem Aequator nähern, je mehr ändert sich die Stimmung der Luft. Bisher sehr trocken, wird sie mit jedem Tage feuchter. Alles ist nicht rosenfarbig auf den langen Seefahrten in der heißen Zone. So hatte es in Brisbane an Zeit gefehlt um das faule Wasser aus dem untern Schiffsraum

zu entfernen. Die Folge ist eine Verpestung der Luft in den Kajüten. Dazu ihre vielen Insekten, Schwarzkäfer von ungeheurer Größe. Diese schrecklichen Thiere, welche mit den Kohlen geladen werden, beißen nicht, aber sie benagen Nägel und Haare, verbreiten einen entsetzlichen Geruch und verfolgen den Reisenden in seinen Träumen. Auch die meist aus conservirtem Fleisch und Gemüse in Zimmbüchsen bestehende Nahrung, die Hitze und unerträglich gewordene Feuchtigkeit der Luft wirken entnervend und entmutigend auf die meisten Passagiere. Da liegen sie am Deck in ihren Lehnstühlen. Schlassucht und Traurigkeit, die Vorläuferinnen der Krankheit, bemächtigen sich ihrer. Der alte Tourist macht, soviel er kann, gute Miene zum bösen Spiel. Wenn er sich, der Selbsttäuschung einer Gesundheitspromenade fröhnend, mühselig an all diesen im magischen Schlafe befangenen Gestalten vorüberschleppt, gedenkt er unwillkürlich des vierten Actes von „Robert dem Teufel“. Aber keine Zauberruthe weckt diese Schläfer. Besonders widerwärtig sind die Nächte. Den ersten Theil derselben verbringe ich immer am Vorderdeck auf dem Ruhebetto des guten Kapitäns ausgestreckt. Es ist der beste Platz. Die laue Seebrise streichelt und kühlt, scheinbar, die Wangen; denn es ist doch nur Täuschung. Ueberdies mahnt die große Feuchtigkeit der Atmosphäre, welche leicht das Fieber bringt, zum Rückzuge in die heiße und übel riechende Kajüte.

Wir dampfen fortwährend der Küste entlang und zwar in ihrer unmittelbaren Nähe. Sie ist mit Buschwerk bewachsen, wird von Wilden bewohnt welche, nach dem Zeugnisse amtlicher Documente, den niedrigsten Typus des menschlichen Geschlechts darstellen. Die Aborigines von Queensland sind Nomaden und Menschenfresser die den Landbau nicht kennen und in einem vollkommen geschlossenen Zustande leben. Indes scheint die merk-

würdige Entwicklung ihrer Sprache die Theorie zu rechtfertigen, nach welcher diese Rasse eine verhältnißmäßig hohe Kulturstufe erreicht hätte bevor sie in ihren heutigen Zustand vollkommener Entartung herabsank. Mehrere Pflanzler hatten und haben, in zunehmender Zahl, die Verwegenheit sich mit ihren Familien auf diesen verwünschten Gestaden niederzulassen. Hinter ihrer Kase, die ein Blockhaus ist, beginnt der Wald, und im Walde, sie wissen es wohl, lauert der Wilde. Wenn sie, die Harke in der Hand, auf ihr Feld gehen tragen sie immer den Revolver im Gürtel und die Flinte auf der Schulter. Sie tödten oder werden getödtet. In den meisten Fällen sind sie die Tödtenden. Die von beiden Seiten, besonders aber von den Weißen, begangenen Greuelthaten sollen haarsträubend sein. Wir wollen aber hoffen daß die von Zeit zu Zeit nach Brisbane, Sydney, Melbourne gelangenden Schauernachrichten übertrieben sind. In dieser Weise vollzieht sich die Eroberung der uncivilisirten Welt.

Je mehr der Pionier nach Norden wandert, je größer wird die Gefahr für ihn. Sie vermindert sich in dem Maße als er westwärts zieht, d. h. in das Innere, wo der Hunger den Wilden seiner Kräfte beraubt.

Wir haben einen Kleinhändler an Bord, welcher sich in Normanton angesiedelt hat. Normanton ist eine im Entstehen begriffene kleine Stadt von 400 Einwohnern. Sie liegt am Golf von Carpentaria, besitzt dermalen weder Kirche noch Geistliche, weder Doctor noch Apotheke, aber Banken und Wirthshäuser. Sie gilt für a rising place, eine Stadt der Zukunft, weil Stationen für die Schafzucht im Innern zu entstehen beginnen. Ich fragte die Frau und die Schwägerin des Kaufmanns ob sie die Langeweile und die Entbehrungen dieses Exils nicht fürchteten. Die Antwort war: wir fürchten uns nur vor den Schwarzen. Der Mann erzählt daß an den Ufern des Golfs von Carpentaria die Aborigines dem Hunger erliegen. Sie pflegen, einige zwanzig Männer zusammen, auf die Jagd zu

schicken. Ist die Ausbeute nicht hinreichend, und in diesen Eucalyptuswäldern haust wenig Wild, so wird der zuletzt Heimkehrende geschlachtet und verzehrt. Wir. . . hat viel unter den Wilden gelebt. Sie fürchten den Weißen und greifen ihn nur unter günstigen Umständen an, meist nachts während des Schlafs. In der Kunst sich, im Gebüsch kriechend, ungehört zu nähern leisten sie Unglaubliches.

Cooktown, welches den Namen des großen Entdeckers trägt, ist in vollem Verfall begriffen. Entstanden zur Zeit der Entdeckung von Goldlagern in der Umgegend, verkommt es seit diese Gruben verlassen wurden. Viele Häuser stehen leer oder sind Ruinen geworden.

Die Hitze ist bereits unerträglich, und wir gehen dem Sommer entgegen und nähern uns dem Aequator! Der Kapitän, welcher die indischen Meere viel befahren hat, versichert mich daß, mit dem Rothen Meere und dem Persischen Golfe, die Gewässer längs der ostaustralischen Küste zu den heißesten Regionen des Erdballs gehören. Auch die Schifffahrt in diesem Wirrjal von Korallenbänken und Eilanden, welche häufig kaum an der Oberfläche des Meeres sichtbar sind, gehört zu den schwierigsten und gefährlichsten. Seit vier Tagen hat der Kapitän, von seinen Offizieren umgeben, die Commandobrücke nicht verlassen.

Dank dem Vollmonde, konnte die Dorunda während der Nacht in die Torresstraße einlaufen (18. December) und auf einige Kabellängen von der Donnerstagsinsel, Thursday-Insel, vor Anker gehen.

In Sydney, in Brisbane, in Melbourne spricht man mit Enthusiasmus von den Reizen dieser bezaubernden Insel. Aller-

dingſ sind dieſe Perſonen welche ſie nicht ſelbſt beſucht haben. Um ſo größer war meine Enttäuſchung. Es iſt ein Sund theils vom Feſtlande umgeben, theils beſäet mit Inſeln und Klippen, deren einige mit Eucalyptus bewaldet, andere mit niedern Büſchen bewachſen ſind, aber alle an Waſſermangel leiden.

Die Stadt (?) Thursday = Iſland liegt auf einer in das Meer vorſpringenden kleinen Landzunge. Der Wald beginnt unmittelbar hinter den elenden meiſt hart am Ufer erbauten Häuſern. Auf der äußerſten Spitze der Landzunge, welche dort die Geſtalt eines kleinen niedrigen Vorgebirges annimmt, befindet ſich das Haus des Magiſtrats. Die niedern Büſche und Bäume welche ſeine Wohnung umgaben ließ er ausroden. Hier weht, an der Spitze einer hohen Fahnenſtange, die Flagge von Queensland. Ganz in der Nähe ſieht man den Juſtizpalast oder Courthouse, in Wirklichkeit eine hölzerne Bude mit dem Sitze des Richters, der Box der Geſchworenen und der Bank der Angeklagten. Glücklicherweiſe werden auf dieſem bevorzugten Eilande, wegen Mangel an Einwohnern, keine Verbrechen begangen. Nur entlaufene ſchwarze Arbeiter liefern den Stoff für Gerichtsverhandlungen und bilden die Penſionäre des Gefängniſſes, einer andern Hütte welche hart neben dem Juſtizpalast ſteht. Letzterer dient auch als Empfangſaal in welchem die Offiziere einlaufender Kriegſſchiffe oder anderer großer Fahrzeuge bewirthet werden und als Kirche wenn ein Geiſtlicher hier durchreiſt. Letzteres eignet ſich aber nur ſelten. Ein viertes Häuſchen enthält die Kanzleien des Magiſtrats, der Douane und der Poſtverwaltung. Die fünf weißen Polizeiſoldaten, welche die bewaffnete Macht bilden, bewohnen nebenan ein kleines Bungalow.

Auf Flintenſchußweite von dem amtlichen Quartier befindet ſich die aus einigen Duzend ärmlich ausſehender Wohnhäuſer beſtehende Stadt. Dazu kommen zwei oder drei elende Waarenniederlagen und zwei ganz erträgliche und immer überfüllte Hotels. Die Gäſte werden von den hier anlaufenden Dampfern geliefert. Dieſe ſind die kleinen Colonial = Poſt = Steamer, die

großen zwischen Sydney und Hongkong verkehrenden Packetboote, endlich aber und vorzüglich, die Schiffe der British-India-Company.

Die flottirende Bevölkerung von Thursday-Insel und der dazugehörigen kleinern Inseln wird zu 1500 angegeben, worunter 45 Weiße. Die übrigen sind Malaien, Südseeinsulaner, Chinesen und eine sehr kleine Anzahl Japaner. Die Kinder des Reiches der aufgehenden Sonne wandern selten aus. Es gibt keine Aborigines auf Thursday-Insel und nur sehr wenige auf den benachbarten Eilanden, aber in den Küstenstrichen des Festlandes leben sie in großer Anzahl.

Die einzige hier gekannte Gewerksbetriebsamkeit besteht in der Perlfischerei. Die Weißen nehmen hieran keinen Antheil; nur Farbige widmen sich dieser gefährvollen Beschäftigung. Obgleich dies Meer überreich an Haien ist kommen Unfälle selten vor. Der Anzug der „Scheller“ (Taucher) scheint diesen Unthieren zu imponiren. Sie kommen wol an sie heran, betrachten sie mit ihren kleinen Augen, folgen ihnen und umkreisen sie, zuweilen nicht ohne sie zu berühren, entfernen sich aber, wenn ihre Neugierde befriedigt ist, ohne ihnen ein Leid anzuthun.

Um in das Gebäude des Magistrats zu gelangen haben wir den erwähnten ausgerodeten Platz vor dem Hause zu durchschreiten. Die Temperatur schien mir die der Esse eines Hochofens. Im Innern, dank einer guten Ventilation, war die Luft verhältnißmäßig kühl. Der Magistrat findet das Klima heiß aber gesund. Seine Gemahlin scheint diese Ansicht nicht zu theilen. Mr. Lether residirt hier seit acht Jahren. Er war es der unlängst die, von der englischen Regierung sogleich aufgehobene, Amexion Neuguineas an die Colonie Queensland proklamirte.

Als wir auf den Landungsplatz zurückkehrten sahen wir ein von dem gegenüberliegenden Festlande kommendes Canot mit Aborigines herannahen. Sie waren dunkelschwarz und ihre Klei-

dung bestand aus einem Diadem von weißen Muscheln. Ein wildes, phantastisches Schauspiel.

Nachmittags lichtet die *Dorunda* die Anker und an der *Booby-Insel*, früher *Postinsel* genannt, vorüberdampfend verläßt sie die Meerenge von *Torres*. *Booby-Insel* ist ein niederer Fels ohne alle Vegetation, außer einigen magern Büschen in den Rinnsalen jetzt vertrockneter Regenbäche. Am Scheitel des Felsens gewahrt man einen *Cairn* oder *Steinhaufen*, das ehemalige *Postbureau* in welchem die passirenden *Schiffahrer* ihre Briefe niederlegten. *Nachfolgende Kapitäne* übernahmen die *Be-*
förderung. Die einzigen *Bewohner* des *Eilandes* sind unzählige *Wasservögel*. Durch unsern *Dampfer* verschreckt, flogen ganze *Schwärme* dieser *Thiere* auf, die *Luft* mit dem *Getöse* ihres *Flügel-schlages* erfüllend. Wir ließen *Prince of Wales-Insel* zu unserer *Linken* und steuerten, ohne sie deutlich ausnehmen zu können, die *Küsten* von *Neuguinea* entlang.

Das Meer ist wie ein See, der *Mond* verschleiert, die *Luft* schwül aber weniger sengend seit wir die *australische Küste* verlassen und die ungeheure *Wasserfläche* des *Meeres* von *Hara-*
fura erreicht haben.

Die *Anschauungen* welche vor *funfzehn* oder *zwanzig Jahren* die öffentliche *Meinung* in *England* und den *Colonien* beherrschten berechtigten zur *Annahme* daß die *Trennung* der *Leßtern* von dem *Mutterlande* nur mehr eine *Frage* der *Zeit* sei. Viele *Politiker* betrachteten dies *Ereigniß* als *bevorstehend*, andere als *allmählich* näher rückend, fast alle als *unvermeidlich*. In *Eng-*
land suchte man sich mit dem *Gedanken* der *Scheidung* vertraut zu machen und nach den etwaigen *Vorthteilen* zu forschen welche

aus ihr für die Metropole erwachsen könnten. Ich spreche natürlich nicht von einer gewissen politischen Schule deren Adepten die Zertrümmerung des Britischen Reiches offen anstreben. Ich habe nur das große Publikum der Zeitungsleser im Auge, überhaupt jene welche sich mit Politik beschäftigen. Viele damals erschienene Flugschriften verfolgten diese Tendenz. Antony Trollope huldigte ihr in seinem vor zwölf Jahren herausgekommenen Buche: die Colonien sind Söhne welche ihre Volljährigkeit erreicht haben, Töchter die heirathen wollen. Man hat sie erzogen, man gebe ihnen ihre Mitgift, und trenne sich, nicht ohne ein peinliches Gefühl, aber in Freundschaft. Wenn ich, was mir mehrmals begegnete, sehr hochgestellte Staatsmänner, im vertraulichen Verkehr, in diesem Sinne sprechen hörte, vermochte ich kaum meinen Ohren zu trauen. Aber die Thatsache ist unbestreitbar. Natürlich nicht alle politischen Notabilitäten meiner Bekanntschaft theilten diese Anschauung.

Seither trat in England ein Umschwung ein. Er fiel zusammen mit dem Erwachen der öffentlichen Meinung infolge des Russisch-Türkischen Krieges.

Aber was ist die Stimmung in den Colonien? Ich beantworte diese Frage wol am besten indem ich hier Ansichten von Persönlichkeiten wiedergebe, deren Urtheil anerkanntermaßen von Gewicht ist.

„Die Australier“, sagte mir ein englischer Staatsmann, „sind stolz auf ihre Anhänglichkeit an das Mutterland, die Königin und die Dynastie. Dies an sich löbliche Gefühl hat auch das Verdienst der Aufrichtigkeit. Aber in der Politik darf man nicht zu viel auf Gefühle bauen; um so mehr als das dynastische Gefühl in den Colonien sich im Laufe der Zeit naturgemäß abschwächen muß. Es wird, wenn auch fortdauernd, doch im Herzen der in der Colonie geborenen Generationen weniger lebhaft sein. Nichtsdestoweniger ist es ein Element welches zählt. Nur darf man seine Bedeutung nicht überschätzen.“

„Die Festigkeit des die Metropole und die Colonien zu-

sammenhaltenden Bandes liegt in der Gemeinsamkeit der Interessen, und diese Interessen sind wichtig, tiefgreifend und augenfällig. Es denkt hier auch gar niemand an eine Trennung. Man weiß daß man dabei nichts gewinnen und viel verlieren würde. Die Colonien besitzen die vollendetste Autonomie und eine äußerst demokratische und beinahe republikanische Verfassung. Man könnte sie Modellrepubliken nennen, insofern beinahe jeder mann wohlhabend und unabhängig ist, und Nachtheile und Gefahren welche sich in andern Republiken, zum Beispiel bei Anlaß der Präsidentenwahl, periodisch wiederholen hier unbekannt sind. Hier ernennt die Königin den Präsidenten, d. h. den Gouverneur, welcher nicht, wie der Präsident der Vereinigten Staaten, ein unumschränkter Herrscher sondern nur der Vertreter des constitutionellen Königthums ist. In Amerika ereignet sich alle vier Jahre daß die Geschäfte stocken, die öffentliche Ruhe gestört, die politischen Leidenschaften in einer für die bestehenden Zustände gefährlichen Weise entfesselt werden. Und warum? Damit die Nation sich einen Herrn und Meister geben könne dessen sie sich, während der Dauer seiner Wirksamkeit, zu entledigen kein gesetzliches Mittel besitzt. Jedermann sagt sich hier: *le mieux est l'ennemi du bien*.

„Man würdigt auch vollkommen die materiellen und politischen Vortheile welche den Colonien aus ihrem Verbande mit England erwachsen. In militärischer Beziehung, allerdings, muß man mit den eigenen Flügeln fliegen. Nicht Ein englischer Soldat befindet sich mehr auf australischem Boden. Aber, im Nothfalle, zählt man auf den Beistand der königlichen Flotten da die Colonien selbst keine Kriegsmarine besitzen. Finanziell ist das „alte Land“ eine reichere Fundgrube als alle in Victoria, New-South-Wales, Queensland und Neuseeland entdeckten Goldlager. Die prachtvollen Schöpfungen die Sie hier bewundern sind größtentheils mit dem Gelde geschaffen worden welches das Mutterland stets mit großer Bereitwilligkeit vorschießt. Geld ist allerdings ein Kosmopolit. Es kennt keine Grenzpfähle und

keinen Patriotismus, aber die englischen Leiber werden vielleicht die Hand weniger offen haben wenn es sich darum handelt ihre Kapitalien im Auslande anzulegen, d. h. in Ländern welche, infolge der Lostrennung, sich der englischen Controle gänzlich entzogen haben. Endlich schmeichelt es die Colonie einer Großmacht anzugehören welche die Meere beherrscht.“

Ich gestehe daß diese Auffassung meinen eigenen Eindrücken entspricht.

Der Premierminister einer der Colonien ließ sich mir gegenüber folgendermaßen aus:

„Die Colonien sind loyal. Diese Loyalität wurzelt in ihren Interessen, und zugleich in ihren Gefühlen. Die britischen Auswanderer verpflanzen die Anhänglichkeit an ihr Geburtsland in die neue Heimat. Die in Australien geborenen Kinder besitzen allerdings nicht dieselben Traditionen und dieselben Erinnerungen. Sie sind loyal, infolge ihrer Liebe zu den Aeltern, also gewissermaßen im zweiten Grade, und dies Gefühl ist daher bei ihnen weniger lebhaft. Aber unser Gebiet ist sozusagen unermesslich. Trotz des unvernünftigen und von egoistischen Beweggründen eingegebenen Widerstandes gegen die Einwanderung, wird diese durch neue Gesetze begünstigt werden. Man kann einen gewaltigen Aufschwung der Immigration mit Sicherheit erwarten, und die neuen Ankömmlinge werden die Loyalität im Lande steigern und kräftigen. Australien kann, in dieser Beziehung, nicht mit den Vereinigten Staaten verglichen werden. Bei uns ist das herzliche Einvernehmen mit England niemals getrübt worden. Was immer die politischen Anschauungen oder Grundsätze unserer Einwanderer sein mögen, sie kommen hierher um ihr Brot zu verdienen und ihr Glück zu machen. Sie kommen nicht in der Absicht dies oder jenes politische Ideal zu verwirklichen.“

Bernehmen wir noch einen großen Squatter:

„Die Leute in Australien sind sehr demokratisch aber nicht republikanisch, und man ist der königlichen Familie zugethan.

Dies ist nicht etwa nur die Stimmung der Gentlemen, sondern auch das Gefühl der den untern Volksklassen angehörigen Einwanderern, und wird von den in den Colonien geborenen Personen getheilt. Sie unterscheiden jedoch zwischen den Immigranten und jenen welche auf australischem Boden zur Welt gekommen sind. Während der letzten Wahlen sagte mir ein Wähler: «Ich theile Ihre politischen Ansichten nicht; aber ich werde für Sie stimmen weil Sie ein in Australien geborenes Mädchen geheirathet haben.»“

Wenn man sich in den Colonien nur wenig oder vielleicht gar nicht mit der Möglichkeit einer Trennung beschäftigt hat, so tritt jetzt der Gedanke einer Conföderation mehr und mehr in den Vordergrund. Allein die erste Bedingung der Verwirklichung dieser Idee ist der Abschluß eines australischen Zollvereins mit oder ohne Neuseeland. Hierin liegt die Hauptschwierigkeit der Ausführung dieses, wiederholt aber bisher kaum ernsthaft angelegten, Planes. Wenige Tage nach meiner Abreise von Sydney sollte in dieser Hauptstadt eine von allen Colonien des Continents und Neuseelands beschiedte Ministerialconferenz zusammentreten um diese Aufgabe zu lösen.*

Noch vor zehn oder zwölf Jahren wurde der Abschluß einer Föderation als der Vorläufer der Emancipation der Colonien betrachtet. Der Körper sagte man werde zu groß, die Bande welche ihn an England knüpfen zu schwach werden. Sie werden zerreißen. Diese Ansicht war damals ein Glaubensartikel geworden. Auch über diesen Punkt haben sich seither die Ansichten gründlich geändert. Eine neue Idee bricht sich Bahn. Wie wäre es wenn man eine Verbündung, eine Föderation, mit dem

* Der Congreß trennte sich ohne zu endgültigen oder praktischen Entschlüssen gelangt zu sein.

Mutterlande anstrebte? Die Männer der vorgeschrittensten Partei bemächtigten sich des Gedankens. „England“, sagen sie, „nimmt, nach dem Beispiele der Colonien, das allgemeine Wahlrecht an, und zwar ohne alle Beschränkung; die Pairskammer wird aufgehoben und durch einen legislativen Rathskörper ersetzt in welchem das Princip der Erblichkeit keine Vertretung findet; die nach England abgeordneten australischen Deputirten haben, im englischen Parlament, Sitz und Stimme in allen Angelegenheiten des Reiches. Die Fusion zwischen England und den Colonien ist eine vollständige. Das Atlantische Meer und der Indische Ocean haben aufgehört zu sein.“ Ich glaubte zu träumen als Männer, welche nicht für Träumer gelten, mir diese Träume mit dem Ausdruck der innigsten Ueberzeugung auseinandersetzten. Unter ihnen befanden sich hohe Staatsbeamte und sogar ein Cabinetsminister. Es ist dies, ich wiederhole es, das Programm der vorgeschrittenen Meinung, und dies Programm findet den größten Beifall in den Massen, und die Massen sind die Herren des Landes. Ich darf jedoch nicht unerwähnt lassen daß in Sydney, im Verkehr mit den Ministern und vielen Sommitäten der Politik und des Handelsstandes, ich nie ein Wort vernahm welches nicht das Gepräge der gesunden Vernunft, der Mäßigung und einer richtigen Auffassung der Lage an sich trug. In diesen Kreisen ist man weit entfernt an dergleichen Phantasiebildern Gefallen zu finden und sich für eine Idee zu begeistern deren Verwirklichung eine gänzliche Umgestaltung Altenglands voraussetzt.

Während meines hiesigen Aufenthaltes herrschte große Aufregung in Folge des Gerüchtes daß die französische Regierung ihrer Strafcolonie in Neucaledonien eine größere Ausdehnung zu geben beabsichtige. Hierüber sagte mir ein leitender Minister Folgendes:

„Was uns beschäftigt ist die auswärtige Frage; sie berührt alle unsere Colonien. Von außen bedrohen uns Gefahren welche wir abwehren müssen. Wir können nicht zugeben daß fremde Mächte von Neuguinea und den Neuen Hebriden Besitz ergreifen. Die Nähe einer Strafcolonie wie Neucaledonien, von wo flüchtige Deportirte täglich in kleinerer oder größerer Anzahl nach unsern Küsten übersetzen, ist für uns eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren. Wir haben die (britische) Reichsregierung ersucht die Südküste von Neuguinea in Besitz zu nehmen oder wenigstens unter ihren Schutz zu stellen, und uns bereit erklärt einen Theil der Kosten der zu errichtenden Seestation zu tragen.“

Ich habe bereits von der Annexion Neuguineas an Queensland und der hierauf bezüglichen Proclamation des Magistrats von Thursday-Insel Erwähnung gethan, sowie von der Wichtigkeitserklärung der englischen Regierung in Betreff dieses Schrittes. Lord Derby hatte wiederholte, in diesem Sinne, an die englische Regierung gerichtete Gesuche, ungeachtet der wachsenden Erbitterung in den Colonien, zuerst kategorisch zurückgewiesen, dann in sanfterer Weise abgelehnt und endlich die Annexion grundsätzlich zugestanden, und nur über den Modus gewisse Vorbehalte gemacht. Dieser Vorgang wirft ein, in meinen Augen, bedeutungsvolles Licht auf die Natur der zwischen den Colonien und dem Mutterlande bestehenden Beziehungen.*

Eine eingehende Erläuterung der land question liegt nicht in meiner Absicht. Es würde dies zu weit führen und nur

* Bekanntlich ist das englische Cabinet, in Folge der seither ins Leben getretenen deutschen Colonialpolitik, von seiner grundsätzlichen Abneigung gegen Erweiterung des britischen Colonialgebietes zurückgekommen indem es bedeutende Landstriche in Neuguinea und Südafrika annectirte.

jenen welche sich in Australien ankaufen wollen Interesse gewähren. Wie bekannt und bereits in diesen Blättern erwähnt, ist der Boden grundsätzlich Eigenthum der Krone. Später, als die Colonien verantwortliche Regierungen erhielten, wurde eine jede von ihnen in den Besitz ihres Bodens gesetzt, mit der Obliegenheit darüber zu Gunsten der Colonisten zu verfügen. Letztern wurde die Verpflichtung auferlegt die von ihnen erworbenen Gründe zu bewohnen und als Viehzüchter oder als Pflanzernutzbar zu machen. Bekanntlich sind die großen Squatter, vormals die Aristokratie der Colonien, nicht Eigenthümer sondern nur Pächter der Ländereien, runs, auf welchen sie ihre Heerden weiden lassen. Leute, free selectors genannt, welche kleine Grundstücke käuflich erwerben wollen, können dies thun; sie wählen ihre Parcellen immer innerhalb der Runs der Squatter welche daher den Free Selector als ihren bittersten Feind betrachten. Es ist auch jedermann bekannt daß politische Rücksichten und persönliche Gunst auf die Art in welcher über das Land verfügt wird einen gewissen Einfluß ausüben, und daß die Speculation mit Ländereien immer größere Verhältnisse annimmt. Dies erklärt die neuen Gesetzesvorschläge, die land laws, welche jetzt in den Localparlamenten mit großer Leidenschaftlichkeit verhandelt werden. Ueber den Charakter dieser künftigen Gesetze kann kein Zweifel obwalten. Sie werden den Zweck verfolgen den Ankauf kleiner Grundstücke zu begünstigen und die Bildung großer Güterkomplexe zu verhindern.

Ueber die Lage in Australien sind die Ansichten getheilt. Hören wir zuerst die Schwarzseher:

„Ja, diese Colonien haben Wunderbares geleistet, und zwar in unglaublich kurzer Zeit. Auf den ersten Blick sollte man meinen es sei Zauberei. Sie haben Städte von unerhörter Pracht gegründet. Sie haben stattliche öffentliche Gebäude auf-

geführt und die Stadtgebiete mit eleganten Wohnhäusern, Villen und Gärten bedeckt. Ihre Eisenbahnen entwickelten sich mit reißender Schnelligkeit, und Südaustralien hat durch die Aufstellung einer Telegraphenlinie, welche den Continent in seiner ganzen Breite durchzieht, ein Riesenwerk ohnegleichen vollendet. Aber alles dies hat man mit fremdem Gelde gethan, mit dem Gelde Englands, des «alten Landes», welches sich für Australien begeistert hat. Regierungen, Gesellschaften, Individuen, mit Einem Worte, alles ist hierzulande verschuldet. Die kolossalen Staatsschulden werden noch auf den kommenden Geschlechtern lasten. Die Existenz der Gesellschaften hängt ganz und gar von den Schwankungen der europäischen Geldmärkte ab, die der Particuliers von den Geschäften der Bank welche ihnen Geld vorgestreckt hat. Es gibt in Sydney eine große Anzahl von Leuten welche ein schönes, reich möblirtes Haus in Pott's Point oder Darling Point oder in andern eleganten Vorstädten besitzen, Wagen und Pferde halten und ein großes Haus führen. Aber alle Kosten werden mit dem in einer Bank geborgten Gelde bestritten. Sie besitzen hinlängliches Einkommen um die Interessen des ausgeliehenen Kapitals und die laufenden Ausgaben des Haushaltes zu bestreiten, aber an dem Tage an welchem die Bank ihr Darlehn zurückverlangt sind sie zu Grunde gerichtet. Die Geschäfte stocken heute auf der ganzen Welt, aber anderwärts ist man im Stande die Krisis zu überleben. Hier fehlt die dazu nöthige Schwungkraft. Vor kurzem noch desertirten die Matrosen der englischen Station massenhaft weil ihnen ungeheurerer Lohn angeboten wurde. Heute treiben sich in Sydney und Melbourne Tausende von unbeschäftigten Arbeitern auf dem Pflaster umher. Die Regierung gibt ihnen freie Unterkunft für die Nacht, unterstützt sie soviel als möglich in unauffälliger Weise und schickt sie, auf Staatskosten, nach dem Innern von wo sie alsbald, weil sie auch dort kaum Beschäftigung finden, nach den Städten zurückkehren. Das Uebel nimmt zu und die Zustände werden immer bedrohlicher. Gegenwärtig sind die

Annexionsgelüste an der Tagesordnung; das westliche Stille Weltmeer soll ein australischer See werden. Queensland verlangt Guinea und die Neu-Hebriden; Neuseeland die Samoa- und Tonga-Inseln, Victoria und New-South-Wales andere oceanische Archipela. Dieser Schwindel erklärt sich durch das Bedürfniß der Speculanten welche immer nach Objecten ihrer verderblichen Thätigkeit forschen. Sie wollen Land wohlfeil kaufen und zu riesigen Preisen verschachern. Diese Leute oder diese Gesellschaften, dank der Unterstützung ihrer Freunde in den Legislaturen, stehen heute obenan. Das Angstgeschrei, anlässlich der französischen Recidivisten in Neucaledonien und die eingebildeten Gefahren feindlicher Angriffe von außen bezwecken nur die Beunruhigung der öffentlichen Meinung.“

Diese trüben Anschauungen gewinnen den Optimisten, welche die ungeheure Mehrzahl bilden, nur ein Lächeln ab.

„Es ist wahr“, entgegnen sie, „die Staatsschulden der Colonien, namentlich Neuseelands, scheinen erdrückend wenn man sie vom europäischen Standpunkt aus beurtheilt. Aber man vergißt, man hält sich nicht hinlänglich gegenwärtig, daß wir Familienjöhne sind mit großen Erwartungen. Es muß uns doch wol gestattet sein einige Wechsel auf die Zukunft zu ziehen bevor wir in den Besitz unsers Vermögens treten, welches, sozusagen, keine Grenzen kennt. Hieraus erklärt sich die Versuchung zu borgen und die Leichtigkeit Geld zu finden.“

„Wir besitzen einen Continent, und dieser Continent ist ein dermalen noch größtentheils todt's Kapital. Dies Kapital muß nutzbar gemacht werden, und das ist es eben was wir thun. Man wendet die Dürre des Klimas ein und die Unfruchtbarkeit des Bodens. Das Innere, heißt es, ist eine wasserlose Wüste. Wir werden sie in einen unermesslichen Garten, in ein üppiges Weideland verwandeln. Das Wasser werden wir den Eingeweiden der Erde entreißen. Versuche hierzu werden fortwährend und mit steigendem Erfolge, besonders in Südaustralien, gemacht, und an vielen Stellen liefern bereits Artesische Brunnen

Wasser in Fülle. Wenn die Armuth an diesem Elemente ein Hinderniß bildet, so ist es wenigstens kein unüberwindliches.

„Dies sind nicht etwa leere Declamationen. Um in die Zukunft zu blicken, betrachte man die Gegenwart, vergleiche man mit ihr die Vergangenheit. Was waren, was sind wir? Man messe den Weg den wir zurückgelegt haben: unsere, die älteste Colonie in weniger als hundert Jahren, die übrigen in weniger als einem halben Jahrhundert, in Wahrheit, die einen wie die andern, seit dreißig Jahren, d. h. seit dem Tage an welchem wir verantwortliche Regierungen erhielten, mit andern Worten, seit die Krone, sich mit dem leeren Glanze der Souveränität begnügend, die wirkliche Macht in unsere Hände gelegt hat. Die Civilisation, in mehrere Armeen getheilt, mit dem Meere als Basis ihrer Operationen, bewegt sich vorwärts auf zusammenlaufenden oder parallelen Wegen, greift den Feind an, welcher die Barbarei ist, wirft ihn zu Boden, vernichtet ihn wo immer sie ihm begegnet. Nichts widersteht ihr, weder die belebte noch die unbelebte Natur.

„Die Menschen, die Eingeborenen welche auf diesem Continent die Stelle des wilden Thieres einnehmen, fliehen unsere Berührung. In jeder Weise verschwinden sie. Es scheint dies in den Rathschlüssen der Vorsehung zu liegen. Wir fügen uns ihnen ohne sie zu prüfen. Wollten wir so könnten wir nicht. Wir haben zu viel zu thun um auch nur für ein paar Pfennige Zeit für philanthropische Untersuchungen oder religiöse Betrachtungen zu erübrigen. Wenn es Gott gefällt uns der Aborigines zu entledigen, um so besser; wo nicht, werden wir selbst dafür sorgen. Die Gerüchte von der Grausamkeit der Ansiedler in Queensland sind übertrieben. Daß sie nicht immer Samthandschuhe anlegen, daß sie, in fortwährender Todesgefahr lebend, sich vertheidigen und hierbei zuweilen das Maß des Nöthigen überschreiten, wird niemand in Abrede stellen. Wir sind Anglo-sachsen und, als solche, geborene Philanthropen. Vielerlei Versuche wurden gemacht um die Sitten der Wilden zu mildern:

als Beweis, der nicht sehr glückliche Gedanke aus Aborigines eine Polizeitruppe zu bilden. Aber alle diese Unternehmungen, alle Versuche die moralisch, geistig und körperlich auf der niedrigsten Stufe stehende Rasse zu civilisiren, sind kläglich gescheitert.

„Und, gleich den Menschen, flieht die unbelebte Natur die Berührung mit uns, oder vielmehr sie verwandelt sich. Sährlich werden ungeheurere wüste Landstrecken in Weidegründe umgestaltet, andere dem Landbau eröffnet, Wälder fallen unter unserer Art, Straßen und Eisenbahnen, von der Meeresküste ausgehend, schreiten nach dem Innern vor. Verwegene Erforscher, in steigender Zahl, dringen in die Wildniß. Ihre Erzählungen berechtigen zu den glänzendsten Hoffnungen. Man weiß nunmehr daß nicht alles Land Steppe oder Sand ist, daß Wasser nicht überall fehlt, und daß mit Zeit, Arbeit und Geld der Continent zu erobern ist. Nun, es gebriecht uns weder an Zeit, denn wir sind jung, noch an Armen — das Mutterland schickt sie und die auf australischem Boden erstehenden Geschlechter leisten ihren Beitrag — noch an Geld, denn die aus England zufließenden Kapitalien werden vermehrt durch die welche wir täglich, im Schweiß unsers Angesichtes, schaffen.

„Betrachten Sie unsere blühenden reichen Städte, ebenso viele Pflanzschulen der Civilisation, bewohnt von arbeitsamen, ruhigen, sich selbst regierenden, dem Gesetz gehorsamen Menschen, und in welchen man weder den Pauperismus (Sie werden nicht Einen Bettler gesehen haben) noch irgendeines der andern socialen Uebel kennt, mit welchen die Städte Europas behaftet sind. Daß es Verschuldete gibt, daß der Handelsverkehr und die Gewerbsthätigkeit steigen und sinken, und gerade jetzt etwas stocken wie in allen Theilen der Welt, was übrigens nur eine Folge der Ueberproduction in Europa ist, — daß hierdurch einige brotlose Arbeiter auf das Pflaster unserer großen Städte geworfen wurden, wer wollte, wer könnte es leugnen? Doch es sind Wolken die vorüberziehen. Die Klagen über Güterspeculation und die sträfliche Betheiligung einiger Politiker und Regierungsmänner

verdienen keine Widerlegung. Wir sind Menschen und machen keinen Anspruch über menschliche Schwächen erhaben zu sein.

„Zweifeln Sie nicht an unserm Loyalismus. Kinder Englands, halten wir fest an unsern Traditionen, an unsern geschichtlichen Erinnerungen, und, obgleich Demokraten vom Wirbel zur Zehe, schmeichelt der Anblick eines Lords unser Auge, und der Anblick eines königlichen Prinzen versetzt uns in Begeisterung. Wir sind dem «alten Lande» von ganzer Seele zugehan. Aber wir sind verwöhnte Kinder, und unsere Mutter kann uns nichts verweigern. Wenn sie sich den Anschein gibt zu widerstehen, werden wir böse. Dann gibt sie sofort nach. Solange sie sich so benimmt, bleiben wir gewiß gute Kinder.

„Alles in allem, ist die Lage gesund und die Zukunft glänzend. Bei uns wurden zum ersten mal die großen Grundsätze der neuen Philosophie praktisch verwirklicht. Auf diesem Gebiete sind wir den Vereinigten Staaten weit voraus. Ihre Bürger begnügen sich mit der Gleichheit. Der Freiheit begeben sie sich zu Gunsten eines Gebieters. Die Wahl desselben ist der einzige Act der souveränen Gewalt welcher von dem Volke in vier Jahren einmal ausgeübt wird.

„Wir sind, vorzugsweise, ein atheistischer Staat, aber die Bürger desselben sind Christen. Bei uns besteht gänzliche Scheidung zwischen Kirche und Staat, und der Religionsunterricht ist in den von der Regierung unterhaltenen oder unterstützten Schulen ausgeschlossen. Wir erkennen hierin das einzige Mittel zu ermöglichen daß Familien von verschiedenem Glauben friedlich nebeneinander leben. Die meisten europäischen Staaten haben, auf dem Gebiete des Unterrichts, dieselben Wege betreten. Sie haben die Grundlagen verlassen auf welchen die alte christliche Gesellschaft, heute ein Ding der Vergangenheit, gefußt hatte. Sie bewegen sich vorwärts in der neuen Richtung, die einen rasch, andere langsam und unsichern Schrittes, manche wie gezwungen und zuweilen den, übrigens ohnmächtigen, Wunsch verrathend auf halbem Wege stehen zu bleiben oder, noch lieber, wieder

umzukehren. Aber, am Ende, wandelt Europa in den Fußstapfen Australiens welches das Vorbild des modernen Staates geworden ist.“

Ich werde, am Schlusse meines Buches, auf diese Anschauungen zurückkommen.

Was versteht man unter dem, in neuester Zeit, von Geographen und englischen Reisenden so oft und in so verschiedenem Sinne gebrauchten Worte Australasien? Ist es Australien und Neuseeland? Oder begreift man unter dieser Benennung auch einige Inselgruppen des westlichen Stillen Weltmeers oder gar den ganzen Pacifischen Ocean welcher ja, nach einem in den Colonien vorherrschenden Wunsche, einst ein australischer See werden soll? Hierüber könnte nur der Gebrauch entscheiden, aber diese Entscheidung ist noch nicht erfolgt. Ich werde mir hier nur Eine Betrachtung erlauben.

Wenn die Colonisten, deren Herkunft eine gemeinsame ist, in Australien und Neuseeland eine gewisse Verwandtschaft und mehrfache Analogien zeigen, so läßt sich dasselbe nicht von den Ländern sagen welche sie in Besitz genommen haben. Der Unterschied zwischen Australien und Neuseeland ist ein sehr auffallender. Australien ist ein Festland, Neuseeland eine Insel, in Wirklichkeit zwei Inseln welche aber, nur durch eine schmale Meerenge getrennt, ein großes Land bilden. Es ist ein begrenztes, erforschtes und daher bekanntes, größtentheils ausgenutztes wenn gleich noch nicht vollkommen bebautes Territorium. Australien, kaum an einzelnen Theilen seiner Peripherie für die Cultur gewonnen und, in seinem Innern, noch in geheimnißvolle Schleier gehüllt, wirkt auf die Einbildungskraft durch seine ungeheurere Ausdehnung, welche grenzenlos scheint, sowie auch das Feld grenzenlos scheint welches es der Speculation, der soliden Thätigkeit und dem Spiele des Zufalles eröffnet.

In Neuzeeland geht alles wie bei vollem Tageslichte vor sich. In Australien ist noch vieles im Dunkel. Der Colonist in Neuzeeland weiß daß sich hinter den Bergen das Meer befindet. Der australische Colonist weiß daß hinter dem Küstengebirge, dem Coast Range, ungeheurere, wasserlose daher unzugängliche, unbekannte, geheimnißvolle, gewissermaßen grenzenlose Landstriche beginnen. Je nach der Stimmung und Anlage seiner Seele, eilt er nach der Wildniß, entschlossen den Eingeweiden des unwirthlichen Bodens seine verborgenen Schätze zu entreißen, oder, zurückbeugend vor dem Gedanken jene geheimnißvollen Schleier zu lüften, läßt er sich im Seegebiete nieder.

Dieser Gegensatz zwischen dem Beschränkten und Bekannten in Neuzeeland und dem Unbeschränkten und Unbekannten in Australien, drückt den beiden Colonien ein so verschiedenes Gepräge auf und wirkt und muß auf die geistige Stimmung der Colonisten naturgemäß zurückwirken. Die neuzeeländischen Siedler wissen was sie vernünftigerweise zu erwarten haben. Sie kennen ihr Land. Die Australischen kennen das ihrige nicht, und lassen daher ihrer Einbildungskraft freien Spielraum. Die Regierungen, besonders die von Südaustralien und Queensland, wetteifern in Anstrengungen um das Innere der Cultur zu eröffnen, und entsenden zu diesem Ende fortwährend Forschungsreisende welche unermülich, vor keiner Gefahr zurückbeugend, dem Wilden und der Dürre trotzend, zuweilen ganz allein die Wüsteneien des Festlandes durchziehen. Darum ist auch der Australier* in der guten Bedeutung des Wortes, seinem Wesen nach, Abenteurer.

* Während ich mich in Melbourne aufhielt kam ein aus dieser Stadt gebürtiger Mann von dem Golf Carpentaria an. Er hatte den ganzen Continent ohne Begleiter durchreist. Es war nichts ganz Ungewöhnliches, sodaß diese That, mich ausgenommen, niemand überraschte. Ich erwähne derselben als bezeichnend für die Lust des Anglosachsen an abenteuerlichen Unternehmungen.

Dies ist nicht die Sache des Neuseeländers. Er baut sein Land oder weidet sein Vieh. Auch er ist ein Eroberer, aber er erobert, für die Cultur, ein bekanntes Land. Er ist ruhiger, dem Boden der ihn nährt anhänglicher, weniger geneigt zu gewagten Unternehmungen, wenn man will, prosaischer als der Australier. Auf seinen beiden Inseln ist der Pionier eine Gestalt der Vergangenheit, in Australien ein unentbehrliches Element der sich bildenden Nation.

Gewiß, neben so vielen Gegensätzen, findet man auch Analogien aber wenige gemeinschaftliche Interessen. Die wärmsten Lobredner der Conföderation, in Sydney, in Melbourne, in Brisbane, müssen dies zugeben. Wenn in Dunedin, in Christchurch, in Auckland von Conföderation die Rede ist lächelt man. Man gibt zu daß eine Zolleinigung oder ein ähnliches Abkommen wünschenswerth wäre, aber die Idee eines großen australischen von einem Gesammtparlamente regierten Staates wird auf das bestimmteste zurückgewiesen, denn man begreift daß in einem solchen gesetzgebenden Körper zu Sydney, bei einem Conflict australischer und neuseeländischer Interessen, die Deputirten der beiden Inseln sich immer in der Minorität befänden. — „Nein“, so schließen immer diese Besprechungen, „nein, wir wollen kein Zuhör von Australien werden.“

Bierter Theil.*

I n d i e n.

* Die wenigen geschichtlichen und geographischen Notizen welche ich für nützlich hielt in meine Erzählung einzuschalten, sind W. W. Hunter's „Imperial Gazetteer“ und „Indian Empire“ entnommen.

I.

Java, Singapur, Ceylon.

Vom 14. December 1883 zum 16. Januar 1884.

In den niederländischen Gewässern. — Batavia. — Muslimanischer Fanatismus. — Monopol und Zwangsarbeit. — Regenten und Residenten. — Tjandjoer. — Bandoeng. — Der Vulkan Tangfoe-ban-praoc. — Besuch beim Regenten. — Der Sylvesterabend. — Von Batavia nach Singapur. — Das chinesische Element. — Seereise nach Colombo. — Randy. — Ausflug in das Gebirge. — Die Singalesen. — Raffen auf Ceylon. — Abreise nach Madras.

Bei fortwährendem Gegenwinde bewegt sich die Dorunda nur langsam vorwärts. Das Thermometer steigt. Regengüsse, welche sich in kurzen Zwischenräumen folgen, umhüllen uns mit weißen Wasserdämpfen. Seit einer Woche segeln wir unter dem 10. südlichen Breitengrade. Die beinahe senkrecht über uns stehende Sonne erhitzt die undurchsichtige, dicke, feuchte Luft welche wir athmen. In Thursday-Inseln verließen uns die meisten Passagiere. Bleiben: die junge Matrone, zwei junge Witwen, ein junger Elegant zweiter Kategorie der die Glorie eines Globe Trotter oder Welttrabers anstrebt, und drei oder vier Stumme welche, abwechselnd, rauchen und schlafen. Der Kapitän, ein stiller, ernster, sanfter Mann mit einem melancholischen Ausdruck, gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Wir sitzen stundenlang nebeneinander, oft ohne ein Wort zu wechseln. Fast fortwährend durch seine Pflichten in Anspruch genommen, scheint

er, in freien Augenblicken, von trüben Gedanken verfolgt. „Worandenken Sie?“ fragte ich ihn eines Tags. — „An Frau und Kinder die in London sind.“ Der Aermste hat zwischen jeder Reise nach den Antipoden nur 14 Tage zu seiner Verfügung, und jede dieser Fahrten von London nach Brisbane und zurück währt vier Monate und eine Woche. Sohn seiner Thaten, verdankt er seinem Verdienst das Commando dieses großen Schiffes.

Die Offiziere, durchweg anständige und gefällige junge Leute, versinnbildlichen die verschiedenen Typen des britischen Seemannes.

Die Matrosen, wie bereits erwähnt Laskaren aus der Umgegend von Kalkutta, sind kleine, schwächlich aussehende, bewegliche Wesen mit wohlgeformten winzigen Händen und Füßen und den Bewegungen der Katze. Stößt man an einen von ihnen so meint man mit einer wollenen Puppe in Berührung gekommen zu sein. Ich fühle es kaum wenn sie mir auf den Fuß treten. Abends kauern sie in zwei eng gedrängten Reihen am Deck, die Hände auf die Knie gestützt und die Beine gekrenzt mit dem ihnen gegenüber Sitzenden. Geschwätzt wird unaufhörlich, und der Gegenstand der Unterhaltung sind immer Rupien, Ana und Heirathen. Nach Einbruch der Nacht, streckt sich ein jeder auf derselben Stelle der Länge nach aus und verfällt, binnen einigen Augenblicken, in tiefen Schlaf. Nur die Maschine und die Elemente schweigen nie. Wenn ich den Koch, gleichfalls Laskar, aus der Speisekammer nach der Küche schleichen sehe überfällt mich immer ein unheimliches Gefühl. Unwillkürlich gedenke ich der Marquise von Brinwilliers.

Doppelte, in einiger Entfernung übereinandergespannte Zelttücher schützen das Schiff einigermaßen gegen die Sonne. Das Deck ist leer. Shakspeare's Wintermärchen versetzen den alten Reisenden in eine ideale Welt. Die laue Briese führt ihm aus der Damenkajüte die Klänge eines Klaviers zu mit Bruch-

stücken aus der „Sonnambula“, „Lucretia“, dem „Barbier von Sevilla“. Man hört sie jetzt selten diese halbvergessenen und doch ewig schönen Melodien; aber uns alte Leute versetzen sie in die rosige Jugendzeit.

Die Umrisse der großen Insel Timor, welche plötzlich hinter einem durchsichtigen, aus Goldfäden gesponnenen Schleier erscheinen, entreißen mich den Träumereien. So hätten wir die Gewässer von Niederländisch-Indien erreicht.

Es ist 11 Uhr nachts, und man hat die zwei Lampen am Deck gelöscht. Unter den Zelten wäre die Dunkelheit vollständig ohne das Spiegelbild der Sterne im Meere, ohne die elektrischen sprühenden Funken welche sich von den Schiffswänden loslösen, ohne die silberglänzende Furche des zurückgelegten Weges. Und nun heißt es in die entsetzliche Kajüte hinabzusteigen. Dies ist das Leben welches ich seit dem 14. December führe!

An Backbord und Steuerbord nähern und entfernen sich abwechselnd weiße und goldene Schleier. Sanft grüne phantastische Gebilde ziehen an uns vorüber. Weiterhin zeigen sich Eilande in voller tropischer Pracht. Das Meer ist nicht mehr eine Einöde. Zahlreiche Rähne malen ihre weißen kegelförmigen Segel auf den grünen Hintergrund des Landes. Sogar ein kleiner Dampfer unter niederländischer Flagge, der ein elektrisches Kabel versenkt, erfreut unser Auge.

Während der Nacht ist die Dorunda, durch den Sund von Baly, in das Meer von Java eingelaufen. Jener kolossale

Vulkan, dessen Krater an den Himmel zu stoßen scheint, steht auf der großen Insel dieses Namens. Hier finden wir die See von einem Horizont zum andern von weißen Streifen durchfurcht. Es sind Bimssteine, die letzten Spuren der furchtbaren Katastrophe welche den Sund im vergangenen Sommer verheert hat.

Endlich am 23. December, an einem unbeschreiblich schönen Morgen, geht unser Boot in einer weiten Bucht vor Anker. Mehrere Gruppen großer Dampfer, die gleichfalls vor Anker liegen, und viele ein- und auslaufende größere und kleinere Schiffe beleben die Scene. Ueber dem niedern Land, welches einem grünen Bande gleicht, erheben sich in dustiger Bläue, die fernern Bergriesen, erlöschte Vulkane, Salak und Gede.* Wir sind in Batavia. Entfernung von Brisbane 3680 Seemeilen.

Batavia ist ein Feenland, ein Zaubermärchen. Wäre es möglich mit Pinsel oder Feder ein getreues Abbild zu entwerfen, so würde es für übertrieben oder unwahr gelten. In der untern Stadt befinden sich die Comptoirs. Dort macht man Geschäfte und holt sich das Fieber. Im übrigen eine alte holländische Stadt. Die Reinlichkeitspolizei im Flusse wird von Krokodilen besorgt, welche in Fülle vorhanden sind. Sodann gelangt man in das Chinesenviertel. Man könnte sich in Kanton glauben. Hierauf folgt ein Wald von Cocospalmen, Bananen- und indischen Feigenbäumen und riesigem Cactus. Andere Bäume mischen dazu, mit dem Purpur ihrer Blüten, das lichte und dunkle Grau, das blaue und röthliche Grün ihrer breiten, gezackten, schlangenförmigen, sammtartigen oder glänzenden Blätter. — Aber wo ist die Stadt? — Wir befinden uns bereits in ihr. —

* 8100 Fuß und 13000 Fuß hoch.

In der That, den Wald durchschneiden breite und schmale Fahrwege, welche die Gassen sind. Von durchsichtigen Schatten übergoßen, von Gärten umgeben, halb versteckt im Gehölz, erräth man die Häuser mehr als man sie sieht. Sie tragen alle dasselbe Gepräge: eine niedere Fassade — nur selten sieht man ein oberes Stockwerk — geschützt durch eine breite Veranda; an jeder ihrer zwei Ecken ein in den Garten vorspringender Flügel. Der Garten selbst meist nur ein Rasenplatz mit Blumenbeeten, umgeben von Balustraden, Statuen und Vasen welche an Harlem oder besser an Japan erinnern, von wo die alten Holländer das Gefallen an Porzellantöpfen auf steinernen Fußgestellen nach der Heimat gebracht haben.

Den Zauber, welchen Batavia auf den Ankommenden ausübt, verdankt es, scheint mir, hauptsächlich seinem Reichthum an Bäumen deren Pracht alles übertrifft was ich anderwärts unter den Tropen sah, und, sodann, den in ihrem Schatten lustwandelnden Menschen. Hiermit meine ich nicht die Holländer welche sich, übrigens, nur zu Wagen oder zu Pferde zeigen, sondern die Massen der Eingeborenen. Der Glanz ihrer Tracht zieht das Auge auf sich. Die Harmonie der Farben bezaubert es. Roth, Rosa und Weiß herrschen vor und vermählen sich in wundervollem Schmelze mit dem in das Unendliche abgestuften Grün der Baumgruppen.

Ich bin bei meinem Consul abgestiegen. Herr P. Pels, Vorstand eines der hiesigen großen Handelshäuser, bewohnt ein schönes Haus welches als Musterbild eines eleganten, einfach vornehmen Wohnsitzes im niederländisch-indischen Geschmacke gelten kann. Alle künstliche Einrichtungen um den nachtheiligen Einflüssen des heißen und feuchten Klimas zu begegnen, sind hier vorhanden. Aber am Ende wird doch nur eine angenehme Täuschung erreicht. Der Beweis, die blassen Ge-

sichter. Fast alle Europäer leiden mehr oder weniger an Blutarmuth.

Es ist Sonntag. Die Sonne nähert sich dem Horizont, und die elegante Welt hat sich auf dem mit zierlichen Equipagen gefüllten Hauptplatze versammelt. Damen und Herren erscheinen mit bloßem Kopfe; die erstern mit Blumen im Haar; letztere, selbst die Offiziere, haben den Hut oder Helm zu Hause gelassen. Unter diesem Himmel, ist die Sonne einmal verschwunden, gehört die Kopfbedeckung zu den überflüssigen Dingen, und der Holländer ist, seinem ganzen Wesen nach, praktisch. Eine Militärbande spielt; die Herren steigen vom Pferde und nähern sich den Wagen um mit den Damen zu schwätzen, etwa wie am römischen Pincio oder am Lungarno in Florenz. Aber das Gesamtbild ist exotisch.

In dem an indischen Gegenständen aus Java, Sumatra, Borneo sehr reichen Museum kann man Indien kennen lernen wie es vor dem Hereinbrechen des Islamismus ausgesehen hat. Aber was für ein Islamismus? Und wie hat er sich der Raja, und mithin der Bevölkerungen so rasch bemächtigen können, obgleich er kaum die Oberfläche dieser Gesellschaft durchdrungen hat? Trotzdem gelingt es den Hadji oder Mekkapilgern die Landbevölkerungen auf das abscheulichste auszubeuten. Eine Menge interessante Fragen drängen sich auf. Ich erlaube mir sie künftigen Geschichtsforschern zu empfehlen.

In religiösen Angelegenheiten bethätigt die holländische Regierung, welche in den Colonien ein unbeschränktes und väterliches Regiment führt, allen Religionsgenossenschaften, christlichen wie nichtchristlichen gegenüber, dasselbe Wohlwollen oder dieselbe Gleichgültigkeit. Nur auf gewisse hergebrachte Uebungen hat sie

nicht verzichtet. So sind den Missionaren Bekehrungsversuche gegenüber von Muselmanen auf das strengste untersagt. Mit Chinesen und Hindu brauchen sie sich keinen Zwang aufzulegen. Der Grund dieses eigenthümlichen Verbots soll die Rücksicht für das arabische Element sein, welches aus reichen Kaufleuten und Großgrundbesitzern von Maskate und Hadramaut besteht. Es sind Familien die hier seit langer Zeit von Geschlecht zu Geschlecht anässig sind und auf die malaiische, überhaupt auf die mohammedanische, Bevölkerung von Java einen bedeutenden Einfluß ausüben.

Ausflug nach Buitenzorg, Tjandjoer, Bandoeng und dem Vulkan Tangkoe=ban=prave. Vom 24. zum 31. December. — Bei Sonnenaufgang Abreise auf der Eisenbahn. Das Land von unbeschreiblicher Schönheit: Baumgruppen, meist Cocos-, Bananenbäume und Bambussträucher von riesiger Dimension, wechseln mit Reisfeldern deren junge Pflanzen sich in wassergefüllten Rinnen spiegeln. Diese saftgrünen Gründe steigen terrassenförmig die Anhöhen hinauf und sind jetzt mit arbeitenden Büffeln und Menschen bedeckt: Männern, Weibern, Kindern. Letztere führen die schwarzen Ungeheuer. Die Ortschaften hüllen sich in Laub und Schatten, wie eine Dorfkoette ihr Antlitz hinter der Schürze verbirgt. Den Hintergrund des Gemäldes bilden der Gede und der Salak, grau und safranfarbig am Fuße, lichtblau gleich dem Opal an ihren Gipfeln. Das Himmelszelt wie aus mattem Silber geschmiedet.

Buitenzorg, das Petropolis von Rio de Janeiro, das Cintra von Lissabon, das indische Simla, ist die gewöhnliche Residenz des Generalgouverneurs und, das ganze Jahr über, die Sommerfrische der officiellen Welt und der großen Kaufherren. Das batavische Sansjoui schützt zwar nicht gegen die Sorgen der Staatsangelegenheiten und Handels speculationen, aber es bewahrt

vor dem Fieber. Die Umgegend erinnert an die schönsten Partien auf Ceylon.

Der Gouvernementspalast, obgleich im nüchternen Geschmack der zwanziger Jahre erbaut, hat ein stattliches Aussehen, aber ich ziehe den Park vor mit seinen hundertjährigen Bäumen. In ihren Schatten macht ein riesiger Elefant seinen Morgen Spaziergang. Er sieht melancholisch und gelangweilt aus. Damhirsche und Rehe in Fülle, aber so zahm daß sie unserm Wagen kaum aus dem Wege gehen.

Die ersten Stunden der Nacht haben einen eigenthümlichen poetischen Reiz. Die Dunkelheit ist noch nicht vollständig. Schwarze Schleier umhüllen uns zwar, aber ihr Schwarz erblaßt mit den Entfernungen. Der Blick erhebt sich von Stufe zu Stufe bis er den Firn des Salak erreicht. Hinter der Silhouette des Riesens, die noch lichten orangefarbenen Töne des Abendhimmels. Ueber unsern Häuptern ballen sich dichte schwarze, gelbgesäumte Wolken.

Die Weihnachtsfeiertage haben das Hotel von Bellevue mit Gästen überfüllt. Herren und Damen, alle den höhern Gesellschaftskreisen von Batavia angehörig, erscheinen beim Frühstück und Lunch in einer durch das Klima gerechtfertigten oder wenigstens zu entschuldigenden Toilette. Die Damen tragen ein Kamisol, welches, das Hemd ersetzend, bis zum Sarang reicht. Der Sarang, der Landestracht entlehnt, ist ein baumwollener Unterrock von greller Farbe. Die Herren haben einfach ihr Nachcostüm behalten, den Pyjama, der aus einer weißen Jacke und einem weiten farbigen Pantalon besteht. Die nackten Füße stecken in Pantoffeln. Den jungen Damen steht diese Toilette sehr wohl,

weniger ältlichen und corpulenten Frauen. Mich hat dies sans gêne anfangs einigermaßen überrascht, aber das Auge gewöhnt sich daran. Unvermähnte junge Damen erscheinen übrigens nie anders als vollständig gekleidet.

Ich machte hier einige angenehme Bekanntschaften, und jedermann ist bereit meine Fragen zu beantworten. „Unsere Herrschaft in Indien“, sagte man mir, „beruht auf dem Monopol und der gezwungenen Arbeit. Dies widerstrebt den modernen Anschauungen, aber jedermann, Regierer und Regierte, befinden sich dabei wohl. Zum Beispiel das Monopol des Kaffees. In gewissen Gegenden baut ihn die Regierung unter eigener Regie; in andern, sind die Gemeinden verpflichtet ihn zu pflanzen und die Frucht dem Staate zu einem bestimmten Preise, 14 Gulden das Pükel, zu überlassen. Die Verwaltung verkauft dasselbe sodann ihrerseits für 35—40 Gulden. Niemand darf zum eigenen Gebrauch einen Vorrath von mehr als 3 Kilogramm im Hause haben. Da kommt es wol vor daß, wenn die in den Staatsniederlagen angehäuften Vorräthe von Kaffee erster Qualität erschöpft sind, man sich seinen Bedarf aus Holland kommen lassen muß. Dies ist nicht angenehm, aber niemand beklagt sich, weil die Vortheile jedermann einleuchten.“

„Die Regierung“, sagte mir einer meiner neuen Bekannten, „bedient sich der ehemaligen Fürsten, die mehr oder weniger kleine Souveräne waren, um die ihnen noch sehr anhänglichen Bevölkerungen zu regieren, und sie versichert sich der Treue dieser in niederländische Beamte verwandelten «Sultane» mittels hoher Gehalte. Der ehemalige Sultan ist «Regent» geworden, und vertritt, als solcher, die Regierung bei der eingeborenen

Bevölkerung, übt die Localpolizei aus und, innerhalb gewisser Grenzen, die richterliche Gewalt. Aber die Summa rerum ruht in den Händen des «Residenten». So nennt man den holländischen Oberbeamten in jedem einzelnen District. Er ist das Auge und, nöthigenfalls, der Arm des Generalgouverneurs; aber er enthält sich, ohne dringende Nothwendigkeit, jeder Einmischung in die dem Regenten zugewiesenen Angelegenheiten.

„Die von Natur sanften und leicht zu führenden Javanesen sind, in ihrer passiven Weise, der holländischen Regierung nicht abgeneigt. Dasselbe läßt sich nicht von den Bewohnern von Sumatra und mehreren andern Gebieten des niederländisch-indischen Reichs behaupten. Unser Volk hier ist zufrieden. Ein wenig Reis für jeden Tag, und so wenig Arbeit als möglich das ganze Jahr durch, ist, in ihren Augen, das Ideal irdischer Glückseligkeit. Es erging ihnen nicht so gut unter den einheimischen Fürsten von welchen sie ausgesaugt wurden.

„Was immer die sociale Stellung eines Eingeborenen sei, er ist verbunden das landesübliche Kopfstuch und den Sarang um die Lenden zu tragen und sich europäischer Fußbekleidung zu enthalten. Die Weißen sprechen mit den Landeskindern, wenn letztere auch holländisch verstehen, nie anders als malaiisch, und kein Eingeborener würde es wagen einen Weißen in einer europäischen Sprache anzureden. In Batavia hat die in den Provinzen noch beobachtete Strenge der Etikette, während der letzten Decennien, etwas nachgelassen. Aber die Aufrechthaltung des Ansehens und die allgemeine Anerkennung der Ueberlegenheit der weißen Rasse bilden noch immer, im Verein mit dem Monopol und der gezwungenen Arbeit, das Grundprincip unserer Herrschaft. Es ist dies das alte bewährte Colonialregiment. In dieser Weise war es möglich daß eine Hand voll Holländer, während beinahe drei Jahrhunderten, Millionen von Asiaten in Unterwürfigkeit erhalten konnte. Im englischen Indien hat man dies System seit funfzig Jahren verlassen und eine humanitarische Aera eröffnet. Die Zukunft wird lehren, mit welchem Erfolg.“

Alle Anwesenden stimmten meinem Gewährsmann bei, nicht ohne die Besorgniß auszusprechen daß der Geist der Neuerung auch in das holländisch-indische Reich eindringen könnte.

Tjandjoer, eine ganz und gar indische Stadt, ist Sitz eines Regenten und daher auch eines Residenten. Hier lebt als Staatsgefangener ein sehr großer Herr, der entfesselte Sultan von Borneo. Er bewohnt einen aus mehreren einzelnen Häuschen bestehenden Palast. Eine kolossale Puppe mit dem Kopfe eines Fisches bewacht den Eingang. Es ist ein Genius, und seine Aufgabe die Abwehrung böser Geister. Es war Nacht als wir vorübergingen und wir hörten wie der Sultan mit den Seinigen in der kleinen Moschee das Abendgebet verrichtete: „Alle Mallah, Alle Mallah“, und wieder „Alle Mallah“! Die Palmen begleiteten den Chor der Gläubigen mit dem Flüstern ihrer Riesenfächer, und der Genius schüttelte seinen vom Abendwinde bewegten Fischkopf.

Was für eine schwarze, heiße, liebliche Nacht! Unter der Veranda unsers kleinen Hotels sitzend, wohnen wir einer unter freiem Himmel stattfindenden Vorstellung von Marionetten bei. Sie stellen die Götter und Göttinnen des hinduischen Olymps vor. Wie armselig sind im Vergleich mit ihnen die Guignols der Champs-Elysées in Paris oder unsers wiener Praters. Die wüthendsten Kämpfe liefern sich diese Gottheiten, deren überirdischer Glanz für die islamisirten Bevölkerungen noch nicht gänzlich erloschen ist.

In geringer Entfernung tanzt eine Bajadere. Die Sprünge ihrer Partner, zweier junger Bursche, erinnern an die Bewegungen wilder Thiere und bilden einen auffallenden Gegensatz mit der ruhigen und züchtigen Haltung der Tänzerin. Das Antlitz meist verhüllt durch die weiten Ärmel ihres Kleides, tritt sie vor und zurück ihre Schritte von Zeit zu Zeit mit einem monotonen Gesange begleitend.

In diesem kleinen Hotel, welches von einem ehemaligen österreichischen Offizier gehalten wird, fand ich Zeitungen aus Böhmen. An den Wänden hängen verblichene Lithographien, die Porträte des Marschalls Radetzky und anderer Helden Oesterreichs, welche mich an bereits ferne Tage erinnerten, an Tage so reich an trüben aber auch glorreichen Erinnerungen.

Zwischen Tjandjoer und Bandoeng reisen wir, theils auf einer noch nicht eröffneten Eisenbahn, theils zu Wagen, durch ein höchst malerisches Land. Die Fahrstraße, von holländischen Ingenieuren meisterhaft gezogen, von eingeborenen Fronarbeitern vortrefflich gebaut, ersteigt in Schlangenwindungen den Kamm des hohen Berges Missigit. Die Gegend ist übel beleumundet wegen ihrer vielen Tiger, Leoparden und Panther. Es fehlt auch nicht an wilden Büffeln und Wildschweinen, und an gewissen Stellen kann der Reisende wol auch auf Rhinocerosse stoßen. Der Zufall ersparte uns derlei Gemüthsbewegungen. Wir sahen nur zwei riesige Eber welche die Straße, in geringer Entfernung vor uns, im eiligen Laufe überschritten. Noch vor wenigen Jahren, wagte sich in den Kampong (Dörfern) zur Nachtzeit niemand auf die Gasse, außer in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und von Fackelträgern begleitet. Die durch die Eisenbahnbauten, in großer Anzahl, herbeigezogenen Arbeiter haben einen Theil der schlimmen Nachbarn verschreckt. In den wasserreichen Flüssen und Gießbächen wimmeln Krokodile. Diese Ungeheuer gelten hier für geheiligt. Niemand wagt sie zu belästigen. Erst wenn sie in einem Dorfe unter Menschen und Vieh gewaltige Verheerung angerichtet, wird der Ortspriester gerufen. Im vollen Ornat läßt er sich am Ufer des Flusses nieder und stimmt einen Hymnus an. Zeigt sich eines dieser Unthiere so wird es erlegt, aber erst nachdem der heilige Mann in ihm den Schuldigen erkannt hat. Den Tigern fehlt die

Unantastbarkeit der Krokodile aber sie sündigen im Bewußtsein des Schreckens den sie der Bevölkerung einflößen, und auch ihnen wird nur nachgestellt wenn sie bereits großes Unheil in der Gemeinde verübt haben.

Die Pal* sind immer durch numerirte Steine bezeichnet. Längs der Straße, selbst wo sie durch die Dörfer zieht, laufen grüne Hecken auf beiden Seiten fort. Die Landschaft, einem ungeheuern Parke ähnlich, bewahrt überall ihren an Abwechslung reichen, bizarren, phantastischen aber immer lieblichen und heitern Charakter. Kalkhaltige oder vulkanische Felsen, in Gestalt einzelner Kegele, dicht bewaldet, am Gipfel mit einem riesigen Federbusch von Bambus geschmückt, zeichnen ihre Silhouette auf den morgens blaßblauen, nachmittags durch schwarze Wolkenbälle verdüsterten, bei Untergang der Sonne, goldigen Himmel.

Alle fünf Pal trifft man ein Posthaus. Vor demselben schüßt ein die ganze Breite der Straße einnehmendes Dach den Reisenden sowie die Pferde und den Wagen, während des Umspannens, gegen Sonne und Regen. Hier befinden sich auch, in den Kaffeedistricten, die Staatsmagazine in welchen die von den Gemeinden gelieferte Frucht aufgestapelt wird.

Kein Land der Erde, China und Japan ausgenommen, kann einen Begriff geben von der Bewegung welche in den Dörfern und auf der Heerstraße herrscht. Kuli gehen, immer in langen Reihen, besüßelten Schrittes einer hinter dem andern, die Lenden mit dem Sarang geschürzt, an den Beinen Spuren gewesener Hosen, den Oberkörper nackt, und beschattet durch einen ungeheuern Hut der wie der Deckel eines Topfes aussieht oder wie ein Schild. An einer langen, sichelförmig gekrümmten Bambusstange, tragen sie ungeheuer Lasten. Andere schleppen Rohr für den Bau ihrer Hütten. Weiber sieht man in großer Zahl. Das Blau, Roth, Weiß ihrer Sarang stimmt sehr wohl zu dem florentiner Bronze

* Der Pal zählt 1207 Meter.

der halb-entblößten Gestalten, zu dem schattigen, in das Unendliche abgestuften Grün einer verschwenderischen Natur. Man sieht junge Mütter den auf ihren Hüften reitenden Säugling stillen, während sie in den Reisfeldern arbeiten. Wie in Japan verhüllen sie den Busen beim Herannahen eines Europäers mit den Ärmeln ihrer Tunica. Es ist ein Strom menschlicher Wesen unter welchen man auch zuweilen Männer in vollständiger und reicher Bekleidung sieht. Sie gehören der einheimischen Gentry an, sind Edelleute oder vielleicht Söhne irgendeines ehemaligen Sultans, nunmehrigen Regenten. Da diese hohen Herren, deren fünf legitime Gattinnen Anspruch auf Pension genießen, immer mehrere Odalisken unterhalten, ist die Zahl ihrer Kinder Legion.

Die ganz aus Bambusrohr erbauten, mit einem hohen, schweren, steilen Dache gedeckten Häuser verschwinden im Laub. Daher geschah es uns auch daß wir durch mehr als ein Dorf fuhren ohne es zu bemerken. Längs der Straße befinden sich viele Breterbuden in welchen Lebensmittel feilgeboten werden. Das Volk verrichtet die dem Weißen schuldische Ehrfurchtsbezeigung mit einer durch große Übung erworbenen Fertigkeit. Die Männer, sobald sie des nahenden Europäers ansichtig werden, machen auf beiden Seiten des Wegs kehrtum, wenden ihm den Rücken zu, knien nieder, und berühren den Boden mit der Stirn, was natürlich nicht möglich ist ohne den uninteressantesten Theil ihrer Persönlichkeit nach oben zu kehren. Dies ist die äußerste Höflichkeitsform und zugleich ein Act großer Demuth, denn niemand zeigt sich gern von seiner unvortheilhaftesten Seite. Aber es ist schwer sich des Lachens zu enthalten während man durch diese doppelte Reihe umgestülpter Caryatiden fährt.

Bandoeng, welches wir gegen Mittag erreichen, liegt auf einer von hohen Bergen eingefassten Hochebene.* Es ist die Hauptstadt der Provinz Preanger. In einem sehr guten, von einem Holländer gehaltenen Hotel treffen wir zahlreiche Gesellschaft: Hochgestellte Functionäre, Regierungsbeamte, reiche Pflanzer, aber keine Malaien, welche in den von Europäern besuchten Gasthäusern keine Aufnahme finden. Nicht so Chinesen. Wenn sie mit wohlgefüllter Börse ankommen dürfen sie mit Weißen unter Einem Dache wohnen.

Wir sind in der Regen- oder Monsunzeit, der gesündesten in Holländisch-Indien. Die Morgenstunden sind entzückend. Um Mittag bewölkt sich der Himmel. Um 3 Uhr beginnt, unter furchtbarem Blitz und Donner, der Regen in Strömen zu fallen; gewöhnlich währt er bis gegen Sonnenuntergang. Zwischen 6 und 8 Uhr abends werden Besuche gemacht, dann geht jeder zum Speisen nach Hause. In der „Societät“, dem Club höre ich die brennende Tagesfrage besprechen: die Zukunft des China=baumes. Jedermann pflanzt Chinabäume, wie dies auch jetzt auf Ceylon und einigen Inseln der Südsee geschieht. Kaffeebau zählt sich nicht mehr, die Zuckerpreise sinken; europäische Ueberproduction auf allen Gebieten der Industrie hat auf der ganzen Welt eine Stockung der Geschäfte hervorgerufen. Also es lebe Chinin, es lebe das Fieber!

Ersteigung des Vulkans Tangkoe=ban=prave. 28. December. — Ich werde diesen Tag nicht leicht vergessen. Die Aufgabe war einen thätigen Vulkan, der 7000 Fuß hoch und, in nördlicher Richtung von der Stadt, 20 Pal oder 25 Kilometer von ihr entfernt ist, zu ersteigen. Das Land behält die Physiognomie der von uns in den letzten Tagen bereisten Gegend, nur trägt es

* 800 Fuß hoch. Die nahen Berge erreichen eine Höhe von 6—8000 Fuß.

bereits den Charakter der Alpennatur. Je mehr wir uns erheben um so stiller wird es ringsum. Schon liegt das „Kasthaus“ bei Lembang, einem kleinen Weiler von wenigen Hütten, hinter uns. Vor den Reisenden zeigt sich der Vulkan dem fein, einem umgestülpten Nachen gleichender, Grat den Namen gab. Der Krater selbst bleibt unsichtbar. Der zuweilen sehr steile Pfad dringt in den Urwald, führt über ausgerodete Stellen, an welchen Chinabäume gepflanzt werden, in ein Dickicht von Baumriesen welche noch keine Art berührt hat. An gewissen Punkten schlängelt sich der kaum zwei bis drei Fuß breite Weg, den Krümmungen des Berggrates folgend, zwischen zwei gähnenden Abgründen hinauf. Senkt man den Blick in die Tiefe so gewahrt man die Wipfel des Urwaldes. Ringsum, außer in der Richtung der noch in der Ferne sichtbaren Stadt, steigen die Firnen des Hochgebirges empor. Das Plateau von Bandoeng gleicht einem aus grünen und schwarzen Fäden gewobenen Teppich: grün die Reisfelder, schwarz die im dunkeln Gehölz versteckt liegenden Dörfer. Sämmtliche Berge sind mit prachtvollen gigantischen Bäumen verschiedener Gattung bis an den Kamm hinan bewachsen. Tiefe, lautlose Stille herrscht in der Luft, im Walde, über den Abgründen. Kein gefiederter Sänger läßt sich vernehmen. Vögel sind in vielen Theilen Javas eine Seltenheit. Allmählich mischt sich zu dem köstlichen Waldduft ein starker Schwefelgeruch. Wir sind am Rande des Kraters angelangt. Die Lava sucht vergebens die Vegetation zu verdrängen. Dichtes Laubwerk, Arbussten und undurchdringliches Gestrüpp hemmen den Blick in die Tiefe, aber das dumpfe Getöse der Höllenküche schlägt an unser Ohr. Wir hatten kaum begonnen über Lavagerölle hinweg in den Krater niederzusteigen, als der Himmel, welcher sich seit einer Stunde leicht verschleiert hatte, mit einem mal seine Schleusen öffnete. Mit Leidwesen entschied ich mich zum Rückzuge. In diesem Klima wird man nicht ungestraft durchnäßt. Ein tüchtiges Fieber, mit unberechenbarem Ausgange, ist die gewöhnliche Folge. Wir fühlten uns wie unter einer

Wasserpumpe und ich begann an der Undurchdringlichkeit meines Kautschukmantels zu zweifeln, als der Himmel, gegen seine Gewohnheit, sich plötzlich aufheiterte und die Sonne alsbald die schwarzen Wolken zerriß. Aber welcher Rückzug! Die schmalen Pfade waren in Gießbäche umgewandelt und die Pferde strauchelten bei jedem Schritt. Meine beiden jüngern Gefährten, Herr Otto Meyer vom österreichischen Consulat in Batavia und der ehemalige österreichische Offizier aus Tjandjoer, zogen vor den Weg zu Fuß zurückzulegen; ich selbst ritt auf gut Glück weiter, bis mein Pferd, natürlich am Rande eines Abhanges, wie dies in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, das Gleichgewicht verlor und zusammenstürzte, glücklicherweise ohne in den Abgrund zu rollen. Aber mein kleiner Sapanese, gerieth hierbei unter das Thier während ich über den Hals desselben auf die Schultern des Burschen glitt. Im Grunde hatte ich nur den Sattel gewechselt, und — Ende gut alles gut. Ein treffliches Abendmahl in unserm guten Hotel und in guter Gesellschaft eingenommen, ließ die Mühen des Tages leicht vergessen, und nur die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer und die Pracht des tropischen Hochgebirges wird bleiben.

Bandoeng ist ein Lustgarten, ein Park und ein Wald. Die Straßen sind breite von Riesenbäumen beschattete, von lebendigen Hecken eingefasste Avenuen. Wäre ich ein Botaniker so könnte ich die verschiedenen Baumarten aufzählen. Die Palme, besonders die Cocospalme, der Bananenbaum, und der Bambus, der hier ein wirklicher Baum geworden ist und die erste Rolle spielt, walten in der bunten Gesellschaft vor. Die Häuser sieht man kaum. Die Stadt ist wie mit einem grünen Vorhange umgeben. Hier und da öffnet er sich und gestattet die Aussicht nach dem nahen Hochgebirge.

Abends tanzt eine Bajadere im Hofe unsers Hotels. Es hatte nachmittags stark geregnet — und von dem glühenden durch-

weichten Boden steigen weiße Wasserdämpfe auf. Die Temperatur der Luft erinnert an einen Backofen. Der Tanz, die Musik, der Gesang, die ganze Scene stimmt melancholisch.

Besuch beim Regenten, der, im Volksmunde, noch Sultan heißt. Toe-Mengoeng-Koiffema-Desaga, ein noch junger Mann und äußerst artiger Herr, spricht nur malaiisch. Um den Kopf hat er das vorge schriebene Seidentuch gewunden; er trägt überhaupt die Landestracht, aber, von dem Privilegium eines Regenten Gebrauch machend, europäische Schuhbekleidung. Neben ihm steht seine „erste“ Frau. Der Regent sagt mir, sie sei eine Prinzessin und führe diesen Titel. Sie ist weder jung noch hübsch aber große Dame. Ihr Gemahl führte mich in dem aus zwei Häusern bestehenden Palast, Kraton, umher. Das eine dient als Wohnung, das andere für feierliche Empfänge. Beide sind europäisch eingerichtet. Im Garten spielte die Musikbande des Regenten. Die Künstler kauerten am Boden, während ein Mann und eine Frau, gleichfalls auf den Fersen sitzend, eine Vorstellung von Marionetten gaben, und zwar mit unvergleichlicher Maëstria. Uebermals eine Götterschlacht aus dem hinduischen Olymp. Man sagt mir daß in den höhern Klassen ähnliche mythologische Puppenspiele sehr gewürdigt werden, vielleicht als eine dunkle Erinnerung an alte Zeiten, wo noch die Götter und nicht der Koran, wo einheimische Fürsten und nicht holländische Beamte im Lande herrschten.

Der Kraton hat durchwegs einen vornehmen Anstrich. Ich frage warum? Der indo-europäische Stil läßt mich kalt. Die Gärten sind verwahrlost; dürre Blätter und Unkraut bedecken die Wege und das große Wasserbecken in der Mitte des Gartens. Auch der prachtvolle Baumgang der zum Eingange führt ist vernachlässigt. Aber, ich wiederhole es, das Ganze sieht vornehm aus, vornehm und phantastisch.

Vom Perron vor dem Palast sieht man, zwischen den Bäumen hindurch, ein Fenster des von dem „Residenten“ bewohnten Hauses. An diesem Fenster, in seinem Bambusstuhle sitzend und seinen Chibuk gemütlich schmauchend, vermag der „Resident“ in aller Bequemlichkeit, mit hocheigenen Augen zu beobachten wer bei seinem Collegen, dem „Regenten“, ein- und ausgeht.

Wir sind nach Batavia zurückgekehrt. Es ist Sylvesterabend. Noch einige Stunden, und das alte Jahr hat ausgelebt. Die Nacht ist schwarz und lau. Die Fenster der holländischen Häuser stehen weit offen und gestatten freien Blick in die heute glänzend erleuchteten Zimmer. Herren und Damen, diesen Abend in gewählter Toilette, sitzen in großen Lehnstühlen von Bambus, converfiren und rauchen beim Thee. Ein holländisches Stillleben. Draußen aber, im Walde, in den Baumgängen, d. h. in den Gassen der Stadt, drängt sich das malaiische Volk. Zahlreiche Raketen erhellen vorübergehend das Dunkel. Dies ist die landesübliche Art das neue Jahr zu begrüßen.

Java stand nicht auf meinem Reiseprogramm. Dem Zufalle und dem Mangel eines Bootes nach Britisch-Indien verdanke ich eine angenehme Woche. Unmöglich sie besser zu verwenden. Aber ich kam unvorbereitet, und jedenfalls auf zu kurze Zeit um die Dinge näher zu betrachten. Es war nur ein flüchtiger Blick, wie man ihn in einer Galerie, im Vorbeigehen auf ein Bild von schlagender Wirkung wirft. Die leuchtende Vision erfasst uns, bemächtigt sich unser, folgt uns, verläßt uns nie wieder.

Ein altersschwaches kleines Boot der Messageries Maritimes, welches zwischen Holländisch-Indien und Singapur auf- und abfährt, dient mir als Behikel zur Weiterreise. Ich besitze ein österreichisches Herz, aber französischen Gaumen und Magen. Diese Betrachtung entstand in mir bei der ersten Mahlzeit an Bord des Emirne welcher, übrigens, mehr durch seine Küche glänzt als durch die Schnelligkeit seiner Bewegung und die Solidität seiner Maschine.

Langsam und sanft gleitet er auf einem ruhigen Meere dahin zwischen den hier niedern, mit Wald und Gestrüpp bewachsenen Küsten der großen Insel Sumatra und der höhern, gut bebauten metallreichen Insel Bangka. Wir hatten Batavia am 3. Januar morgens verlassen und am 5. nachmittags landeten wir am Kai von Singapur, der Hauptstadt der britischen Strait-Settlements. Entfernung von Batavia 550 Seemeilen.

Singapur. Vom 5. zum 7. Januar. — Mein erster Besuch fand im Jahre 1871 statt. Wie hat sich seither alles verändert! Damals hatte man, um vom Landungsplazze nach der Stadt zu gelangen, auf einem zwei Meilen langen Damme durch einen ungesunden Sumpf zu fahren. Auf diesem, seither ausgetrockneten Morast ist ein fast ausschließlich von „Gelben“ bewohntes Stadtviertel entstanden. Singapur wird allmählich eine chinesische Stadt. Rechnet man die Esplanade ab mit dem Justizpalast, einige andere öffentliche Gebäude, Government-House auf einer Anhöhe, die Wohnhäuser der wenigen europäischen Kaufleute, die Kirchen und Gasthöfe, letztere von Deutschen oder Schweizern gehalten, so gewahrt man nichts als lange Reihen von Häusern, je zu zwei Fenstern mit einem Obergeschoß welches auf Pfosten ruhend in die Gasse vorragt, wodurch unten gedeckte Gänge entstehen. Das Erdgeschoß besteht aus ganz offenen Kaufläden. Alle diese Häuser gehören Chinesen. Mein

Hotel liegt an einer Ecke der Esplanade, also im elegantesten Stadttheile von Singapur. Aber an dieser Ecke endigt Europa und beginnt China. Von meiner Veranda sehe ich nur chinesische Butiken, eine jede mit ihrem verticalen Aushangsschild vor der Thüre. Da liest man: Chong=Si und Si=Chong, Schneider; Lun=Chong, Schneider; Puck=Quag, Schneider; Nam=Seng, Schneider; dann die Auslage eines Juweliers, eines portugiesischen Juden, und hierauf wieder die langen Schilde mit Chong und Puck und Seng, soweit das Auge reicht. Vom Morgen zum Abend durchfließt die Gassen ein Strom menschlicher Wesen. Jedermann scheint Eile zu haben. Mit geneigtem Haupte einherschreitend, den schwarzen Zopf in Pendelschwingungen versehend, die schlotternden langen Arme in noch längere Mermel gesteckt, Geschäftszorgen auf der gefalteten Stirne, das höhnische Lächeln des Skeptikers auf den Lippen, folgen sich in ununterbrochener Reihe: der chinesische Gentleman, der chinesische Großhändler, der chinesische Butikier, der Handwerker, der Kuli, die erstern sehr sorgfältig gekleidet, die letztern in nachlässigem Anzuge, der Kuli nackt bis auf den dürftigen Schurz. Verhältnißmäßig wenige und nur den untersten Volksklassen angehörige Weiber, Kinder in Menge. Seit kurzem haben die Chinesen den japanischen Jin=ri=ki=sha eingeführt. Man begegnet ihm auf jedem Schritte. Bekanntlich ist dies ein auf zwei Rädern ruhender, mit einem beweglichen Dache versehener Sessel welcher von einem Kuli in raschem Trabe gezogen wird. Wer zwei- oder dreihundert dieser Wägelchen aus Japan kommen läßt und an Unternehmer verleiht, macht sicher ein gutes Geschäft. In einigen Jahren ist er ein wohlhabender Mann. Allerdings für den Kuli, der das Pferd vertritt, ist es kein leichtes Brot. In weniger als drei Jahren unterliegt die kräftigste Natur. Der arme Kuli stirbt an Entkräftung. Aber was liegt daran? Bleibt ja doch der Wagen, und nichts ist leichter als für den Pferdemenchen Ersatz zu finden. Es gibt so viele Chinesen in Singapur! Aber was würden die Gesellschaften zum Schutze

der Thiere in England dazu sagen, wo wenn ich nicht irre die Bespannung von Karren mit Hunden gesetzlich verboten ist?

Nach den Chinesen kommen, der Zahl nach, die Eingeborenen, die Malaien, gute, stille, sanfte Menschen, solange sie nicht einen Anfall von Amok haben, d. h. eine Art von Berserkerwuth, während welcher der damit Behaftete alles niedermacht was er auf seinem Wege begegnet. Sie gelten für gute Kutscher und werden als solche häufig gebraucht. Ich sah reiche Chinesen, in schönen Equipagen, mit Malaien auf dem Bocke!

Man begegnet auch vielen pechschwarzen Männern, herculischen fast vollkommen nackten Gestalten. Es sind Gling, an der Küste von Koromandel zu Hause.

Des Weißen wird man auf der Straße selten ansichtig. Man muß ihn in seiner Kanzlei, in seinem Comptoir oder in seinem Club auffuchen. Die vorwiegende Sprache, außer der chinesischen welche nur von gelben Menschen gesprochen wird, ist die malaiische. Alle Europäer sind ihrer kundig. Wenn ich allein spazieren ging, war es mir unmöglich nach dem Wege zu fragen. Ich sah nur Chinesen, Malaien und Gling. Die Europäer gehören fast insgesammt den höhern Ständen und der Mittelklasse an. Sie sind „Civilians“, Beamte, Offiziere oder Kaufleute. Unter letztern nehmen Deutsche und Schweizer einen hervorragenden, wenn nicht den ersten, Platz ein. Mit Ausnahme einiger englischer Reitknechte, gibt es fast keine Weißen aus den untern Ständen. Kommen welche so findet die Regierung Mittel ihnen baldmöglichst die Abreise zu erleichtern. Es geschieht dies in der Absicht das überwiegende Ansehen des Weißen zu wahren. Dies begreift sich in einer Stadt wo einige hundert Europäer mit nahezu 80000 Chinesen und 40000 andern Farbigen zusammen leben. Dennoch besteht keine Verordnung welche, wie in Niederländisch-Indien, den Asiaten die europäische Tracht untersagt.

Die Chinesen sind vortreffliche Landarbeiter under contract, d. h. wenn sie ihren Antheil an der Ernte haben, aber entschie-

dene Faulenzer wenn sie für den Tag bezahlt werden. Man gedenkt jetzt eine massenhafte Einwanderung von Laskaren oder andern Hindu in das Leben zu rufen. Aber wer die chinesische Ueberlegenheit kennt zweifelt an dem Gelingen dieser Unternehmung.

Ein deutscher Taschenspieler hat heute Abend die Elite der Gesellschaft im Court-House vereinigt. Die Herren erschienen in weißer Jacke und weißem Pantalon; die Damen, gleichfalls in weißer Toilette. Fast alle sahen angegriffen, erschöpft, und auf=fallend blaß aus. Blutarmuth, diese Geißel der Gegenden am Aequator, sprach aus allen Gesichtern. Doch gilt Singapur, einst so übel berüchtigt wegen seiner verpesteten Luft, infolge der Austrocknung des erwähnten Sumpfes, für die gesündeste Stadt im äußersten Orient.

Der Morgen ist wunderlieblich und beinahe kühl. Ich schlendere allein durch die Straßen. Zwei chinesische Häuser, welche sich gegenüberstehen, fallen mir auf durch das reiche Schnitzwerk ihrer Thore. Ganz wie in Kanton. Wie, wenn wir uns das Innere betrachten? Gedacht gethan. Ich betrete durch den monumentalen Eingang schreitend einen kleinen Hofraum. Vor der Hauptfaçade stürzt mir ein Schwarm von Dienern entgegen. Aber ich zähle auf die Zaubermacht meiner weißen Haut. Mit einer Handbewegung bahne ich mir den Weg in einen schönen Saal wo ich den Herrn des Hauses finde. Er ist in den Händen seines Barbiers der ihm den Kopf rasirt, natürlich mit sorgfältiger Schonung des obligaten Haarbüschels am Scheitel wo der Zopf befestigt wird. Eine Gruppe von Freunden halten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung. Den Eindringling messen sie mit mißbilligenden Blicken, jedoch ohne das

Schweigen zu brechen. Glücklicherweise radebricht der große Mann etwas Englisch. Ich trage ihm meinen Wunsch vor seinen Wohnsitz zu sehen weil er, nach dem Aeußern zu schließen, mit den besten Häusern die ich in Kanton sah den Vergleich vertrage. Dies schmeichelt ihm. Er lächelt anmuthig und beauftragt einen der Hausfreunde mir alle Räume seines Palastes zu zeigen, natürlich mit Ausnahme der Frauengemächer. Es ist wirklich die Residenz eines kantoner Krösus: kleine Höfe, kleine Pavillone, kleine mit gestickten Zelttüchern bedeckte offene Gänge, alles überladen mit den tausend barocken, kleinen Kunstgegenständen deren Anblick das Auge des Celestials erfreut. Ueberall hängen vergoldete Käfige mit bizarrer Vergitterung deren Infassen das Haus mit ihrem schrillen Geschrei erfüllen; aber nicht einer dieser buntfarbigen Vögel singt. Ich erfuhr später daß der Eigenthümer des Hauses und sein Nachbar gegenüber die ersten Pfefferhändler in Singapur sind.

Der Colonialsecretär, Mr. Irving, welcher den Gouverneur Sir Charles Weldt während seiner Abwesenheit vertritt, hatte die Güte mir abwechselnd mit dem österreichischen Consul, Herrn Brandt, und einigen Kaufleuten die Honneurs zu machen. Alle sprechen mir von der stetigen und ununterbrochenen Zunahme des chinesischen Elementes.

Ein großer Theil von Hinterindien ist beinahe unbewohnt. Der westliche Theil dieser Halbinsel besteht, außer den englischen Besizungen, den Strait-Settlements, aus einheimischen Staaten mit einheimischer Verwaltung, aber mehr oder weniger unter britischer Aufsicht. Infolge einer massenhaften chinesischen Einwanderung beginnt Perak sich der Bodenkultur zu eröffnen. Die amtliche Ziffer der in Singapur, im Jahre 1882 gelandeten Chinesen ist 100000. Im verflossenen Jahre (1883) erhob sie sich auf 150000, und wird allem Anschein nach in diesem Jahre

200000 erreichen. Ein Theil dieser Einwanderer läßt sich in Singapur nieder, die große Mehrzahl aber zieht nach dem Festlande von Hinterindien welches bestimmt sein dürfte ein Neu-China zu werden.

Der Yang-tse, einer der großen und schönen Dampfer der Messageries Maritimes, vereinigt alles was man von einem Packetboote verlangen kann: sehr wenige Passagiere, aber unter ihnen einige angenehme und interessante Persönlichkeiten; eine vortreffliche Küche, einen entsprechenden Dienst, und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, ein Schiff ersten Ranges und einen Capitän würdig es zu befehligen. Der Yang-tse läuft fortwährend 13—15 Knoten in der Stunde und legt in weniger als fünf Tagen die 1570 Seemeilen zurück welche die Straits von der Insel Ceylon trennen.

Am 10. Januar zerreißt die aufgehende Sonne das leichte Morgengewölke. In der Luft der Adamspik, unter ihm eine Nebelschichte, unter dieser, soweit das Auge reicht, ein weißes, grüngesäumtes Band: die Brandung an dem niedern mit Cocospalmen gekrönten Felsendamme. Das ist Ceylon. Um 10 Uhr morgens wird in Colombo gelandet. Ehe es Abend ist, habe ich einer Einladung des leider auf einer Rundreise begriffenen Gouverneurs, Sir Arthur Gordon, Folge leistend, auf der Eisenbahn, fortwährend steigend, ein Land der Wunder durchzogen. Bei hereinbrechendem Abend Ankunft in Kandy, wo ich im „Pavillon“ bei Lady Gordon die liebenswürdigste Aufnahme finde. Kandy, im Mittelpunkte der Insel gelegen, war die Hauptstadt der Könige, solange es deren gab, und der „Pavillon“ ist die dem englischen Gouverneur angewiesene Sommerfrische. In Colombo fürchtete ich zu verschmachten, in Kandy zu erfrieren.

Insel Ceylon. 12.—15. Januar. — Ich wohne dem Sonntagsdienste in der katholischen Kirche bei, einem schönen im Jahre 1877 aus Stein errichteten Gebäude. Der Bischof predigt im reinsten Englisch mit der sonoren Stimme welche der *bocca romana* eigen ist und mit dem feurigen Geberdenspiele des Südländers. Einige Offiziere, eine beträchtliche Anzahl Soldaten und Eurasier, Männer und Frauen, nehmen die Betsitze ein. Das Schiff ist angefüllt mit singalesischen Weibern. Sie sitzen auf den Fersen und bilden, ohne es zu ahnen, höchst malerische Gruppen. Dazu hilft auch der schöne Faltenwurf des die ganze Gestalt umhüllenden großen Tuches aus Kattun, welches immer nur von einer Farbe ist: karmin, weiß oder braun. Zuweilen kommt ein schöngeformter Arm zum Vorschein, selten ohne den Schmuck eines Bracelets von Bronze oder gediegenem Silber. Es ist schwer den künstlerischen Eindruck zu erklären, noch schwerer ihn zu beschreiben. Der Künstler ist eben die Natur. Es fehlte der ganzen Scene an der Absicht, und darin lag vielleicht, zum Theil, ihr Reiz. Die Frauen, trotz ihrer zierlichen Füßchen und der kleinen länglichen Hände, sind nicht schön zu nennen, aber welcher Adel in den Zügen, in den Stellungen, in den Geberden! Die Hautfarbe der Singalesen wechselt, in unendliche Abstufungen vom lichten florentiner zum dunkeln Bronze übergehend und von diesem zur bläßlichen Schwärze des Ebenholzes. Das Halbdunkel in der Kirche milderte die Gegensätze zwischen den sanften Tönen, in welchen die Gruppen der Eingeborenen erschienen, mit dem grellen Scharlachroth der englischen Uniformen.

Kandy ist eine kleine ganz indische Stadt. Singalesen bilden die Mehrzahl, aber auch Malaien und Tamul von der Küste Koromandel wohnen hier. Mit Ausnahme der Regierungskanzleien und der Post, zweier Gebäude welche in einer europäischen Provinzialstadt glänzen würden aber hier kaum an ihrem Platze sind, sah ich keine europäischen Häuser. Der reizende „Pavillon“ verschwindet hinter einem Vorhange pracht-

voller Bäume und exotischer Büsche. Die wenigen englischen Residenten, fast alle Beamte, wohnen in ihren Bungalow außerhalb der Stadt. Diese hat also, wie gesagt, ein vollkommen indisches Gepräge. Vom ersten Grauen des Morgens an beleben sich die engen von niedern Häusern eingefassten Gassen. Männer, Weiber, Kinder und Büffel bilden eine verworrene, stets bewegte Masse. Die jungen Leute mit einem großen Kamm in den Haaren, mit den weiblichen Zügen und der schmiegsamen Gestalt, könnte man für Mädchen halten. Sie sehen apathisch, schwächlich und verweichlicht aus. In dieser Menge gibt es kein Gedränge. Niemand scheint den andern zu berühren. Als ich die Kirche verließ sah ich wie ein Greis mit edeln Zügen, dunkler Hautfarbe und silberweißem Barte eine Frau grüßte welche ein Kind auf ihrer Hüfte trug. Beide waren Leute aus dem Volke. Sie blieben stehen, verneigten sich, wechselten einige Worte, verneigten sich wieder und schieden voneinander mit dem leichten Anstande der vornehmen Welt.

Mr. Dickson, „Agent“, was wir Kreis Hauptmann nennen würden, im Mitteldistrikt, führte mich nach seiner Wohnung in den ehemaligen Königspalast* welcher auf einer Anhöhe steht. Glücklicherweise wurden an demselben keine Veränderungen vorgenommen, außer daß man ihn mit einer Veranda versah.

Wenige Schritte vom Palaste steht einer der berühmtesten Buddhatempel. Ein Zahn des Gottes wird dort aufbewahrt, in der innersten einer Anzahl von Büchsen welche mit kostbaren Steinen besetzt und außerdem, dank den letzten Königen, mit schweren Ketten und Armbändern behangen sind. Saphire und Rubine glänzten in dem Halbdunkel des Heiligthums. Frische Rosenblätter in großen Schalen verbreiteten einen heraufschendenden Wohlgeruch. Zwei Bonzen empfingen uns. Sie hatten den Kopf vollkommen geschoren und waren in weite gelbe Seiden-

* Der letzte König von Ceylon wurde von den Engländern bei ihrer Ankunft im Jahre 1815 des Thrones entsezt.

mäntel gehüllt welche die rechte Schulter und den rechten Arm entblößt ließen. Der eine fiel mir auf durch die Lebhaftigkeit seines durchdringenden Blickes und den boshaften Ausdruck seines Gesichtes, der andere durch sein verkommenes Aussehen. Zwei Typen die mir von Japan und den mongolischen Lamaserien sehr wohl bekannt sind. Diese heiligen Männer haben überall eine Familienähnlichkeit.

Ausflug in die Berge auf einer unvollendeten Bahn welche Randy mit dem höchsten Theile der Insel verbinden soll. Es war ein langer Zug und jeder Wagen mit Einheimischen überfüllt welche, wie man mir sagt, an Eisenbahnfahrten ein großes Gefallen finden.

Mr. Dickson verließ uns auf einer der ersten Stationen. Der Vorstand des Cantons, ein sehr beleibter, bescheidener junger Singalese, und mehrere Unterbeamte empfingen den Chef mit den schuldigen aber nicht übertriebenen Ehrenbezeugungen. Sie trugen kleine Standarten während andere mit Instrumenten, welche Marterwerkzeugen glichen, dazu aufspielten. Es war ein infernalischer Lärm. Dazu das Volksgebränge unter einer vernichtenden Sonne. Der junge Vorstand gefiel mir. Er sprach ein wenig englisch. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich daß die britischen Functionäre nicht englisch sprechende Organe vorziehen, weil der Verkehr mit Europäern auf die Moralität der Landesfinder in der Regel nachtheilig wirke. Ein merkwürdiges Geständniß.

Der District von Anibaya, durch welchen die Bahn führt, war noch vor kurzem wegen seines trefflichen in Europa beliebten Kaffees berühmt. Jetzt bietet er den traurigen Anblick der Verheerung. Diese Cultur ist vernichtet und aufgegeben. Man sieht nur verlassene Wohnstätten und, auf den Feldern, die Reste gefällter Kaffeebäume. Ein Bild der Verwüstung. Es wird nun versucht den Kaffee durch Thee, Cacao und Chinarinde zu ersetzen.

Mit der Bahn parallel führt eine gute Fahrstraße nach Nurara Eliya, von den Engländern New-Aurelia genannt, nach dem Kamme des Hochgebirges. Dort steht eine Cottage welche dem Gouverneur und seiner Familie während der heißesten Monate als Zufluchtsort dient. Wir fanden die Luft in diesen hohen Bergregionen höchst erquickend und vergaßen daß wir uns unter dem sechsten Breitengrade befanden.

Das Volk sieht wohlhabend aus. Aber im Grunde sind die Leute arm, denn sie haben nie Geld, obgleich genug um zu leben. Aber Missernten und Epidemien finden sie aller Hülfsmittel bar und haben allgemeines Elend wo nicht Hungersnoth zur Folge. Wer sie beherrscht ist ihnen vollkommen gleichgültig, daher sie auch den englischen Gebietern nicht abgeneigt sind. Es ging ihnen nie besser als jetzt; nur die pedantische Genauigkeit und Strenge bei Erhebung der Auflagen widerstrebt ihren Begriffen und Gewohnheiten. Die ehemaligen Könige nahmen ihnen den letzten Ana wenn sie Geld brauchten, aber in gewöhnlichen Zeiten schlossen sie ein Auge und bei schlechter Ernte erließen sie die Steuern wol auch gänzlich. Nur in diesem Punkt vermißt der Eingeborene die „gute alte“ Zeit. Dieselben Klagen vernahm ich in allen von Barbaren oder Halbcivilisirten bevölkerten Ländern der Erde, welche unter das Regiment des modernen Staates gerathen sind.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich einige Kaffern in den Gassen von Kandy. Kaffern in Ceylon? Man erklärte mir die Anomalie. Es bestand hier ein aus 1400 Farbigen zusammengesetztes Bataillon: Singalesen, Tamul, Malaien, westindischen Negern und sogar Kaffern. Die Offiziere waren

Engländer. Vor ungefähr fünf Jahren wurde es, aus administrativen Gründen, aufgelöst; aber die meisten dieser Leute blieben im Lande und mehrere, darunter die Raffen, werden als Polizeisoldaten verwendet. Es war ein glücklicher Gedanke ganze oder halbe Barbaren aus den verschiedenen Theilen des britischen Reiches, zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Sache, in einen Körper zu vereinigen.

Die Morgendämmerung ergießt ihr fahles Licht über den Pavillon und den Park. Die Luft ist überaus lieblich, frisch, mild, mit den Wohlgerüchen der Blumenbeete geschwängert welche das Haus umkränzen. Im Innern sieht man, durch die stets offenen Thüren, die singalesischen Diener bereits ihr Tageswerk beginnen. In ihren weißen Leibröcken und barfuß, gleiten sie geräuschlos über die Strohmatte der Gemächer, verschwinden im Hintergrunde der Säle, zeigen sich wieder im Halbdunkel der Galerien. Einen auffallenden Gegensatz mit diesen schlanken, schmiegsamen Gestalten bilden der mächtige Torso, die breiten Schultern, die äthiopischen Züge eines schwarzen Hercules welchen Sir Arthur Gordon von den Fidji-Inseln mitgebracht hat. In den anglo-indischen Behausungen steht alles den Augen offen und hüllt sich doch zugleich in geheimnißvolle Schleier. Es ist der fortwährende Zwiespalt zwischen dem Licht das man bekämpft und dem Schatten den man sucht. Ein von der Morgenluft leicht bewegter Seidenwollenbaum besäet den Rasen vor dem Pavillon mit seinen kolossalen karminrothen Blüten. Das Flattern der Flügel, nicht der Gesang, der im Gehölz nistenden Vögel und die halblauten Töne des Tam-Tam aus der nahen Pagode Buddha's schlagen an mein Ohr zugleich mit dem verworrenen durch die Entfernung gedämpften Geräusche der erwachenden Stadt.

Endlich, oder vielmehr zu bald, fährt der Wagen vor.

Nicht unwohl aber etwas müde und angegriffen war ich hier angekommen. Man trotz nicht ungestraft der feuchten Hitze von Nordaustralien und Java. Aber drei Tage, in dieser Gebirgs-
luft und in Lady Gordon's gastfreiem Hause verbracht, gaben mir das Gefühl der Gesundheit zurück. Und nun, auf nach Indien.*

* Obgleich die Insel Ceylon, in ethnographischer, geschichtlicher und geographischer Beziehung zu Indien gerechnet werden muß, wurde sie doch, in Betreff der Verwaltung, von Britisch-Indien getrennt, und als selbständige Colonie eingerichtet. Die damals zwischen den Departements der englischen Regierung und der Ostindischen Compagnie obwaltende Eifersüchtelei erklärt diese Anomalie. Ceylon war im Jahre 1815 durch königliche und nicht durch Truppen der Compagnie eingenommen worden. Hierauf gründeten sich die Ansprüche des englischen Colonial-Office.

II.

Madras.

Vom 15. Januar zum 7. Februar.

Ankunft in Madras. — Aufenthalt in Guindy-Parc. — Mount St.-Thomas. — Mysore. — Ein Tiger auf dem Bahnhofe. — Der Maharaja von Mysore. — Eine Revue in Bangalore. — Die indische Armee. — Ein Ball bei dem Maharaja. — Die britischen Residenten. — Msgr. Coadou. — Waffenspiele im Lager. — Die Tempel von Conjeveram. — Ankunft des Vicekönigs in Madras. — Reise nach Hyderabad. — Bolaram. — Der Staat des Nizam. — Sir Salar Jung. — Die Lehnsfürsten. — Die Armee des Nizam. — Die Durbare des Vicekönigs und des Nizam. — Feste in Hyderabad. — Eine Villa Salar Jung's. — Ein Morgen Spaziergang. — Die Stadt Hyderabad.

Der Libre (Messageries Maritimes) hat den Hafen von Colombo am 15. abends verlassen, die Insel Ceylon umschiffet, und, nach einem vor Pondichéry verbrachten Tage, am 19. morgens auf der Rhede von Madras die Anker geworfen.

Guindy-Parc. Vom 19. zum 22. und vom 26. Januar zum 1. Februar. — Die so übel berüchtigte Barre läßt heute nichts zu wünschen übrig. Der eigenthümliche Bau der Hafensboote zeugt von den Schwierigkeiten mit welchen sie bei schlechtem Wetter zu kämpfen haben.

Die Stadt rollt sich längs dem Meere auf. Das Ufer ist niedrig und dicht bewachsen. Die gegen die Rhede gefehrten Façaden der Häuser zeigen nur Veranden und Arcaden. Man denkt an Menschen die mit offenem Munde dastehen um die Seeluft einzuathmen. Das geschichtlich denkwürdige Fort St.=George, einige öffentliche Gebäude im Vordergrunde, im Mittelgrunde, halb verhüllt durch Riesenbäume, der weitläufige Palast der Gouverneure, verleihen der Stadt, von unserm Steamer aus betrachtet, ein halb militärisches halb bureaukratisches Gepräge.

So wäre ich denn in diesem mir ganz fremden Lande angelangt. Wie werde ich mir die Reise und den Aufenthalt einrichten, vor allem, wie meine Landung bewerkstelligen? Während ich hierüber nachsinne, naht ein schönes großes Boot mit Ruderknechten in weißer Livree. Der Offizier den es an Bord bringt ist Kapitän Bagot, Adjutant des Gouverneurs der Präsidentschaft von Madras, des right honourable Grant Duff, welcher mich freundlich nach Guindy-Park einlädt. Guindy-Park ist der gewöhnliche Aufenthaltsort des Repräsentanten der Königin.

Wir fahren im raschen Trabe, unter hohen Laubgängen, durch ein flaches, grünes, von prachtvollen breiten Baumgängen durchschnittenes Land. Allenthalben wogt eine buntfarbige Menge von Fußgängern in weißen, rosa-, orangefarbigem, braunen Leibröcken. Andere zeigen, fast unverhüllt, ihren dunkeln, prachtvoll gemodelten Körper. Die Weiber, mit schweren Bronze- oder Silberringen an den Hand- und Fußgelenken, verstehen wie niemand den Shawl über Haupt und Schultern zu werfen oder um die Lenden zu schlingen. Es sind geborene Künstlerinnen. Man geht paarweise oder zu dreien und vieren, immer im eifrigsten Gespräch vertieft. Aber niemand scheint Eile zu haben. Es ist ein grellfarbiger Strom menschlicher Wesen, bald in der Sonne glänzend, wenn diese das Laubdach durchdringt, bald in durchsichtigen Schatten gehüllt, aber ununterbrochen und majestätisch einherfließend. Nach dreiviertelstündiger Fahrt kommen

wir an, und ich erneuere mit lebhaftem Vergnügen die Bekanntschaft mit Mr. Grant Duff.

Guindy-Park, innen und außen mit weißem Chunan belegt, ist ein weitläufiger Palast in italienischem Geschmack, wie er zur Zeit seiner Erbauung vorherrschte. Jedes Zimmer hat seine Panka. So werden große lange viereckige Fächer genannt welche, in halber Höhe des Gemaches aufgehängt, durch unsichtbare Hände mittels Schnüren in Bewegung gesetzt werden. Jalousien vertreten die Vorhänge an Fenstern und Thüren. Die Luft, welche von allen Seiten eindringt, verleiht, dank der Panka, das Gefühl des äußersten Wohlbehagens verbunden mit einer dunkeln Ahnung künftiger Rheumatismen. In den Gängen gleiten die Diener geräuschlos und geisterartig auf und nieder. Alle in weißen Leibröcken und farbigem Gürtel. Ihre Zahl ist Legion. Einen angenehmen Gegensatz zu diesem orientalischen Luxus bilden die vornehme Einfachheit der Bewohner und die anspruchslose Eleganz der Einrichtung.

Vor einer der Façaden erstreckt sich ein weiter, in Folge der letzten Regen, üppiger Rasenplatz mit einer Terrasse welche den Pleasureground von dem Parke trennt. Jenseits schweift der Blick in das Grüne: Gruppen riesiger Bäume, endlos scheinende Wiesengründe; noch weiterhin Laubvorhänge deren blasse Tinten auf bedeutende Entfernungen schließen lassen. Die Abwesenheit eines sichtbaren Horizontes bringt, vielleicht noch mehr als eine Fernsicht vom Gebirge, den Eindruck des Unbeschränkten, des Endlosen hervor. Garten, Park und Zubehör sind sorgfältig unterhalten. Damit man aber nicht vergesse in Indien zu sein, gesellt zuweilen, bei einbrechendem Dunkel, ein Schakal seine unmelodische Stimme zu den Tönen des Klaviers welche durch die geöffneten Fenster in das Freie dringen.

Ich werde die allabendlichen Spaziergänge mit meinem

geistreichen Amphitryon nicht leicht vergessen. Die brennenden Tagesfragen, einige Ereignisse der Vergangenheit, die Namen gemeinschaftlicher Freunde welche auf der großen Schaubühne eine Rolle spielten und noch spielen, Europa und Indien, bildeten den Gegenstand der Unterhaltung bis die Speiseglocke ihr ein Ende machte. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung folgte ich dann Mr. Grant Duff auf dem Pfade der über den Rasen zum Hause führt. Schlangen lieben das Gras, und Schlangen gibt es im südlichen Indien in großer Menge. Ankömmlinge werden hierdurch unangenehm berührt, gewöhnen sich aber bald an diese Landplage, und gedenken ihrer nur wenn sie gelegentlich hören daß wieder irgendein armer Hindu von einer Schlange getödtet wurde. Gerade heute Morgen berichtete ein Offizier aus einer nahen Station daß er, an seinem Schreibtische sitzend, plötzlich eine Cobra sah welche neben seiner Hand auf einem Blatt Papier lag. Einen Augenblick wie gelähmt, ermannte er sich, sprang auf und erschlug sie. Aber während seines siebenjährigen Aufenthaltes ist dies erst die zweite Cobra welche er in der Nähe mit eigenen Augen gesehen hat.

Vor Tagesanbruch in Mount St.=Thomas. Dort steht eine kleine Kirche zur Erinnerung an den Apostel dieses Namens an der Stelle erbaut wo er, der Legende nach, von den Heiden bedroht wurde. Nicht weit davon bezeichnet eine andere Kirche den Ort seines Märtyrertodes. Der Schauplatz dieser heiligen Tragödie ist die reizendste lachendste Gegend die man sich vorstellen kann. In dem südlichen Theile der Präsidentschaft sind die einheimischen Katholiken, deren Vorältern der heilige Franciscus Xaverius bekehrt hatte, noch sehr zahlreich.

Man sieht hierzulande viele mit kleinen Ochsen bespannte Karren. Die zurückgebogenen Hörner dieser Thiere sind immer zierlich bemalt. Der sanfte Blick ihrer kleinen Augen, der Ausdruck züchtiger Bescheidenheit auf ihrem Antlitze, insofern man von dem Antlitze eines Ochsen sprechen kann, erregen unser Interesse. Aber diese artigen Wesen sind in Wirklichkeit abscheuliche Wesen. Man hüte sich ihnen zu nahen. Da sie sehr wohl wissen daß ihre Hörner nur eine Zierde und keine Waffe sind bedienen sie sich ihrer Hufe mit vielem Geschick und großem Nachdruck.

Den Morgen in Madras zugebracht. Es gehört einiger Muth dazu um über die ungeheure Esplanade vor dem Fort St.=George, dem Strande entlang und durch die breiten Gassen des Englischen Stadtviertels zu fahren, unter der Wucht einer unerbittlichen Sonne und meist auf einem brennenden Sandboden der die aufgesaugte Hitze mit Interessen zurückgibt. Die Pagode, obgleich weniger berühmt als die von Madura und Conjeveram, gehört zu den bessern dravidischen Tempeln. Ich war kaum eingetreten als die Heiligkeit des Ortes ihre Wirkung auf mich übte, meine Geruchsnerven unangenehm berührte, und mich mit geheimnißvollen Schauern erfüllte. Dies scheint nicht der Fall der Habitues zu sein. Die Brahminen sahen schläfrig aus, der heilige Elefant gelangweilt und ärgerlich über die Rolle die man ihn spielen läßt.

Vortreffliches Frühstück im Club der für den besten in Indien gilt.

Bangalore. Vom 22. zum 27. Januar. Der Gouverneur begibt sich in das Lager von Bangalore und ich habe die Ehre ihn zu begleiten.

Bangalore, eins der großen Militärcantonnements in Indien ist eine, unter englischer Verwaltung gebliebene, Enclave des hinduischen Lehnstaates Mysore. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet, fiel dies Königreich um die Mitte des vorigen in die Gewalt eines mohammedanischen Söldners, des nachmals berühmt gewordenen Haider Ali. Die Erpressungen, die Grausamkeiten des Usurpators und seines Sohnes Tipu Sahib, die Verfolgung der Hindu, deren sie sich schuldig gemacht, leben noch heute im Volksmunde fort. Wir alle kennen den siegreichen Feldzug (1799) in welchem der Herzog von Wellington, damals Oberst Wellesley, seine ersten Lorbern pflückte, die Tragödie von Seringapatam, das heldenmüthige Ende Tipu Sahib's. Alles dies ist nichts Außergewöhnliches oder Unerhörtes. Die Geschichte Indiens ist reich an ähnlichen Ereignissen. Was aber unerhört genannt werden kann ist die Thatsache daß die englische Regierung eine längst entthronte Dynastie wieder in das Leben rief, indem sie einem ihrer Sprößlinge das mit britischen Waffen eroberte Königreich zurückgab. Er war ein dreijähriges Kind. Zum Manne geworden, und in Besitz seines Landes gesetzt, regierte der neue Maharaja in einer Weise welche den damaligen Generalgouverneur, Lord Bentinck, zwang ihn des Thrones zu entsetzen (1831) und die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Dieser selbe Prinz hatte, als Pensionär und Staatsgefangener, ein bereits hohes Alter erreicht als er (1865) einen Knaben von rajputischem Blute an Kindesstatt annahm. Die englische Regierung bestätigte die Adoption, ließ den künftigen Maharaja sorgfältig erziehen und übergab ihm (1882), als er das gesetzliche Alter erreicht hatte, die Verwaltung seines Staates.

Abreise von Madras nachmittags. Das Land ist flach, wellenförmig, besäet mit Wäldchen, Reisfeldern und Teichen,

alten, frisch gegrabenen, natürlichen, künstlichen. In dem Theile der Halbinsel welche wir durchreisen zählt man deren über 80000. Ihr Wasser ist nachtheilig für die Gesundheit.

Das Land hebt sich allmählich. In der Nacht erreichen wir die Hochebene welche einen Theil von Centralindien einnimmt. In dem Gestrüpp hausen viele Tiger. Zuweilen zeigen sich deren längs der Eisenbahn. Vor kurzem telegraphirte der Chef einer etliche hundert Meilen entfernten Station nach Madras, an die Bahnadministration: Tigers on platform. Staff frightened. Pray arrange. „Tiger am Perron. Beamte in Angst. Bitte Vorkehrungen zu treffen.“

Die Nacht war kalt; Winterpaletot und Shawl thaten gute Dienste. Um 7 Uhr Ankunft in Bangalore. Entfernung von Madras 212 Meilen.

Eine Abtheilung von Sepoys und Reiterei des Prinzen bildeten die Escorte des Gouverneurs. Wir stiegen bei dem Residenten, Mr. Dhall ab, dessen geräumiges im anglo-indischen Stil erbautes Haus in einem schönen Park steht. Die heiße Sonne und die frische fast kalte Luft erinnerten an einen Wintertag in Nizza oder Cannes. Bangalore liegt 3000 Fuß über der Meeresfläche und gilt für gesund. Demungeachtet sollen Wechselfieber im Lager häufig vorkommen. Man schreibt sie dem Nordost-Monjun zu der die Miasmen von der Küste Koromandel herbeiführt und auf der Hochebene von Mysore verbreitet.

Mit dem Gouverneur und dem Residenten Besuch bei dem Maharaja welcher uns am Perron seines neuen Palastes empfing. Dies kaum vollendete Gebäude, von einem englischen Architekten im elisabethischen Stil aufgeführt und in englischem Geschmack eingerichtet, aber von dem Besitzer in echt orientalischer Weise bewohnt, ist ein Sinnbild der zwitterhaften Zustände dieses jungen Hindustaates: ein Ast gepfropft auf den Stamm

eines alten, vor mehr als einem Jahrhundert durch den Blitz zerschmetterten, Baumes.

In der Stadt Mysore, wo er sich gewöhnlich aufhält, lebt der Maharaja ganz und gar den Landes sitten gemäß. Bei gewissen festlichen Anlässen zeigt er sich seinen Unterthanen indem er fünf Stunden ohne Unterbrechung, in reichem Anzuge und mit kostbarem Geschmeide behangen, unbeweglich auf einem Balkone sitzt. Hier hat er, bis zu einem gewissen Grade, die europäische Tracht und auch unsere Gewohnheiten angenommen.

Chama Rajendra Wodejar Bahadur ist ein schöner Jüngling von würdevoller Haltung, mit edeln Zügen und einem sanften fast melancholischen Ausdruck. Seine Hautfarbe, ein helles Bronze, spielt in das Schwärzliche. Auf der Stirne trägt er einen schwarzen scheibenförmigen Fleck den er zuweilen mit einem rothen verwechselt um hierdurch den feindlichen Sekten Wischnu's und Siva's seine Unparteilichkeit darzuthun. Sein Anzug war einfach und hielt die Mitte zwischen der indischen Tracht und der Morgentoilette eines englischen Gentleman. Er spricht englisch langsam aber correct mit einem etwas fremden aber nicht unangenehmen Accent. Zuweilen stottert er ein wenig. Man sagt von ihm daß er ein richtiges Urtheil besitze, daß es ihm schwer falle rasch einen Entschluß zu fassen und daß man auf sein Wort, hat er es einmal gegeben, zählen könne. Uebrigens regiert nicht er sondern sein Divan.*

Der Aufenthalt in Bangalore, wo dermalen 10000 Mann Truppen versammelt sind, gibt zu einer Reihe von Festen Anlaß. Zum ersten mal haben sich hier die drei großen „Chefs“ versammelt: Sir Donald Stewart, Obercommandirender in Indien, Sir Fre-

* In Indien wird der erste Minister Divan genannt.

derick Roberts, Commandant der Armee von Madras, General Hardinge, Commandant der Armee von Bombay.

Heute große Revue im Lager. Achttausend Mann waren ausgerückt und entfalteten sich auf einer weiten von Steinlegeln und Baumgruppen besäeten Ebene: Artillerie zu Pferde, britische Cavalerie, königliche Artillerie, britische Infanterie, im ganzen, ohne die Offiziere, 2800 Engländer. Der Rest bestand aus einheimischen Truppen, Cavalerie und Infanterie, und einem Regiment des Maharaja. Die Haltung der englischen Truppen war prachtvoll, die der eingeborenen Regimenter von Madras, obgleich diese Rassen für weniger kriegerisch gelten als die Bevölkerungen des nördlichen Indien, doch in hohem Grade befriedigend. Die Reiter des Maharaja machten den Eindruck gut geübter unregelmäßiger Truppen.

Zunächst der großen britischen Standarte hielten sich, sämmtlich zu Pferde, Sir Frederick Roberts welcher das Lager commandirt, der Gouverneur von Madras im Morgenanzug, Sir Donald Stewart und General Hardinge. Wie alle Offiziere trugen sie ihre Galauniform: den scharlachrothen Leibrock und den weißen goldverbrämten Helm. Der Maharaja hatte sich bescheiden den Offizieren des Stabes beigeesellt. Einer Einladung Sir Frederick's folgend, nahm er neben ihm seinen Platz. Er hatte den Kopf in ein karminrothes goldgestreiftes Tuch gehüllt. Mit Ausnahme dieser sehr eleganten Kopfbedeckung, welche kein Turban war, trug er europäische Kleidung: eine Jacke von schwarzem Sammt, lichte Lederhosen und hohe Reitstiefel. Er ritt, sehr gut, einen schönen weißen Araber. Hinter der Gruppe welche die „Chefs“ und ihr Gefolge bildeten, und in welche sich einige kühne Amazonen eingeschmuggelt hatten, drängten sich Wagen an Wagen, sämmtlich mit Damen besetzt und, hinter diesen, zu Fuß und zu Pferd eine große Anzahl von Europäern. Das Défilé der Truppen war höchst imposant, besonders als sie „en brigade“ formirt vorübermarschirten. Die Scene läßt sich nicht wohl in Worten wiedergeben: eine weite,

leicht zerklüftete Ebene, die lange theils rothe theils dunkle Linie der Truppen, die in der Sonne glänzenden Waffen, das Wiehern der Pferde, das dumpfe Dröhnen der Artilleriegespanne, und, gleichsam als Rahmen des großen und glänzenden Bildes, die Menge der Eingeborenen, herbeigeeilt zu Fuß oder in Karren, gezogen von jenen sanft blickenden Dechselein welchen ihr rother, blauer, gelber Hörnerschmuck zu jeder Zeit ein festliches Ansehen verleiht. In dem verworrenen Knäuel von Menschen und Thieren herrschten die weißen und karminrothen Töne der Gewänder vor, im anmuthigen Gegensatze mit den dunkeln, bronzefarbigem oder schwarzen Gesichtern und Körpern derer die sie trugen. Weiterhin zeichneten Elefanten und eine lange Reihe sich einzeln folgender Kamele, mit Borräthen für das Lager beladen, ihre dunkeln Umrisse auf den indischen Himmel: leuchtend im Zenith, erblaffend nach unten, in leichten Duft gehüllt wo er mit dem Horizont verschwimmt. Der Nordost-Monjun hatte die Luft bedeutend abgekühlt, aber die Sonne stach gewaltig. Wir waren auf der Bahn gekommen und fahrten im Wagen nach Bangalore zurück. Kleine Steinhäufen, Lust- und Küchengärten, und isolirte Gruppen riesiger Bäume bilden die Elemente der Landschaft. Hier und da ein Dorf. Volk überall. Die Bazare mit Käusern überfüllt. Der Weg führt uns an einer Pagode vorüber. Neben ihr stehen einige Cocospalmen. Der Wind bewegt ihre Fächer, und der einfache Dorstempel erscheint wie verklärt in dem unablässigen Wechsel von Licht und Schatten.

Ich gestehe daß ich dem militärischen Schauspiel von heute Morgen nicht ohne einige innere Bewegung beizwohnte. Man ist immer bewegt wenn man, zum ersten mal mit eigenen Augen, die Verwirklichung einer Idee wahrnimmt welche man bisher nur durch Lektüre oder vom Hörensagen gekannt hat. Ich sah Truppen zusammengesetzt aus Söhnen zweier Rassen welche Ab-

gründe trennen; ich sah sie stehen unter derselben Fahne, berufen derselben Sache zu dienen: Wahrung der Ordnung, Förderung der Civilisation, vor allem aber Erhaltung der britischen Herrschaft in Indien. Die Besiegten im Dienste der Sieger, welche letztere kaum eine verschwindende Minderzahl bilden! Es ist der kühnste Gedanke den je der menschliche Geist ersann. Es ist tolle Verwegenheit in den Augen jener welche an der Lebensfähigkeit des Indischen Reiches zweifeln. Mir scheinen zwei Beweisgründe, deren einer unwiderleglich ist, für das System zu sprechen. Zunächst eine lange und glänzende Erfahrung, bekräftigt, viel mehr als widerlegt, durch die Revolte von 1857, welche mit Hülfe eingeborener Truppen in kurzer Zeit niedergeworfen ward. Das zweite Argument, welches ich für unwiderleglich halte, ist die materielle Unmöglichkeit in welcher sich das Mutterland befindet durch ihre Söhne die einheimischen Truppen zu ersetzen welche den überwiegend größern Theil ihrer indischen Armee bilden. So viel ist augenfällig: Indien muß entweder aufgegeben oder das jetzige System beibehalten werden.

Es bleibt also nichts übrig als auf dem längst betretenen Wege weiter zu wandeln. Hier sieht man wie eine Welt mit einem Spazierstöckchen regiert, verwaltet, im Zaume gehalten wird. Aber hinter der physischen Macht, die unerheblich ist im Vergleich mit der zu lösenden Aufgabe, entfaltet sich die moralische Macht welche eine unbegrenzte sein kann: der Prestige, ein Begriff für welchen ich, in der deutschen Sprache, keinen Ausdruck finde.

Was ist Prestige? Jedermann führt hier das Wort im Munde, und niemand vermag es in genügender Weise zu definiren. Auch ich bin es nicht im Stande. Ich werde aber versuchen meine Auffassung des Begriffes auszudrücken. Wenn es jemandem gelingt in mir den Eindruck seiner Ueberlegenheit hervorzurufen so übt er auf mich einen Prestige aus. Er hat mich überzeugt daß er, von uns beiden, der Stärkere ist. Je weniger diese Ueberzeugung, meinerseits, das Ergebnis langen Nach-

denkens ist, je tiefer wird sie wurzeln, bis sie sich zu einem Glaubensartikel entwickelt hat. Dann ist der Prestige ein vollkommener geworden. Die Wörterbücher bezeichnen Prestige als eine Täuschung, eine Illusion. Ich halte diese Definition für eine irrige. Solange eine wirkliche Ueberlegenheit besteht, ist der Prestige keine Täuschung. Er wird zur Täuschung, wenn der Anschein aufgehört hat der Wirklichkeit zu entsprechen. Der Prestige hat zwei Feinde: den Mangel an Erfolg, gleichgültig wann, wo und wie, und sodann die Discussion, die Analyse. Er beruht auf dem Glauben, und der Glaube verträgt keine Discussion. Der Mangel an Erfolg zerstört den Prestige plötzlich aber nicht immer vollkommen; die Discussion untergräbt und zerstört ihn langsam, allmählich, gründlich. Weil die Sonne im Britischen Reiche niemals untergeht, liegt es nicht in der ausschließlichen Macht der Behörden und der Armee auf der Gangeshalbinsel den englischen Prestige in Indien zu wahren. Auf allen Punkten der Erdkugel kann er vertheidigt, bloßgestellt, verloren werden.

Lunch und Diners folgen sich ohne Unterbrechung. Jedermann ist in heiterster Stimmung. Das Lager wird aufgehoben, und die Spitzen der Armee verhehlen nicht ihre Zufriedenheit mit den Leistungen der Truppen. Täglich mehrmals begegne ich dem Obercommandanten Sir Donald Stewart: ein schöner Typus des englischen Gentleman und des Feldherrn, mit einem offenen, treuherzigen, festen Blick, einem wohlwollenden aber imponirenden Ausdruck. Schnurr- und Backenbart gebleicht durch 40 Dienstjahre unter dem indischen Himmel. Sir Frederick Roberts, welcher als Commandant der Madras-Armee das Lager befehligt, macht die Honneurs in der liebenswürdigsten Weise. Der Held von Afghanistan, weltberühmt geworden durch seinen Marsch von Kabul nach Kandahar, erinnert durch Gestalt und

Miene an unsere Husarenoffiziere. Sein lebhaftes und geistreiches Auge, der Ausdruck von Tapferkeit und Festigkeit welcher seine Züge adelt, erklären seine glänzende Laufbahn und die Hoffnungen die sich an seinen Namen knüpfen.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang den man hier nicht wie in den fieberhaften Gegenden Europas, zu scheuen braucht, höchst angenehmer Spaziergang nach Lel Begh. Es ist dies ein öffentlicher, ursprünglich von Haider Ali angelegter und unter der britischen Verwaltung neu gepflanzter Garten. So wie die „öffentlichen Gebäude“ in welchen sich die Kanzleien der Staatsregierung befinden, ist Lel Begh in den Besitz des Maharaja übergegangen. Nicht durch die Vegetation, welche indisch und tropisch ist, sondern durch die Anlage und den Gesamtanblick, erinnert der Ort an die Villa Borghese und an einige Partien der Villa Panfili in Rom. Man zeigte uns einige schöne Cypressen, welche im nördlichen Indien häufig, im südlichen selten vorkommen. Die Nacht überfiel uns während wir unter den exotischen Laubgängen wandelten.

Ein Ball, welchen der Maharaja in den „öffentlichen Gebäuden“ für die englische Gesellschaft veranstaltet hatte, beschloß die Reihe der Festlichkeiten. Der Fürst empfing mit würdevoller Anmuth. Auf einem dunkeln reich gestickten Leibrocke, welcher der türkischen Botschaftsuniform nachgebildet schien, trug er mehrere Rivieren von Diamanten welche auf 30000 Pfd. St. geschätzt werden. Das Gefallen an kostbaren Steinen ist hierzulande in den hohen Ständen eine vorherrschende Leidenschaft. Die Fürsten geben für den Ankauf von Perlen, Diamanten und anderm Geschmeide fabelhafte Summen aus. Daher der große

Vorrath von Schmuck welchen man zu jeder Zeit bei den Diamantenhändlern in Bombay, Kalkutta und Madras findet.

Die Damen erschienen in den verschiedensten Bekleidungen. Man sah deren reiche, elegante, bizarre, einige geschmackvolle, aber im Durchschnitt hatte die Natur mehr geleistet als die Kunst der Modistinnen. Die im Saal herrschende Atmosphäre war eine entschieden militärische. Neben einer reizenden jungen Frau sitzend, welche das Costüm einer Nonne gewählt hatte, frug ich: „Wer ist jene hübsche Blondine?“ — „Miß . . . englische Cavaleriebrigade.“ — „Und die neben ihr, mit braunem Haar?“ — „Mrs. . . königliche Artillerie.“ — „Und die Dame im weißen Burnus?“ — „Lady . . . Contingent von Hyderabad.“ Und so weiter. Meine Nachbarin selbst war von der Subsidiary Force. Sie stellte mich einer jungen als Diakonissin gekleideten Dame vor welche die Löwin des Tages geworden ist seit sie einen Tiger schoß. Costümirte Bälle werden, sobald die erste Neugierde befriedigt ist, gewöhnlich langweilig. Dies war indeß hier nicht der Fall. Contredansen und Lanciers folgten sich ohne Unterbrechung. Mit Ausnahme des Herrn vom Hause, der fortwährend in der Nähe der Thür stand und Ankommende und Fortgehende artig aber ohne ein Lächeln begrüßte, betheiligte sich alles am Tanze. Ich sah neben der vergoldeten Jugend weiß beschmurbartete höhere Offiziere sich tapfer in das Getümmel stürzen. Der Maharaja, sein Bruder, der Divan und die übrigen Würdenträger waren, mit Inbegriff der zahlreichen Dienerschaft, die einzigen Landesfinder in dem Saale. Doch hatte das Fest einen orientalischen Anstrich. Ein kalter Luftzug vertrieb mich vor Ende des Balles und, in meinen Oberrock gehüllt, beschloß ich mit einem Spaziergange im Garten des Residenten, welchen ein indischer Vollmond magisch erleuchtete, diesen an verschiedenen und nur angenehmen Eindrücken so reichen Tag.

Die Vollmachten und Pflichten der bei den, einst unabhängigen, Prinzen beglaubigten Residenten sind nicht klar definiert; sowenig als das Verhältniß dieser Fürsten zur Kaiserin von Indien. Man wollte sie nicht Mediatisirte nennen, was sie eigentlich sind, und nennt sie daher Lehns- oder Feudalfürsten, was sie eigentlich nicht sind. Als der Maharaja von Mysore den Thron bestieg auf welchen ihn die indische Regierung berufen hatte mußte er auch aus ihren Händen die ihm auferlegten Bedingungen annehmen. Sie bestehen, der Hauptsache nach, in Folgendem. Er darf kein neues Gesetz erlassen und kein bestehendes abändern ohne Einwilligung des Vicekönigs. Dieselbe Zustimmung ist erforderlich bei Ernennungen zu öffentlichen Aemtern und selbst da wo es sich um Gehaltserhöhungen handelt. Der Resident verhandelt die Geschäfte zuerst mündlich und dann schriftlich mit dem Divan, und nur in äußerst wichtigen Fällen unmittelbar mit dem Maharaja. Der gegenwärtige Divan ist ein verhältnißmäßig, unterrichteter Mann. Er verwaltet und regiert Mysore unter der Aufsicht des Residenten.

Heute Morgen beehrte mich der Maharaja mit seinem Besuch. Seine einfache würdevolle Haltung und ein leichter Anflug von Melancholie auf seinem edlen Gesicht verleihen seiner Erscheinung ein gewisses Interesse. Er brachte mir seine Photographie, eine, wie mir gesagt wurde, seltene Gunst. Man gibt sein Porträt nicht jedermann, am wenigsten böswilligen Menschen welche durch Zaubermittel damit Mißbrauch treiben könnten. Ich bin also, in den Augen des Fürsten, ein harmloses Wesen.

Migre. Coadou, apostolischer Vicar im Staate Mysore, ein ehrwürdiger Greis, aus der Bretagne gebürtig, waltet hier sein

Amt seit einer langen Reihe von Jahren. Die Anzahl seiner Glaubensgenossen beträgt 26000 wovon 15000 in Bangalore wohnen. Befehrungen kommen nur im Volke vor, fast niemals oder nur äußerst selten in den höhern Kasten. Man erklärt sich diese Erscheinung, welche sich überall wiederholt wo es katholische oder protestantische Missionare gibt, durch die Feindseligkeit der Brahminen gegen das Christenthum. Ihr Einfluß ist, besonders am Lande, sehr groß. Migre. Coadou und seine Cooperatoren beloben sich der wohlwollenden Neutralität der englischen Behörden.

Das Lager ist aufgehoben, und die Regimenter beginnen den Heimmarsch nach ihren Cantonnements. Zum Schluß finden diesen Nachmittag Waffenspiele statt. Zuerst ein Carrousel, aufgeführt von Lanciers, Offizieren und Soldaten, sämmtlich vortrefflich beritten. Die Spanische Schule mit Pferden der Truppe reiten ist keine kleine Aufgabe. Hierauf folgen Zweikämpfe zu Pferde zwischen Engländern und Einheimischen. Ein Sikh begeistert die europäischen Zuschauer. Aus jedem Kampfe geht er siegreich hervor. Einmal entrollt sich der Shawl der seinen Turban bildet, das lange Haar flattert im Winde; er rafft es zusammen, ordnet es, schlingt sich das Tuch um die Stirn, alles in vollem Galopp. Die Männer seiner Nation legen großen Werth auf ihr Haar. Ein General erzählte mir er habe gehört wie ein schwer verwundeter Sikh, dem man den Kopf rasirt hatte die ärztliche Hülfe mit den Worten ablehnte: „Laßt mich sterben. Ich habe mein Haar verloren.“

Das indische Publikum wohnte dem Schauspiel, augenscheinlich mit großem Interesse aber schweigend bei, und ohne Beifall zu äußern. Man sagt mir dies sei ihre Weise. Es ist ein wenig demonstratives Volk. Die Ebene war überfüllt mit weißen und rosenfarbigen Gewändern. Von Menschen ge-

bildete Trauben, in diesen beiden Farben, baumelten an den Ästen der alten Tamarinden. Die englischen Soldaten mischten sich unter die Eingeborenen. Die Abendsonne und die, in diesem Jahr hier wie auch in der südlichen Hemisphäre, zum ersten mal beobachtete „glühende“ Dämmerung verschmolz ihre purpurnen, gelben, violetten Töne mit dem Roth und Weiß der Menge, mit dem Dunkelgrün der Bäume, mit dem Blaußgrau der bestaubten Ebene. Es war die Schlussscene eines Ballets mit wechselnder elektrischer Beleuchtung.

Conjeveram, 29. Januar. — Ich habe einen langen Eisenbahnweg vor mir; da aber die jetzt im südlichen Theile der Präsidentschaft wüthende Cholera einen Besuch der großen Tempel von Madras unmöglich macht, begnüge ich mich mit den kleineren aber ältern und ebenso ehrwürdigen Pagoden von Conjeveram. Von zwei Hindudienern begleitet, verlasse ich Guindy-Park vor Sonnenaufgang. Das Land ist flach. Unzählige, der Mehrzahl nach künstliche Teiche, versehen die unabsehbaren Reisfelder, durch welche die Bahn zieht, mit dem nöthigen Wasser. Weiterhin verleihen niedrige Hügelzüge der traurigen und einförmigen Gegend einige Abwechslung. Ueberall weidende Ziegen. Diese Thiere sind eine Geißel des Landes. Ihnen ist der so nachtheilige Mangel an Bäumen zuzuschreiben. Daher beschloß auch der Gouverneur von Madras die Hügel zu bewalden und für die Ziegen besondere Strecken als Weidegründe abschließen zu lassen. Bereits wurden zu diesem Ende einige junge Männer von England aus nach der berühmten Forstschule in Nancy geschickt, und sobald sie ihre Studien beendigt haben wird man hier mit dem Werke der Bewaldung beginnen.

In Cingleput empfängt mich der Collector. Er sagt mir, das Volk sei glücklich und zufrieden wenn die Reisernte gut ist. Auch herrschen tiefe Ruhe und verhältnißmäßiger Wohlstand in

einem Lande, welches unter der Schreckensherrschaft der mohamedanischen Fürsten Haider Ali und Tipu Sahib fortwährend der Schauplatz von Erpressungen, Aufständen und Hinrichtungen gewesen ist. Diesen entsetzlichen Zuständen habe die pax britannica ein Ende gemacht. Schade sei nur daß die Bewohner die Gegenwart mit der Vergangenheit nicht vergleichen können. Das junge Geschlecht wisse nichts von den frühern Zeiten und das ältere habe sie vergessen.

Ankunft in Conjeveram um 10 Uhr morgens. Der Collector oder Magistrat, von meinem Besuche im vorhinein verständigt, hatte mir einen feierlichen Empfang bereitet. Dieser Beamte, ein hiesiges Landeskind, gehört der niedrigen Kaste der Sudra an, hat in dem Collegium von Madras studirt und spricht ziemlich correct englisch, jedoch mit einem Accent welcher ihn fast unverständlich macht. Er ist verheirathet, Vater eines Kindes und trägt die Landestracht. Neben ihm standen das Haupt der Stadtgemeinde und der Collector eines nahen Tullog. Letzterer ist ein Brahmine und spricht sehr gut englisch, aber sein Fuchsgesicht gefiel mir wenig. Drei weiße von der Nase über die Stirn bis wo der Haarwuchs beginnt, senkrecht gezogene Linien beweisen daß er, wenn ich recht verstanden habe, der Sekte des Wischnu angehört.

Die Scene im Bahnhof war äußerst belebt. Brahminen der beiden großen Pagoden behingen mich mit violetten und gelben Blumenkränzen und steckten mir einen Thyrsusstab mit einem Papagai von Carton, in die Hand. Andere boten Früchte welche ich, dem Gebrauch gemäß, nur mit den Fingern berührte. Alle diese Artigkeitsbezeugungen fanden in der Sonne statt, und welcher Sonne! Conjeveram liegt in einer Niederung und gilt für einen der heißesten Punkte Südindiens. Da ich die Nacht hier nicht zubringen wollte fiel mein Aufenthalt nothgedrungen in die heißesten Stunden des Tages. Es gab auch Augenblicke in welchen ich zu unterliegen glaubte. Endlich setzten wir uns in Bewegung. Ein Mann zu Pferde, der die

große Trommel schlug, eröffnete den Zug. Auf beiden Seiten marschirten Flötenspieler. Nautchie (Bajaderen) gingen tanzend und singend vor dem Ochsenkarren in welchem ich mit dem Collector saß oder eigentlich, da es keine Sitzgelegenheit gab, am Boden kauerte. Die Stadtbehörden folgten in ähnlichen Fuhrwerken. Das Volk drängte sich auf unserm Wege, und in der Menge gewahrte ich eine große Anzahl von Brahminen. Sie hatten alle die Stirne mit senkrechten oder horizontalen weißen Strichen bemalt je nachdem sie Wischnuiten oder Siviten waren. Sehr viele von ihnen waren fast nackt, viele nur mit einigen Lumpen bekleidet, aber alle sahen stolz und viele überdies feindselig aus. Der Zug bewegte sich so langsam als möglich vorwärts, und wir brauchten volle 20 Minuten um vor dem Sivatemple anzulangen. Dies Heiligthum, reicher an Edelsteinen als an baarem Geld, befindet sich in baufälligem Zustande. Eine beträchtliche Entfernung scheidet ihn von der hochberühmten Pagode Wischnu's in Klein-Conjeveram. Wir legten sie mit den kurzen Schritten unserer Deckslein zurück. Furchtbar gerüttelt in dem alten federlosen Behikel, verschmachtend, denn die Hitze war unbeschreiblich, betäubt durch den Lärm einer höllischen Musik, erstickend in Staubwolken welche kaum die Köpfe der Bajaderen errathen ließen — diesen unermüdblichen, singenden und tanzenden Wesen — dankte ich Wischnu aus dem Grunde meiner Seele als wir endlich an der Schwelle seines Heiligthums hielten. Dieser Gott, reicher als sein Nebenbuhler, sorgt selbst für die Bedürfnisse seines Hauses, oder, weniger mythologisch ausgedrückt, der Tempel zieht aus seinen eigenen Gründen ein gutes Einkommen, die sehr beträchtlichen Gaben der Gläubigen ungerechnet. Die beiden müngelförmigen Goprum (Eingangsthore) sind 120 Fuß hoch. Bauweise und Sculptur, eigentlich barbarisch, erinnern einigermaßen an die ägyptischen Tempel. Aber es kommen auch Motive vor welche dem italienischen Renaissancestil entlehnt scheinen. Man sagt, aber ohne den Beweis liefern zu können, daß diese Bauten aus dem 13. Jahrhundert stammen. Ein Liebhaber südindischer

Kunst, der in dieser Gegend als Beamter verweilt, versichert mich, in der Umgegend, kleine Tempel gesehen zu haben welche dem 7. Jahrhundert angehören. Eine unlängst unweit Bombay entdeckte Inschrift bestätigt daß um jene Zeit ein König von Satra über einen Theil Südindiens herrschte, und daß er Conjeveram erobert habe. Die Schönheit der Pagoden entwaffnete den Zorn des Siegers welcher die Vernichtung der Stadt beschlossen hatte. Nicht nur schonte er ihrer, sondern auf sein Geheiß wurde sogar eine der Pagoden mit Goldplatten belegt. Haider Ali, weniger empfänglich für die Reize der Kunst, ließ, als echter Muselman, die Götter in Menschengestalt vorstellenden, Sculpturen an den Wänden und Pfeilern verstümmeln. Nur die höhern Theile, welche die Bandalen nicht erreichen konnten, blieben unverfehrt. Mit Hülfe des Brahminen, der dem Tempel vorsteht, konnte ich die Basreliefs mit voller Muße besichtigen. Sie stellen die Incarnationen Wischnu's dar. Eine grobe Arbeit, aber nicht ohne Wirkung, vielleicht hervorgebracht durch den Gegensatz zwischen der grotesken Composition und dem feinen und belebten Ausdruck der Physiognomie des Gottes.

Hier, wie in allen Tempeln Südindiens, welche sehr verschieden sind von denen des nördlichen Theiles der Halbinsel, findet man drei Elemente: Die Goprum (die Portale), die Halle mit dem Heiligtum, und den heiligen Teich.

Die Goprum. Gewöhnlich gibt es deren zwei. Sie sind an der äußern Ringmauer angebracht und steigen zu einer beträchtlichen Höhe empor. Aus großer Ferne ziehen sie bereits die Blicke auf sich. In den Höfen sieht man zuweilen kleine Goprum, also auch Thore, die aber nach keinem andern Raume führen und deren Bestimmung ich mir nicht erklären kann. Die Goprum sind immer bedeckt mit staffelartig übereinander gereihten kleinen Statuen und Basreliefs.

Die Halle. Mit Sculpturen geschmückte Pilaster, welche sich im rechten Winkel kreuzen, tragen das Dach. Die Halle umgibt das Heiligtum. Letzteres ist für Europäer unzugänglich.

Der Brahmine führte mich bis an die Schwelle welche, wie er mir sagte, selbst der Gouverneur nicht überschreiten dürfe. Die Thür war geöffnet, aber, obgleich man einige Fackeln angezündet hatte, gestattete mir das Halbdunkel nicht die Züge Wischnu's auszunehmen. Ich sah nur daß er im Hintergrunde auf seinen Beinen saß. Neben der Halle sind die Nischen für die kolossalen Statuen des Löwen, des Vogels, der Schnecke und andern Gethiers, alle von vergoldetem Kupfer. Ihr Anblick ist geeignet die Gläubigen in heilsamen Schrecken zu versetzen. Ich gestehe daß sie mich ebenso anzogen als abstießen. Ich begreife daß man bei ihrem Anblick zugleich zittert und lacht. Außerhalb aber in der Nähe des Tempelumfangs, stehen die Schaukarren deren sich die Götter bedienen wenn sie ausfahren, was nur an gewissen Festtagen geschieht. Der an rohen und gefassten Edelsteinen, an Rubinen, Smaragden, Saphiren, Diamanten und Perlen reiche Schatz vermehrt sich fortwährend durch die Gaben der Gläubigen. Seit undenklichen Zeiten werden diese Steine in Conjeveram gefast, aber ein Vergleich zwischen dem alten Geschmeide mit dem modernen zeigt wie sehr die Kunst des Goldschmieds in Verfall gerieth.

Der heilige Teich. Zuweilen ist er mit einem Steingeländer umgeben. Breite Treppen gestatten den Andächtigen zum Wasser hinabzusteigen um dort ihre Waschungen vorzunehmen. Prachtvolle alte Riesenbäume, innerhalb oder jenseit der Ringmauer, spenden den Badenden ihren wohlthätigen Schatten. Der Teich ist das poetischste, das Heiligthum, mit dem es umgebenden Säulengängen der Halle, das geheimnißvollste, die Goprum das imposanteste Element der dravidischen Tempel.

Während die Schätze vor dem von mir eingenommenen Stuhle ausgekrant wurden, während die unermüdlichen Bajaderen, ungeachtet meiner Protestation, unablässig tanzten und sangen, konnte ich die Physiognomien der Menge mit Muße studieren. Ich saß am Fuße einer breiten Freitreppe welche zu einem kleinen jetzt mit Brahminen gefüllten Goprum emporführt. Das

Volk war in den innern, der Sonne ausgesetzten Hofraum zurückgedrängt worden. Aber sie, die Privilegirten, saßen im Schatten auf den Stufen des Portales und betrachteten den Fremden mit kalten, stolzen, unfreundlichen Blicken. Die Tracht der Mehrzahl bestand aus einem weißen meist zerrissenen Lendentuche. Die Stille welche in dieser bewegungslosen Gruppe von Brahminen und, im Hofe, unter dem Volke herrschte, die fragenhaften kolossalen Götzenbilder, in den dämmernden Säulengängen wie in durchsichtige Schleier gehüllt, das Spiel von Schatten und Licht, directem und zurückgeworfenem, die Strahlen der Sonne hier eine glatte Wand hinabrieselnd, dort sich brechend an den scharfen Kanten des gemeißelten Steines, — dies alles vereinigte sich zu einem Ganzen von unbeschreiblicher Wirkung.

Die meist sehr armen Brahminen sind in dieser Gegend Bauern oder Tagelöhner. Die Stadt ist überfüllt mit diesen heiligen Menschen. In zwei Sekten, die des Wischnu und des Siva, und überdies in mehrere Fractionen getheilt, gerathen sie häufig in Handgemenge, und nicht selten kommt es, im Tempel selbst, zu blutigen Auftritten.

Als ich die Pagode verließ vertheilte der Vorstand das Geschenk, das ich ihm gegeben, unter die Bajaderen. *Finita la comedia*, geht jeder nach Hause. Die Brahminen sind mit einem mal verschwunden, der Reisende wird von neuem in die Staatscarrosse des Collectors gehißt, die vestalischen Jungfrauen, schweiß- und staubbedeckt, schleichen todmüde nach ihren Häuschen außerhalb der Mauern des Tempels deren Priesterinnen sie sind.

Die Staatscarrosse, d. h. das Ochsenwägelchen, nimmt den Weg der zur amtlichen Residenz des Collectors führt. Diesmal fürchtete ich wirklich der Hitze, dem Staube und den Stößen des Marterfahrens zu erliegen. Endlich rumpelt sie in einen von Mauern umfangenen Hof und hält vor einem unheimlich aus-

sehenden Hause dessen Untergestock ein Gefängniß ist. Der obere Stock enthält die Kanzleien des Collectors welcher einige Drangen und die fade und warme Milch einer Cocosnuß auftragen läßt. Zwei Brahminen halten es nicht unter ihrer Würde dem Sudra und dem Europäer Gesellschaft zu leisten, aber alle hüten sich die Erfrischungen mit mir zu theilen.

Diese Herren sagen mir daß die Stadt 35000 Einwohner zählt, sämmtlich Eingeborene, und daß kein Europäer hier lebt. Auch der Collector, wie bereits gesagt, ist ein Hindu. Dieser Umstand fiel mir auf, um so mehr als die Zahl der hier zusammenströmenden Pilger bei manchen Festen bis auf 50000 anwächst.

Der Collector, ein Mann mit einem offenen Ausdruck, erzählt mir von seiner Familie, von seiner Amtswaltung, von dem Verdruß und den Sorgen welche ihm die Brahminen verursachen. Er bezieht 2000 Rupien Gehalt*, welche, da das Leben sehr wohlfeil ist, für seine Bedürfnisse vollkommen hinreichen. Freilich, wenn die Reisernte fehlt, steigen die Preise aller Lebensmittel, und dann tritt sogleich allgemeines Elend ein. Auch die Schlangen sind eine furchtbare Plage. Selten vergeht eine Woche ohne daß ihm Todesfälle infolge von Schlangenbissen gemeldet werden.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Ich frug einen der beiden Brahminen, jenen der englisch sprach, und daher, weil ihn sein Begleiter nicht verstand, ohne Rückhalt reden konnte: „Glauben Sie an Wischnu?“ — „Nein, ich habe den Glauben verloren.“ — „Wo und wie?“ — „Im Collegium von Madras, als ich englisch lernte.“ — „Sie glauben also an nichts?“ — „Ja, ich glaube daß es vielleicht einen Gott gibt, der mich in einer andern Welt, je nach meinem Verdienst, belohnen oder

* Gegenwärtig gilt die Rupie ungefähr einen österreichischen Papiergulden oder zwei Francs.

bestrafen wird. Diese Ansichten darf ich aber in meiner Familie nicht verlautbaren. Auch muß ich fortfahren den Tempel zu besuchen. Sonst würde ich meine Kaste verlieren. Die Brahminen welche nicht in englischen Collegien studirt haben, sind gläubig, so sehr daß sie an die göttliche Natur der von ihnen selbst fabricirten Götzenbilder glauben.“ — Dies alles wurde sehr einfach gesagt, in Gegenwart des Mannes seiner Kaste, der ihn nicht verstand, und des Collectors, gleichfalls eines ehemaligen Zöglings desselben Collegiums, der ihn verstand, es aber nicht für gerathen hielt sich über diese heikliche Materie auszusprechen.

Guindy = Park, 31. Januar. — Dieser reizende Aufenthalt mit den schönen Zwischenacten in Bangalore und Conjeveram geht nun zu Ende. Heute Morgen traf Sir Donald Stewart ein. Nachmittags fuhren wir alle nach Madras zum Empfange des Vicekönigs und seiner Gemahlin. Die Stadt hat ein Festgewand angelegt. Eine dichtgedrängte Volksmasse von Einheimischen füllt die Straßen, die Dächer, Bäume und Baugerüste. Sie erscheint wie immer in ihren drei Farben: dem Schwarz der Haut, dem Weiß und Roth der Gewänder. Ein Vicekönig wird selten in Südindien gesehen. Auch dies ist der erste und wol auch der letzte Besuch Lord Ripon's.

Die englische officiële Welt wartete in einem am Landungsplatze errichteten Pavillon. Auch einige Indier von hohem Range hatten sich der Gesellschaft angeschlossen. Ich machte Bekanntschaft mit einem entthronten mohammedanischen Fürsten. Seine Dynastie ist eine der ältesten in Indien. Er war ganz in Weiß gekleidet und trug in den Haaren einen Diamantenstrauß von großem Werth. Aber, selbst in Lumpen gehüllt, würde er durch seine imposante Gestalt auffallen. Einer der anwesenden Offiziere sagte ihm im Gespräche daß, vor hundert

Jahren, England kaum einige Acres Boden in diesem Lande be-
fessen habe. Der Prinz entgegnete: „Die Welt ist rund.“

Das Wetter war prachtvoll und das Meer, ausnahmsweise,
wie ein Spiegel. Der Vicekönig, von Lady Ripon und seinem
Gefolge begleitet, verließ die Nacht und landete unter dem Ka-
nonendonner des Fort St.-George. Im Pavillon von dem
Gouverneur und den übrigen Civil- und Militärbehörden be-
grüßt, antwortete er mit einer langen Rede, in welcher er jedoch
jede Anspielung auf gewisse brennende Fragen des Tages sorg-
fältig vermied. Hierauf setzte man sich nach Guindy-Park in
Bewegung.

Wir hatten sechs Meilen zurückzulegen. Aber auf der gan-
zen mit vielen Triumphbogen geschmückten Strecke bildete das
Volk eine ununterbrochene dichte Hecke. Diese Nacht entfaltete
Guindy-Park große Pracht. Banket, Feuerwerk, Concert, ge-
leitet von dem großen Stradiot, der alle Künstler seines Or-
chesters selbst abgerichtet hat. Er selbst schien mir würdig seines
Meisters und Vorbildes, des unsterblichen Strauß.

Ich frage mich wie es möglich ist in diesem allerdings sehr
großen Gebäude so viele Gäste unterzubringen: den Vicekönig
mit seiner Gemahlin und dem Gefolge, den Obercommandanten
in Indien mit seinem Stabe, und so viele andere Persönlich-
keiten von mehr oder minder hohem Range. Die im Parke auf-
geschlagenen, sehr bequemen und eleganten Zelte erklären das
Wunder. Es ist dies hierzulande Gebrauch. In dem Hause
des Anglo-Indiers sind die Wände elastisch wie seine Gastfreund-
schaft. Bei ihm fehlt es für Freunde nie an Platz.

Der Vicekönig begibt sich nach Hyderabad zur In stallirung
des Nizam, in amtlicher Sprache zur „Belehnung desselben mit
der administrativen Gewalt“. Der Nizam ist bekanntlich der
erste und mächtigste unter den sogenannten Lehnsfürsten. Von
Lord Ripon freundlich eingeladen ihn auf dieser Reise zu

begleiten, werde ich einer Staatsaction beiwohnen, welche in der Geschichte Indiens ohne Beispiel ist.*

Hyderabad. Vom 1. zum 7. Februar. — Der Zug des Vicekönigs verläßt um Mittag den Bahnhof von Madras. Das Land ist zuerst flach, dann wellenförmig; später gewahren wir die ersten Strebepfeiler der Hochebene. Auf einem der Bahnhöfe erwarteten zwei vornehme Zemindare (Großgrundbesitzer) den Vicekönig, welcher den Wagen verließ und sie, unter einem Baldachin sitzend, empfing.

Kurzer Halt bei der Station Ballypully. Sie liegt mitten im Jungle und wird häufig von Tigern besucht. Die an beiden

* Nach Erlöschung der alten Dynastie von Golkonda, zur Zeit des Kaisers Aurangzeb, bemächtigte sich ein mohammedanischer Abenteurer des Gebiets der ausgestorbenen Regentenfamilie und wurde, unter dem Titel eines Nizam, der Gründer des Staates Hyderabad. Der gegenwärtige Nizam ist sein Abkömmling und neunter Nachfolger. Alle Fürsten dieses Hauses waren Freunde Englands.

Im Jahre 1818 wurde dieses Königreich, welches eine Horde von Räubern, Pindarri genannt, verheerten, durch die bewaffnete Dazwischenkunft der indischen Regierung gerettet. Zum Schutze des Nizam stellte der Generalgouverneur ein britisches Truppencorps, das „Contingent von Hyderabad“ zur dauernden Verfügung des Fürsten, welcher sich dagegen verpflichtete die Kosten desselben zu tragen.

Dieses Contingent und eine andere britische Truppe, die „Subsidiary Force“, welche in den Cantonnements von Sikanderabad und Bolaram, 9 und 12 Meilen von der Stadt Hyderabad entfernt, stationiren, bilden im Herzen des Dekkan einen festen militärischen Punkt von großer Bedeutung.

Der Nizam hat ein Einkommen von 3 Mill. Pfd. St. Er unterhält, außer den 5000 „reformirten Truppen“, eine irreguläre Armee von 40000 Mann und eine abyssinische Leibgarde.

Die großen Adeligen, Amara, Emire oder Nabob genannt, besitzen eigene Truppen welche von der Armee des Nizam vollkommen unabhängig sind. Die herrschende Dynastie und die Mehrzahl des Adels haben sich zum Islamismus bekehrt. Der Staat Hyderabad nimmt den größten Theil des mittlern Dekkan ein und hat den Flächenraum von England und Schottland. Zahl der Einwohner, nicht ganz 10 Millionen.

Enden des Bahnhofs befindlichen, aus Ziegeln gemauerten und stark vergitterten Käfige sind nicht für Tiger sondern zum Schutz der Weichensteller bestimmt.

Bei sinkender Nacht feierliche Empfänge in dem festlich geschmückten Bahnhofe von Cudappa. Musik, Bajaderen, Volk in großer Anzahl. Ich mischte mich unter die Menge, bemerkte aber bald daß ich der einzige Europäer der Gesellschaft war. Der Vicekönig ließ mich durch einen Adjutanten schleunigst abberufen weil man, wegen der häufigen Krankheiten, besonders Blattern, Volksansammlungen zu vermeiden hat. Also schnell zurück in den Wagen.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Grenze von Hyderabad. Auf der Station Wadi wurde der Vicekönig von zwei großen Würdenträgern des Nizam begrüßt: seinem Onkel und Schwager, dem Peskar, einem gebrechlichen Greise, der in seiner weiten nach türkischem Muster gestickten Uniform zu verschwinden schien, und von einem fetten, neunzehnjährigen etwas vorlaut aussehenden Jungen, gleichfalls in ottomanischer Diplomatenuniform. Letzterer ist der älteste Sohn des im vorigen Jahre verstorbenen ersten Ministers, Sir Salar Jung. Er spricht sehr gut englisch und bewirbt sich, trotz seiner Jugend, um die erledigte Stelle seines Vaters. Die hochwichtige Frage der Besetzung dieses Postens, d. h. der Ernennung des Divan, soll während der Anwesenheit des Vicekönigs gelöst werden.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Plateau des Dekkan. Eine Ebene so weit das Auge reicht, besäet mit zahllosen niedern Felsgruppen. Hier und da ein Teich. Hier und da einige Reisfelder, einiges Vieh dessen entsetzliche Magerkeit dem vertrockneten Boden entspricht. Das Volk geht in Lumpen, die Hütten sind elend. Welcher Unterschied mit Britisch-Indien! Die gänzlich baumlose Gegend erinnert an unsern Karst, aber je mehr wir uns der Hauptstadt nähern, je abwechselnder wird sie. In der Nähe von Hyderabad könnte man sie sogar malerisch nennen. Basaltblöcke am Rande vereinzelter Hügelzüge zeigen

die Umrisse von Burgen und Schlössern. In der Entfernung wiederholen sich dieselben Motive. Der Horizont scheint unermesslich.

Gegen 5 Uhr nachmittags laufen wir im Bahnhof ein. Der Nizam empfängt den Vicekönig unter einem prachtvollen Zelte und geleitet ihn zum Wagen. Am Wege dahin bilden junge Leute Spalier. Sie stellen Hindugötter vor. Ihr Gesicht ist vergoldet oder blau, grün, roth lackirt. Aufrecht und unbeweglich, gleichen sie Statuen. Die Täuschung wäre vollkommen ohne das Rollen der großen schwarzen Augen. Diese Götzen von Fleisch und Blut machten einen eigenthümlichen Eindruck. Man sieht sie nur bei sehr feierlichen Anlässen. Unlängst starb einer von ihnen eines plötzlichen Todes. Das Stuck mit welchem sein Gesicht und einige Theile seines Körpers bedeckt waren, verhinderte die Transpiration und führte hierdurch den Tod herbei. Armer Junge! Man hatte die Farben zu stark aufgetragen.

Der Vicekönig, Lady Ripon und die ganze Reisegesellschaft fahren in Wagen des Nizam nach Bolaram, wo sich das Landhaus des britischen Residenten befindet. Die gewöhnliche Behausung des Icktern ist ein monumentaler Palast in italienischem Stil, eine Nachahmung des viceköniglichen Palais in Kalkutta, außerhalb der Stadt Hyderabad, in der Vorstadt Chaddargat. Entfernung von Hyderabad nach Bolaram 12 Meilen.

Der Aufenthalt in Bolaram trägt ein vorzugsweise militärisches Gepräge. Außer den hier und in dem nahen Sirkhandera- bad cantonnirenden Truppen und ihren Offizieren, sind mehrere Comitäten der Armee versammelt: Sir Donald Stewart, Sir Frederic Roberts, Oberst Key Commandant der Subsidiary Force, General Gough welcher das „Contingent von Hyderabad“

befehligt, alle mit ihren Damen und ihrem Stabe. Mit großem Vergnügen begrüße ich hier wieder den Gouverneur von Madras und seine Gemahlin. Lunch, Dinners, Feuerwerke und Revuen folgen sich ohne Unterbrechung. Unter zwei prachtvollen Zelten des Nizam hält der Peskar, ohne je selbst zu erscheinen, offene Tafel. Am Morgen werden Besuche gewechselt. Alles ist fortwährend in Bewegung, und die Damen gehen hierin mit gutem Beispiele voran. In den Cantonnements sind zwar einige Cholerafälle vorgekommen, und in Hyderabad macht die Seuche eine reichliche Ernte unter den Eingeborenen, aber niemand spricht davon. Mit dem culinairischen Theile der Festlichkeiten ist der große Signor Pelliti betraut. Dieser in seiner Art ausgezeichnete Mann kam vor einigen Jahren nach Indien. Er reiste mit leichtem Gepäck, aber er brachte seinen erfinderischen Geist mit sich, sowie die Kunst seines Standes und eine merkwürdige Thätigkeit. Als „italienischer Zuckerbäcker“ und Koch machte er in kurzem sein Glück. Alle Tage, in dem fernen Deffan, einer unberechenbaren Zahl von Gästen Mahlzeiten zu liefern welche eines Batel würdig wären, setzt ein Genie ersten Ranges voraus; aber, kaltblütiger und erfindungsreicher als Batel, wird er nie in die Lage kommen sich in sein Schwert zu stürzen. Herablassend wie alle großen Männer, weichte er mich in die Geheimnisse seiner Thätigkeit ein und erklärte mir wie es ihm gelinge für die vornehme Gesellschaft von Bolaram die nöthigen Leckerbissen von gehöriger Dualität, in gehöriger Menge und zur gehörigen Stunde aus Kalkutta, Bombay und selbst aus England herbeizuschaffen.

Reizend ist „Main=Street“. Main=Street ist eine große Straße, in der Nähe von Bolaram, gebildet aus zwei Reihen eleganter Zelte, welche die Gäste des Nizam beherbergen. Mich selbst hat der oberste Commandirende in Indien, in dem ihm zugewiesenen Bungalow untergebracht. Alles scheint heiter, guter Dinge und nur auf Unterhaltung bedacht. Man sieht indeß doch auch einige nachdenkliche Gesichter. Neben dem militä-

rischen Gepränge und den Weltfreunden, spielt sich, in aller Stille, ein kleines Drama ab.

Der Besuch des Vicekönigs in Hyderabad, wo man keinen seiner Vorgänger je gesehen hat, ist ein Ereigniß. Der Nizam besitzt das ausgedehnteste Territorium, herrscht über die größte Anzahl von Unterthanen, verfügt über die reichsten finanziellen und militärischen Hülfquellen, im Vergleich mit den andern Lehnsfürsten, und nimmt daher, unter ihnen, den ersten Platz ein. Die geographische Lage seines Staates im Herzen der Halbinsel erhöht seine Bedeutsamkeit. Gewisse Umstände und Ereignisse könnten — die höchsten militärischen Autoritäten sind dieser Ansicht — die Entscheidung der Geschichte Indiens in seine Hände legen. Der große indische Aufstand vom Jahre 1857 liefert für diese Anschauung einen negativen Beleg. Der große Staat Hyderabad nahm keinen Antheil an der Rebellion. Daher wurde auch im südlichen Indien die Ruhe nicht einen Augenblick gestört. Im entgegengesetzten Falle, so denkt man fast allgemein, würde der Aufstand sich über das ganze Deccan verbreitet, zuerst die ehemaligen Maharattastaaen, dann das Karnatik, Mysore und endlich die Südspitze der Halbinsel ergriffen haben. Die britischen Truppen mußten, in diesem Falle das Innere räumen und sich in den Hauptstädten der Präsidentschaften concentriren. Indien war wieder zu erobern.

Das Verdienst der England freundlichen Haltung des Nizam, während jener kritischen Zeit, gebührt dem Gouverneur des Staates, Mir-Turab-Alli-Mulhatar-All-Mulk, in Europa bekannter unter dem Namen Sir Salar Jung.

Diese der Zeitgeschichte angehörigen Ereignisse sind jedermann gegenwärtig oder können in jedem Compendium der Geschichte des Jahrhunderts nachgelesen werden. Dennoch höre ich sie gerne von Augenzeugen erzählen, besonders wenn eine sehr

hohe Stellung, lange Erfahrung und gründliche Kenntniß der Menschen und Dinge in Indien ihren Worten ein besonderes Gewicht verleihen.

„Der Staat des Nizam“, sagte mir eine dieser Persönlichkeiten, „ist sehr bedeutend. Er liegt im Herzen oder vielmehr er ist das Herz des Deffan. Im Westen der Hauptstadt ist das Land steinig, flach und nicht sehr fruchtbar. Im Osten, auf einer Entfernung von etwa 100 Meilen, beginnen prachtvolle Wälder von ungeheurer Ausdehnung. Die Volkszahl erreicht nicht ganz 10 Millionen, aber, in Folge seiner großen Ausdehnung, scheint das Land dünner bevölkert zu sein als es ist. Im Beginn des Jahrhunderts war Hyderabad eine Beute der Pindari. Sie wütheten allenthalben mit Feuer und Schwert, besonders mit der Brandfackel. Da der Nizam nicht im Stande war sein Land zu vertheidigen, rückten drei englische Armee-corps ein und stellten, binnen kurzem, Ruhe und Ordnung wieder her. Hierauf, im Jahre 1818, wurde mit dem Fürsten ein Vertrag abgeschlossen welcher die künftigen Beziehungen zwischen ihm und der englischen Regierung festsetzte. (Mit andern Worten: der Fürst trat England, als Preis der geleisteten Hülfe, einen Theil seiner Souveränitätsrechte ab.) Die englischen Truppen kehrten auf britisches Gebiet zurück, aber kaum waren sie abgezogen als der Fürst sich von neuem bedroht sah, und in Folge dessen wurde auf sein Verlangen das noch jetzt bestehende Hülfs-corps, das «Contingent von Hyderabad» genannt, zu seiner Verfügung gestellt. Dagegen machte er sich anheischig den Sold dieser Truppen zu bezahlen. Da er aber dieser Verpflichtung nicht nachkam, ließ der britische Generalgouverneur die Provinz Berar (1837) besetzen, ohne das Wort Annexion auszusprechen. Sie wird seither von uns verwaltet. Mit einem Theile des Erträgnisses dieses Gebiets wird das Hülfs-corps in Hyderabad gezahlt, und der Rest an den Nizam abgeführt. Diese Einrichtung besteht also seit beinahe fünfzig Jahren, und die Provinz, ruhig, zufrieden und wohlhabend unter unserer Verwaltung, bildet einen

auffallenden Gegensatz mit den elenden Zuständen in den übrigen Gebieten des Nizam. Dieser Fürst, und der größere Theil der Nabobe, deren mehrere Blutsverwandte der regierenden Familie sind, bekennen sich zum Islam, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Unterthanen hält an dem Hinduglauben fest.

„Durch dreißig Jahre hat der erste Minister, Sir Salar Jung die Regierung geleitet. Mehrmals versuchten die Nabobe ihn zu verdrängen. Er verstand es aber immer sie abzuweisen. Diese Adeligen haben keine Erziehung genossen und sind vollkommen unfähig in Staatsgeschäften verwendet zu werden, was im Grunde bedauerlich ist weil ihr großer Grundbesitz als Bürgschaft ihrer Treue dienen könnte. Käuflichkeit, Willkür und eine scheußliche Justizpflege waren noch bis vor kurzem die charakteristischen Eigenschaften der hiesigen Zustände. Salar Jung, für seine Person ein anständiger Mensch, versuchte mit einigem aber geringem Erfolge sie zu bessern. Wirkliche, ernsthafte Reformen hat er nicht zu Stande gebracht. Der Hof von Hyderabad war und ist ein Nest von Intriguen. Seit einem oder zwei Jahren fängt man hier an Europa nachzuäffen, und einige Nabobe lassen ihren Kindern eine englische Erziehung ertheilen.

„Gleich bei Beginn der Rebellion von 1857, sah Sir Salar den endlichen Sieg der Engländer voraus, erklärte sich also zu unsern Gunsten, bewahrte während der ganzen Epoche, was nicht immer leicht war, diese freundschaftliche Haltung und leistete uns hierdurch, ohne allen Zweifel, einen sehr wesentlichen Dienst. Aber er liebte uns nicht. Sein Benehmen mit Bezug auf Berar beweist dies. Während seiner ganzen dreißigjährigen Amtswaltung, verfolgte er nur Einen Gedanken: die Wiedererlangung Berars. Zu diesem Ende begab er sich vor zwei Jahren nach England und wurde dort mit übertriebener Auszeichnung, in der That mit den sonst nur Prinzen vom Geblüte gewährten Ehren, empfangen. Aber in Betreff der Angelegenheit welche die Veranlassung seiner Reise war, wies man ihn an den Vicekönig. Mit übertriebenen Begriffen seiner Macht und Stellung nach

Indien zurückgekehrt, trat er, in Beziehung auf Berar, mit ungestümen Forderungen hervor, und das Verhältniß zwischen Hyderabad und Kalkutta begann sich ernsthaft zu trüben. Indes, dank den Bemühungen Lord Ripon's, schien Salar sich eines bessern zu besinnen als ihn, im vorigen Jahre, die Cholera, binnen wenigen Stunden hinwegraffte.

„Sir Salar Jung war ein Nabob im großen Sinne des Wortes. Er hatte die Hand offen, neigte im Grunde zur Verschwendung, baute unaufhörlich und hinterließ, trotz eines Einkommens von 120000 Pfd. St., eine Million Schulden.

„Nach seinem Tode wurde eine Regentschaft eingesetzt welche aus vier großen Nabobs besteht; unter ihnen befindet sich der älteste Sohn des verstorbenen Ministers. Der junge Salar Jung hat einige Jahre in England zugebracht und ist bei der hiesigen Jugend sehr beliebt; überdies erfreut er sich der Freundschaft des Nizam. Im vorigen Winter, wie man glaubt auf den Rath der Mitglieder der Regentschaft, begab sich der Fürst, von ihnen begleitet, während der Ausstellung nach Kalkutta und ersuchte den Vicekönig ihm in Hyderabad die Investitur zu ertheilen, und zugleich den neuen ersten Minister für ihn zu wählen.“

Dies ist also die Veranlassung der Reise Lord Ripon's.

Der erste Minister hat die ganze Verwaltung in seinen Händen. Der Nizam herrscht aber er regiert nicht. Lord Ripon hatte unter vier Bewerbern zu wählen. Sie schienen alle unmöglich. Der eine wegen seiner Kränklichkeit, der andere wegen seiner Unfähigkeit, der dritte wegen seines üblen Rufes, endlich der vierte wegen seiner Jugend. Da nun aber die Jugend ein Fehler ist welcher sich mit jedem Tage verringert, und überdies der Nizam die Candidatur dieses Staatsjünglings befürwortete, so wurde Salar Jung jun., 19 Jahre alt, zum ersten Minister ernannt. Man erzählt daß, um dem jungen Herrn die Zeit zu lassen etwas älter zu werden, dem Nizam gerathen wurde die Ernennung des Premiers für einige Jahre zu verschieben. „Über was soll ich“, antwortete er, „mittlerweile thun?“

Offenbar kennt der Prinz seinen Beruf, den Beruf zu genießen und nicht zu regieren.

Ich finde ein besonderes Vergnügen darin, mich über indische Dinge von Anglo-Indiern belehren zu lassen. Da erfährt man immer etwas Interessantes, interessant nicht für Personen welche Indien kennen, aber für jene welche es nicht kennen.

Die sogenannten Feudatar- oder Lehnsfürsten herrschen über 60 Millionen Seelen. Mit Inbegriff dieser Zahl, beträgt die Gesamtbevölkerung von Britisch-Indien 255 Millionen!*

Die Lehnsfürsten haben, der englischen Regierung gegenüber, verzichtet: auf das Recht der diplomatischen Vertretung untereinander und bei auswärtigen Regierungen, sodann auf das Recht der Kriegführung. Vor dem Jahre 1818, d. h. vor der Zerstörung des Reiches der Maharatta und der Entthronung des Peshwa, dessen Staaten dem indo-britischen Reiche einverleibt wurden, und vor der Wiederherstellung der Ruhe im Staate Hyderabad durch englische Truppen, verhandelte die Ostindische Compagnie mit den damals unabhängigen, jetzt feudatären Prinzen, und schloß Verträge mit ihnen, auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit. Hiervon ist jetzt keine Rede mehr. Diese Fürsten sind Vasallen der englischen Krone geworden, und die neue Lage der Dinge wurde von ihnen, thatsächlich weniggleich stillschweigend, anerkannt als sich Königin Victoria im Jahre 1877 den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte. Werden aber auch heute keine Verträge mehr mit den Lehnsfürsten geschlossen, so werden die einst geschlossenen darum doch noch als zu Recht bestehend betrachtet. Nur sind die Fälle einer Berufung auf dieselben, äußerst selten geworden. Der Vicekönig

* Die Gesamtbevölkerung Europas beträgt 300, die des Chinesischen Reichs 400 Millionen.

und sein Rath legen, wenn sie es für nöthig erachten, den Fürsten neue Pflichten auf oder neue Beschränkungen ihrer Rechte, welche aus den alten Verträgen nicht hervorgehen. Zu diesen neuen Beschränkungen gehört: Verbot der Einfuhr gewisser Waffen. Verbot, ohne die selten ertheilte Einwilligung des Vicekönigs, Europäer in ihren Armeen oder Verwaltungsbehörden anzustellen. Die Verpflichtung in ihren Staaten die in Britisch-Indien bestehenden Vorschriften für Post- und Eisenbahnwesen anzunehmen.

Die den Lehnsfürsten auferlegten Rechtsbeschränkungen sind nicht überall dieselben. Mehr oder weniger Freiheit wird ihnen gelassen je nach den Umständen unter welchen die Umwandlung der unabhängigen Souveräne in verkleidete Vasallen vor sich ging.

Als Gegenleistung für diese Verzichte, hat die Regierung der Königin die Verpflichtung übernommen sie gegen jeden Angriff von außen, und, im Falle eines Aufstandes, gegen ihre eigenen Unterthanen zu vertheidigen.

Bei diesen Fürsten werden Residenten beglaubigt. Der Vicekönig ernennt sie, und sie stehen unter der Leitung des Staatssecretärs für indische, das heißt, auswärtige Angelegenheiten. Ihre Aufgabe ist darüber zu wachen daß die Fürsten ihre mit der Regierung von Indien eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen, und zugleich über ihren Staatshaushalt eine gewisse Aufsicht zu führen. Sie sind Wächter und Rätthe. Sie haben, wie mir jemand treffend sagte, Diplomatie zu treiben, aber von oben nach unten.

Ich hörte die, nicht von jedermann getheilte, Vermuthung aussprechen daß die großen Lehnsfürsten, mit Ausnahme eines einzigen, im Grunde ihres Herzens, England abgeneigt sind, weil die indische Regierung sie verhindere sich der Gebiete der kleinen Feudatäre zu bemächtigen. Unbestreitbar scheint daß letztere in der englischen Regierung einen natürlichen Beschützer gegen ihre großen Standesgenossen erkennen.

Der Vicekönig, die Fürsten und die Residenten befinden sich zuweilen, einander gegenüber, in einer schwierigen, um nicht zu

sagen falschen Lage. Mit größter Leichtigkeit könnte der Knoten gelöst oder vielmehr zerhauen werden. Das Mittel wäre Annexion. Man würde hierdurch nur zur Politik Lord Dalhousie's zurückkehren. Aber diese Politik war, wie mir ein hochgestellter Mann sagte (was allerdings von anderer Seite auf das lebhafteste bestritten wird) die indirecte Veranlassung zum Aufstande des Jahres 1857. Der indischen Regierung sei es gelungen die Fürsten zu überzeugen daß sie ihre Entthronung nicht beabsichtige, und hierin liege eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Statusquo und des innern Friedens auf der Halbinsel. „Wenn“, fuhr mein Gewährsmann fort, „die großen Fürsten vernünftigerweise an der Aufrichtigkeit unserer Regierung zweifeln könnten, so würden sie sich sogleich untereinander in Verschwörungen einlassen, und die kleinern, welche heute treu an England halten, würden, um sich womöglich zu retten, bei guter Zeit in das Lager der Großen überlaufen. Ein europäischer Krieg, in welchem England verwickelt wäre, könnte allerdings zu einer neuen Rebellion Anlaß geben, aber nur in der Voraussetzung daß die großen Feudatare eine Rückkehr zur Annexionspolitik zu befürchten hätten.“

Der Nizam unterhält eine zahlreiche Armee; aber die großen Amara verfügen auch über eigene Truppen. Zwischen diesen und den Streitkräften des Nizam fehlt es an jeglichem Verbande. Jeder dieser Nabobe hat seine Infanterie, Cavalerie, Artillerie, und, unerachtet des bestehenden Verbotes, dienen mehrere europäische Condottieri subalternen Gattung unter den verschiedenen Fahnen der Großen des Staates. Es ist der organisirte Bürgerkrieg der zu jeder beliebigen Stunde ausbrechen kann. In den Kasernen des Nizam gibt es Weiber und Kinder die Fülle. Jeder Soldat hat für sein Eheweib, die Mutter, die Großmutter wenn sie lebt, seine Schwägerinnen und natürlich seine Kinder

Anspruch auf freies Quartier. Unter den Offizieren befinden sich Europäer: Engländer und andere, welche mit Bewilligung des Vicekönigs dienen und viele Eurasier. So werden in Indien die Abkömmlinge von einem weißen Vater und einer eingeborenen Mutter genannt. Seit mehrern Geschlechtern heirathen sie untereinander und bilden ein nicht unwichtiges Element. Sie sollen einen lebhaften beweglichen Geist, aber nur die Fehler und nicht die guten Eigenschaften beider Rassen besitzen. Sie sind fast alle Christen und meist Katholiken.

Ich habe bereits von der „Subsidiary Force“ und dem „Contingent von Hyderabad“ zusammen 5000 Mann, gesprochen. Ihre Cantonnements, Bolaram und Sirkhandarabad sind, mit Bangalore und Puna, die bedeutendsten und besten in Indien. Zwischen beiden erhebt sich ein kleines Fort, das Zwing-Uri von Hyderabad.

Heute Morgen machte der Nizam dem Vicekönig seinen Besuch. Der Durbar fand im Hause des Residenten statt, in einem Saale nächst dem Perron an welchem die Wagen halten. Genau zur bestimmten Stunde, fuhr der Fürst in einer englischen Staatscarrosse vor. Wagen und Geschirre der vier Pferde waren gelb, die Farbe der Dynastie. Sein Gefolge bestand aus mehrern Adeligen, darunter die vier Mitglieder der Regentschaft, sämmtlich, wie bereits gesagt, Candidaten für den Posten des ersten Ministers. Sie waren alle in europäischer gestickter Uniform. Nur der Kopfspuz gehörte dem Osten an.

Der Vicekönig, im Morgenanzug, aber mit seinen Orden geschmückt, empfing den hohen Gast auf der Schwelle des Thores, ließ sich sodann auf einem versilberten und zum Theil vergoldeten Stuhle nieder und bot dem Nizam einen versilberten Sitz zu seiner Rechten an. Neben dem indischen Fürsten saßen die Nabobe, neben Lord Ripon Mr. Durand, Pro-Staatssecretär

für die indischen (auswärtigen) Angelegenheiten, und die Befehlshaber der beiden britischen Hülfscorps mit ihren Stäben.

Der Nizam ist 17 $\frac{1}{2}$ Jahre alt und bereits Vater eines Sohnes und zweier Töchter. Es ist mir nicht bekannt daß er eine Gemahlin besitzt oder je besitzen wird. Seine Hautfarbe ist dunkel, seine Züge sind regelmäßig und dermalen noch nichtsagend. Das lange schwarze Haar fällt steif auf den Nacken wo es sich nach oben biegt. Ein laut geführtes Gespräch zwischen ihm und dem Vicekönig über gleichgültige Dinge dauerte kaum einige Minuten. Auf alles was Lord Ripon sagte antwortete der Fürst mit einem einfachen Ja. Ein guter Anfang, und, im Interesse beider Theile, wird der junge Herr wohl daran thun in dieser Weise fortzufahren. Hierauf wurden die Nabobe und Herren seines Gefolges vorgestellt. Sie schritten an dem Vicekönige vorüber indem sie sich verneigten, die Alten tief, die Jüngern nur sehr leicht. Alle boten ihm den Griff ihres Schwertes welchen er, der Landessitte gemäß, mit den Fingern berührte. Hierauf wurde „Attar und Pân“, Rosenwasser und Pfeffer, aufgetragen, und die Sitzung war zu Ende.

Endlich ist der große Tag, der 5. Februar angebrochen. Es war für den Militärsecretär und Reismarschall, Lord William Beresford, keine leichte Aufgabe den feierlichen Zug nach Hyderabad zu ordnen. Im Orient wird auf Etikette großer Werth gelegt, und der leichteste Verstoß gilt für einen Mangel an Achtung wenn nicht für eine absichtliche Beleidigung. Indesß alles ging vortrefflich von statten.

Um 9 Uhr morgens verließ der Vicekönig mit seinem ganzen Gefolge Bolaram. Die Generale und der Gouverneur von Madras fuhren voraus in Galacarrossen, hinter ihnen die Wagen der Secretäre und Adjutanten.

Der Durbar fand im Palast des Nizam statt, in einem sehr

großen Saale welcher durch Arcaden in zwei transversale Schiffe getheilt wird. Die Truppen des Fürsten paradirten im Garten nach welchem eine Reihe von offenen Thüren im Rundbogenstil den Blick gestatteten. Eine große Moschee und andere moreske Gebäude bilden, jenseits des Gartens, den Hintergrund des Gemäldes. Es war ein prachtvoller Anblick! Man hatte mir gesagt, Hyderabad sei der Typus einer indischen Stadt. Mich erinnerte sie mehr an Kairo. Ich gestehe daß dies eine kleine Enttäuschung war. Nicht einmal Elefanten! und doch besitzt der Fürst deren eine beträchtliche Anzahl. Aber, in Europa, zeigt man Elefanten nur in Menagerien und nicht bei Revuen und Festlichkeiten; und hier ahmt man Europa nach obgleich man es nicht liebt. Alles in allem war was wir sahen nicht sowol Indien als Aegypten und der Rhedive, begriffen im Proceß der Umwandlung nach einem, wenig verstandenen, europäischen Vorbilde. Einen ähnlichen Eindruck machten mir die Nabobe. Im Hintergrunde des Saales, vor einer Art von Arkaden, saßen nebeneinander der Vicekönig in großer Uniform und der Mizam mit kostbarem Geschmeide bedeckt. Unter den Großwürdenträgern nahm der junge Salar Jung bereits den ersten Platz ein. Seine unglücklichen Mitbewerber konnten ihren Verdruß nicht verbergen. Der Vicekönig, mit welchem sich der Mizam und die ganze Versammlung erhob, verlas, unter tiefer Stille, in englischer Sprache eine Rede welche mir, in mehr als einer Beziehung, sehr bedeutungsvoll schien. Es war die Sprache des Souveräns zum Vasallen, des Vaters zum Sohn. Der Mizam sah nervös aufgereggt aus. Er dachte wahrscheinlich weniger an das was er hörte als was er selbst zu sagen hatte. Er begann mit leiser Stimme. Das Blatt aus welchem er las zitterte in seiner Hand. Allmählich aber faßte er Muth und schien sehr vergnügt als er seine Jungfernrede zu Ende gelesen hatte. Mr. Durand trug hierauf die vicekönigliche Ansprache in persischer Uebersetzung vor. Nach Beendigung dieser Lesung, welche die Nabobe mit sichtbarem Interesse vernommen hatten, umgürtete der Vicekönig den

Fürsten eigenhändig mit einem kostbaren Ehrensäbel, und gab ähnliche Waffen dem jungen Premier, dem Beskar und dem Umara Schamsul. Attar und Pân wurden gereicht, und der sehr vornehm aussehende Durbar war zu Ende. Er hatte ungefähr eine Stunde gedauert.

Abends zweite Reise nach Hyderabad. Diesmal um dem Banket des Nizam beizuwohnen und die große Beleuchtung zu sehen deren Kosten auf mehrere Lakh berechnet werden. Ich werde eine Beschreibung dieses Festes nicht versuchen. Jemand hatte den Herzog von Wellington um Materialien für die Beschreibung einer seiner Schlachten gebeten. Der Feldherr antwortete: „Man beschreibt eine Schlacht ebenso wenig als einen Ball“; und ich möchte hinzufügen, als eine Beleuchtung die sich über einen Raum von etwa zehn Quadratmeilen erstreckt. Das Schauspiel welches sich vor uns aufrollte, als unser Wagen die letzten Häuser von Sikhanderabad in der Richtung der Hauptstadt hinter sich ließ, versetzte uns in eine Feenwelt. Allenthalben, soweit das Auge reicht, farbige Lampen ähnlich den venetianischen Palloni: längs der Chaussee, auf dem Flusse Musi, auf den Teichen, vor uns, neben uns, überall. Der Vollmond erblaßte über diesem tausendfarbigen Feuermeere. Außerhalb der Stadt bildete das Volk zu beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Masse. Im Innern waren die Gassen, mit Ausnahme der dichtbesetzten Fenster und Dächer, vollkommen leer. Auf den Plätzen und offenen Räumen, insbesondere in der Nähe des Char Minar, dessen vier schlanke Minarete gleich feurigen Halmen in den nächtlichen Himmel emporstiegen, waren die Zuschauer hinter Geländern aufgestaut. Die Polizei des Nizam hatte diese Vorsichtsmaßregel für nöthig erachtet in einer Stadt welche bekanntlich das *refugium peccatorum* Indiens ist. In vielen Straßen war dies also ein Volksfest ohne Volk. Der Wille des Herrn hatte alle diese Lampen angezündet. Sein

Wille hat den Unterthanen ihren Anblick versagt. Es ist der Orient der Tausendundeine Nacht.

Nur Madin konnte den Palast in solcher Weise schmücken und, ohne ihm zu schmeicheln, muß ich gestehen daß ich nie Aehnliches gesehen habe. Die Stuver in Wien, die Festordner des Trocadero in Paris oder des Krystallpalastes zu London, würden sich in Ehrfurcht neigen vor den Schöpfungen seiner Wunderlampe. Welcher Reichthum an Erfindung neben so großer Einfachheit! Dann, welcher Geschmack und Farbensinn! Betrachtet diesen mit einem Marmorgeländer und Blumenbeeten umrahmten Teich, daneben die riesigen Bäume des Gartens und die durch maurische Bogengänge durchbrochene Façade des Palastes. Madin hat sie mit sanften weißen Tönen übergossen. Bäume, Blumen, der Palast, alles, selbst die bunte Menge der Europäer, Nabobe, Offiziere und Diener des Mizam, scheinen aus Silber gemeißelt. Durch den Gegensatz erscheint der Himmel schwarz unerachtet des Vollmondes. Von den obern Stufen der Freitreppen welche nach dem Saale führen, in dem heute Morgen der Durbar stattfand, sieht man in dem Wasserpiegel des Teiches diesen wundervollen Graffito von weißem Filigran und schwarzem Flor. In einem andern Hofe blendet uns ein tausendfarbiges Feuermeer, ein persischer Teppich aus leuchtenden Blumen gewebt. In einem dritten steigen Raketen mit Fallschirmen in die Luft, ein Feuerwerk in europäischem Stil. Das Ganze schien ein Traum. Selbst alte Anglo-Indier, die an dergleichen gewöhnt sind, geriethen in Begeisterung.

Das Banket fand in einer langen Galerie statt. Dreihundert Gäste saßen an drei Tischen; unter ihnen mehrere englische Damen und viele Nabobe und Großwürdenträger des Staates. Ich hätte vorgezogen daß die Diener das Mahl in großen schweren Schüsseln von gediegenem Silber, statt auf englischem Porzellan, aufgetragen, und diese großen Herren, als echte Muselmanen, sich ihrer Finger bedient hätten. Sie handhabten indeß die Messer und Gabeln aus Similor ohne die geringste Unbe-

hülflichkeit. Der Geist der Neuerung dringt eben auch in Hyderabad ein. Seit kurzem finden die Amara Gefallen an der englischen Kost, und veranstalten sich gegenseitige Gelage nach europäischem Muster. Durch die Küche bewerkstelligen sie ihren Einzug in das große Karavanferai der civilisirten Welt. Unter ihnen befanden sich mehrere die ein goldenes mit Diamanten geziertes Diadem auf der Staatsmütze trugen. Es ist dies ein Vorrecht der Verwandten des Fürsten. Das Banket währte sehr lange und gab mir Muße die Physiognomie des Mizam zu studiren. Er sah heut Abend interessant aus und, unerachtet seiner Jugend und eines Anstrichs von Verlegenheit welche nicht Schüchternheit sein kann, unerachtet einer offenbar angeborenen Schweigsamkeit, schien er was er ist, ein großer Potentat.*

Frühstück bei Mr. und Mrs. Grant Duff in einem Landhause welches der verstorbene Sir Salar Jung erbauen ließ. Es ist eine hübsche italienische Villa mit einigen großen Räumen in welchen schlechte Copien nach Rafael, Tizian und andern italienischen Meistern, auch ein Porträt von Garibaldi zu sehen sind. Im Garten stehen Nachbildungen bekannter antiker Statuen! Ich suche nach einer psychologischen Erklärung. Wir haben es hier mit Menschen zu thun die uns, Europäer, nicht lieben. Und doch ahmen sie uns nach. Weder der Geschmack an Kunst noch deren Verständniß bewogen den Eigenthümer diese werthlosen Erzeugnisse mit schwerem Gelde zu erwerben. Nur wer für überlegen gilt wird nachgeahmt. Der Nachahmende will sich zu seinem Vorbilde erheben: ein natürliches und sogar löbliches Bestreben und, in diesem gegebenen Falle, ein für die Gebieter Indiens vortheilhaftes Symptom. Aber warum laßt

* Wenige Tage nach seiner Installation brachte ihn ein heftiger Choleraanfall an den Rand des Grabes.

ihr dann den Einheimischen in den Collegien, die Gleichheit zwischen euch und ihnen dociren? Sie fühlen daß sie nicht euresgleichen sind. Warum sie in diesem richtigen Gefühl beirren?

In diesem Lande übt die halbe Stunde welche dem Sonnenaufgang vorausgeht und folgt einen unbeschreiblichen Zauber. Ich lustwandle allein in der Umgegend von Bolaram. Eine rothe Kugel steigt über den Horizont empor. Schwer beladene Elefanten ziehen an mir vorüber, ihre riesigen und scheinbar endlosen Schatten über die weite Ebene werfend. Der leichte Lusthauch des Morgens bringt mir, mit den Wohlgerüchen der Büsche, die durch die Entfernung gedämpften Töne einer die Sonne begrüßenden Militärmusik.

Ich ersteige einen Höhenpunkt. Die Aussicht scheint unbegrenzt. Es ist überall dieselbe Ebene des Deffan, wellenförmig, zerklüftet, mit niedern Felsblöcken besäet. Im Westen zeigen sich die Hügel von Golkonda. In allen andern Richtungen verschwimmt der Horizont mit dem Himmel. Dieselben Motive wiederholen sich: niedere Felsen fassen natürliche Gräben ein oder krönen vereinzelte Erdkegel. Man könnte sie für Burgen halten oder für Säulen oder für celtische Dolmen und Menhire. Die schwarzen Linien und Punkte auf der Ebene sind Bäume: Tamarinden, indische Feigenbäume, geheiligte Pipol, in Gruppen oder als Alleen gepflanzt längs der vielen macadamisirten, trefflich gehaltenen Straßen welche die Steppe durchziehen. Diese ist am frühen Morgen dunkelbraun, weil bei dem niedern Stande der Sonne jedes Sandkörnchen seinen Schatten wirft. Später im Tage wird sie lichtgrau: die Farbe des Staubes der sie bedeckt. Weiterhin sehe ich weiße Linien: es sind die Zelte des improvisirten Lagers und die Gartenmauern der Bungalow in welchen die Offiziere der beiden Hülfscorps wohnen.

Das ungesunde Klima und der Wassermangel bestimmten, am Ende des 16. Jahrhunderts die Bewohner Golkondas diese alte Hauptstadt zu verlassen. An ihrer Stelle wurde, acht Meilen weiter östlich, Hyderabad erbaut. Golkonda verwandelte sich allmählich in einen Trümmerhaufen der, einige Gräber abgerechnet, wenig Interesse bietet. Dasselbe läßt sich nicht von der neuen Residenzstadt des Nizam sagen. Nur ist es nicht leicht in sie einzudringen. Es bedarf hierzu einer Erlaubniß des britischen Residenten in Bolaram und eines Elefanten oder Wagens mit einer Escorte. Diese Vorschrift erklärt und rechtfertigt sich durch die unfreundliche Stimmung der Bevölkerung, besonders der zahlreichen Abenteurer und Banditen welche in dieser Stadt ihr Unwesen treiben, und durch die Verlegenheiten welche die Beleidigung oder Mishandlung weißer Besucher der indischen Regierung bereiten könnten. Es war der letzte Tag unsers Aufenthaltes in Bolaram, und einer meiner neuen jungen Freunde und ich selbst empfanden ein großes Gelüste die so unzugängliche Stadt zu besuchen, denn bisher hatten wir nur den Palast und die anstoßenden Gassen gesehen. Da es an Zeit fehlte die Erlaubniß und den Elefanten zu verlangen, verzichteten wir auf beides und drangen in einem kleinen Miethwägelchen, von einem Eurasier begleitet, ohne Schwierigkeit in das Innere der Stadt.

Hyderabad hat einen entschieden modernen indo-moresken Anstrich und erinnert, sowie der fürstliche Palast, an gewisse Stadtviertel von Kairo. Von unvergleichlicher Grazie und doch zugleich imposant sind die vier Thürme des Char Minar. Ein prachtvolles Gewölbe über der Plattform auf welcher sie stehen, verbindet sie untereinander. In den beiden Hauptstraßen der Stadt, auf deren Kreuzungspunkte sich die „Vier Thürme“ erheben, längs den, sämmtlich nach derselben Zeichnung erbauten, zweistöckigen, blaßrothen Häusern mit blaßgrünen Fenstergittern, drängt und stößt sich die Menge: Hindu, Muselmanen, Afghanen, Abyssinier, Soldaten von zweifelhafter Mannszucht, Derwische und Fakire deren Fanatismus, wahr oder erkünstelt, ihren häß-

lichen Zügen einen noch scheußlichern Ausdruck verleiht. In der Entfernung erregt ein schwarzer Punkt, dem mehrere andere ähnliche folgen, unsere Neugierde. Ist es eine schwarze Calotte mit rothem Knopfe auf dem wackelnden Scheitel eines chinesischen Mandarins? oder der Hut einer venetianischen Gondel, den Besetzen der serenissimen Signoria zum Troz, mit einem rothen Federbusch geschmückt? oder ein umgestülptes, auf den menschlichen Wogen rollendes Boot? Nichts von dem allen. Elefanten sind es, unterwegs nach dem Palast mit vornehmen Herren in dem rothen Haudah. Lange Züge von Kamelen vermehren die Verwirrung. Eines hinter dem andern an dasselbe Seil gebunden, den schwächtigen Hals vorgestreckt, die Nase hoch tragend, schreiten diese Thiere gravitatisch einher, unbekümmert um die durch sie in Stockung gerathenden Fuhrwerke aller Art; darunter viele Ochsenkarren, eigentlich Kioske auf Rädern, deren schwere, grellfarbige Seidenvorhänge die Insassen, mohammedanische Damen, den Blicken der Menge entziehen. Elegante Herren eilen an uns in ihren Palankinen vorüber, nachlässig ausgestreckt oder kauern, und wie versunken in die Betrachtung der weißen Rauchwolken ihres Chibuk. Jedermann, selbst die Kaufleute in ihren Läden, sind bewaffnet. An der Schwelle der anmuthigen Moschee Mekka werden wir angehalten. Giauren betreten nicht das Innere des Heiligthums. Also keine Möglichkeit an den Gräbern der Mizam zu beten.

In den entfernten Stadttheilen verändert sich die Physiognomie. Hier finden wir Stille und Einsamkeit. Die Bewohner sind in Lumpen gehüllt, die Wohnungen armselig und schmutzig, die Kaufläden Räuberhöhlen ähnlich, die Paläste, kleinere und größere, mehr oder weniger verfallen. Mitten unter den Ruinen und Dünghaufen steht ein ganz neues großes Haus im entarteten moresken Stil, einer der vielen Belege, auf welche ich stieß, für den in ganz Indien bemerkbaren Verfall der Kunst.

Die Sonne verschwand hinter den Anhöhen von Golkonda als wir den Rückweg antraten um nach Bolaram zum Banket

des Residenten zu eilen. Der Vicekönig und der Nizam, sowie die ganze Gesellschaft sollten sich dort zum letzten mal begegnen. Es war eine Gelegenheit sich Lebewohl zu sagen, und für mich, überdies, für alle genossene Freundlichkeit zu danken. Morgen ist allgemeiner Ausbruch. Uebermorgen werden alle diese schönen Zelte verschwunden sein. Von dieser glänzenden Menge, von all diesen Herrlichkeiten wird nichts bleiben als die Erinnerung an ein Feenmärchen und, in Wirklichkeit, der Nizam mit seinem Premier, der britische Resident mit der Subsidiary Force und dem Contingent von Hyderabad. Doch nein! Es bleibt ein Ereigniß ohne Beispiel, würdig in die Jahrbücher dieses ungeheuern Reiches verzeichnet zu werden und glänzend in der Geschichte der Amtswaltung Lord Ripon's, das Ereigniß der Investitur des mächtigsten der einheimischen Fürsten durch den Vertreter der Kaiserin von Indien.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ÜBERSICHTSKARTE VON FREIMERRN VON HÜBNER'S REISEN UM DIE ERDE (1871 UND 1883-1884).

1. Spaziergang um die Welt 1871. 2. Durch das Britische Reich 1883-1884.











